

Elizabeth [illegible]
1864.

Achtzehn Vorlesungen

über

Reformationsgeschichte

gehalten

im Frauenvereine der Gustav-Adolf-Stiftung
zu Wiesbaden

von

Friedrich Georg Althaus,
weiland Fürstlich Lippischem Generalsuperintendenten.

Nach dem Tode des Verfassers zum Besten des Baufonds der evang. Kirche zu Limburg a. d. L. herausgegeben.

> Einen andern Grund kann Niemand legen außer dem, der gelegt ist, welcher ist Jesus Christus.
> 1. Corinth. 3, 11.

Wiesbaden.
Julius Niedner, Verlagshandlung.
1863.

Vorrede.

Die nachfolgenden Vorlesungen über Reformationsgeschichte wurden von dem weiland Lippischen Generalsuperintendenten **Althaus** auf Veranlassung des Frauenvereins der Gustav-Adolf-Stiftung in Wiesbaden während der Jahre 1861 und 1862 vor einem gemischten Publikum gehalten. Es lag nicht sowohl in der Absicht des Verfassers, die Ergebnisse besonderer wissenschaftlicher Forschungen, welche sich auf ein tiefer gehendes Quellenstudium gründen, mitzutheilen, als vielmehr den Zuhörern in characteristischen Bildern die wichtigsten Personen und Ereignisse aus einer Zeit vorzuführen, die für jeden Protestanten, der an dem Ursprunge und der Entwicklung seiner Kirche Antheil nimmt, von der höchsten Bedeutung ist. Der reiche Inhalt sowie die ansprechende Form der Vorträge ließen die Zuhörer wünschen, daß dieselben im Drucke erschienen. Der ehrwürdige Verfasser lehnte in seiner Bescheidenheit das deshalb an ihn gerichtete Ansinnen ab; als er aber durch den Tod unerwartet abgerufen worden war, glaubten die Hinterlassenen, dem wiederholten Verlangen nach Veröffentlichung nachgeben zu müssen, zumal mehrere Freunde des Verstorbenen die Herausgabe zu besorgen sich bereit erklärten.

Bei der Redaction wurde an dem Grundsatze festgehalten, an Form und Inhalt der einzelnen Vorträge möglichst wenig, d. h. nur so viel zu ändern, als es die Zusammenstellung derselben zu einem Ganzen zu erfordern schien.

Auf vielseitiges Verlangen ist den Vorlesungen eine kurze Biographie des Vorstorbenen nach authentischen Mittheilungen der Familie, sowie die am Grabe gehaltene Rede beigefügt worden.

Die Herausgabe des Werkes hat sich durch die nicht vorausgesehene Ausdehnung desselben verzögert; einer Entschuldigung deshalb bedarf es wohl um so weniger, als der Verleger ungeachtet der bedeutend vermehrten Kosten eine Erhöhung des Preises nicht eintreten lassen will.

Da der Reinertrag zum Besten des Baufonds der Gustav-Adolf-Kirche zu Limburg a. d. L. bestimmt ist, so wünschen wir den Vorträgen eine weite Verbreitung, die sie ohnehin um ihres eignen Gehaltes willen verdienen dürften.

Mit dem herzlichsten Danke für die zahlreichen Subscriptionen, welche das Werk bereits in der Heimath des Verfassers und im Nassauischen gefunden hat, verbinden die Herausgeber die Hoffnung, daß dasselbe überall bei den Lesern jenen ächt evangelischen Sinn und jenes wahrhaft protestantische Bewußtsein wecken möge, aus welchem es hervorgegangen ist. — Das walte Gott!

Wiesbaden, Reformationsfest 1863.

Die Herausgeber.

Biographische Einleitung *).

Die nachfolgenden Vorlesungen wurden während der Jahre 1861 und 62 auf Veranlassung des Frauenvereins der Gustav-Adolph-Stiftung vor einem gemischten Publikum aus allen Ständen in Wiesbaden gehalten. Obgleich in ihrem Fortgange durch den Tod des Verfassers unterbrochen, bilden sie doch nach Form und Inhalt ein Ganzes und schienen ebensosehr aus diesem Grunde, als wegen ihres inneren bleibenden Werthes **) eine Sammlung und Veröffentlichung zu rechtfertigen. Denen, welche dem Dahingeschiedenen in früherer oder späterer Zeit nahe gestanden haben, werden sie in dieser Gestalt als ein Erinnerungszeichen

*) Die Biographie des seligen Generalsuperintendenten Althaus stützt sich ihrem wesentlichen Inhalte nach auf eine von dem Sohne des Verstorbenen, Herrn Dr. Althaus in London, verfaßte handschriftliche Lebensbeschreibung, deren Veröffentlichung durch den Druck in Aussicht steht.

**) Der Werth besteht nicht sowohl darin, daß sie das Resultat besonderer, auf Quellenstudium beruhender Forschungen waren, — denn das konnten und sollten sie ihrer Natur und ihrem Zwecke nach nicht sein, als vielmehr darin, daß sie in klarer Uebersicht und ansprechender Darstellung uns eine Reihe der wichtigsten Lebensbilder aus der Kirchengeschichte der Reformation vorführen.

an den Vollendeten willkommen sein, und es geschieht in der Hoffnung, zu dem Bilde seines Lebens und Characters einen ergänzenden Beitrag zu liefern, daß wir dem letzten Denkmal seines thätigen Geistes eine kurze biographische Scizze vorausschicken.

Friedrich Georg Althaus wurde geboren am 11. März 1790 in Blomberg, einem Landstädtchen des Fürstenthums Lippe, wo sein Vater Prediger war. Der jüngste Sohn einer Familie von 13 Kindern war er um so mehr der besondere Gegenstand elterlicher Liebe und Pflege, als die meisten älteren Geschwister bereits das väterliche Haus verlassen hatten, da er noch in der frühesten Jugend stand. Im Jahre 1792 ward sein Vater nach Falkenhagen versetzt. Die liebliche Umgebung des einsam gelegenen Dorfes mit ihren Wäldern und Fluren, in denen der lebhafte Knabe umherstreichen durfte, weckten den tiefen Sinn für Naturschönheiten, welche auch im späten Alter noch den Greis begeisterten.

In Falkenhagen erhielt Althaus auch den ersten Unterricht und wurde von seinem Vater so weit gebracht, daß er nach seiner Confirmation im Jahre 1804 an eine der oberen Klassen des Gymnasiums in Holzminden eintreten konnte. Von den Unterrichtsgegenständen zogen ihn vorzugsweise Geschichte, die alten und neuen Sprachen und deutsche Literatur an. Die Beschäftigung mit den classischen Werken des Alterthums und der Neuzeit, die Freundschaften, welche er mit gleichgesinnten Jünglingen schloß, die vielfachen Anregungen, welche er durch die Lehrer der Anstalt empfing, wirkten so bildend auf den strebsamen Jüngling ein, daß er

im Herbste 1808 die Universität Göttingen beziehen konnte. Althaus wendete sich dem Studium der Theologie zu, obgleich seine Neigung anfangs auf das der Medicin gerichtet gewesen war. Männer wie Plank, Eichhorn, Stäudlin, von Crell, Gesenius und außer diesen Heeren, Heine, Schulze und Bouterweck wurden seine Führer und bestimmten seine theologische und wissenschaftliche Richtung so nachhaltig, daß er derselben im Ganzen stets treu geblieben ist. Zu Göttingen war es auch, wo Althaus die innigste Freundschaft mit dem Philologen Ernst Greverus schloß, welcher sich später als Director des Gymnasiums zu Oldenburg einen ehrenvollen Ruf erworben hat. Nachdem Althaus seine Studien auf der Universität beendigt hatte, nahm er im Frühjahr 1811 eine Hauslehrerstelle in Münden an, die er jedoch schon im Herbste wieder aufgeben mußte, weil eine ernstliche Erkrankung seines Vaters es ihm zur Pflicht machte, als Gehülfe desselben in's Pfarramt zu treten und seine Geschäfte in der Falkenhagener Gemeinde zu übernehmen. Das Vertrauen, mit welchem man ihm allenthalben entgegenkam, rechtfertigte er durch seine treue und gewissenhafte Dienstführung sowohl als Prediger, wie als Seelsorger und Lehrer. Ganz besonders nahm er sich der Confirmanden an, sodaß diese ihm mit einer Liebe anhingen, die das beste Zeugniß seiner gesegneten Einwirkung auf dieselben war. Der erkrankte Vater erholte sich zwar wieder, doch blieb derselbe bei seinem hohen Alter der Aushülfe auch noch fernerhin bedürftig, weshalb der Sohn in seiner Stellung belassen wurde; obgleich es in jenen Jahren, in welchen jedes edle deutsche Herz für die Sache des Vaterlandes höher schlug, für Althaus ein schweres Opfer war, auf die gewünschte Betheiligung

an den Freiheitskämpfen verzichten zu müssen, so war er doch keinen Augenblick zweifelhaft über das, was seine nächste Pflicht sei, und glücklich in seinem Berufe begleitete er den Fortgang der deutschen Angelegenheiten mit aufmerksamen Blicken, heißen Wünschen und frommen Gebeten, bis er sich des endlichen Sieges mitfreuen konnte.

Im Jahre 1814 erwiederte er einen Besuch seines Freundes Greverus in Bremen und lernte bei dieser Gelegenheit den berühmten Prediger an der Ansgariikirche, Dr. Draeseke kennen, mit welchem er von da an in ununterbrochenem Verkehre blieb, und dessen Familie er im Frühlinge 1819 durch seine eheliche Verbindung mit Draeseke's Tochter Julie näher angehören sollte. Die Stellung, welche Althaus zu einem Manne wie Draeseke gewonnen hatte, konnte nicht verfehlen, auf ihn höchst anregend und fortbildend einzuwirken. Das Glück aber, welches ihm an der Seite einer geliebten Gattin erblühte, die gleichsehr durch die Vortrefflichkeit ihres Herzens, wie durch ihre geistige Bildung ausgezeichnet war, erhöhte seinen Eifer und seine Thätigkeit. Leider wurde dieses Glück durch den im Herbste des Jahres 1819 erfolgten Tod seines Vaters, der im Jahre zuvor noch seine goldene Hochzeit hatte feiern können, getrübt. Ein Besuch des Vaters Draeseke und die Geburt der ersten Tochter brachten wieder frohere Stunden. Im Jahre 1821 wurde Althaus nach Detmold an die zweite Predigerstelle berufen; aber welche Auszeichnung auch in dieser Berufung lag, und wie sehr auch der noch jugendliche Mann geeignet war, das ihm gezeigte Vertrauen zu rechtfertigen, so war ihm doch der Abschied von Falkenhagen und die Gewöhnung an die Detmolder Verhältnisse schwer. Wohler ward es ihm erst, als sich seine neue

Wirksamkeit mehr und mehr ausdehnte, als er in die herzlichsten Beziehungen zu seinem älteren Collegen, dem Generalsuperintendenten Weerth trat, und die Familie des Professors Siebert sich mit der seinigen auf's Innigste befreundete. Die Thätigkeit Althaus' war von gesegnetem Erfolge begleitet; die Gemeinde liebte und verehrte, seine Vorgesetzten achteten ihn, und es wurde nur eine allgemein gehegte Hoffnung erfüllt, als Althaus nach dem Tode Weerths 1837 zur höchsten kirchlichen Würde seines Landes erhoben wurde.

Es ist nicht zulässig, in dem engen Rahmen dieser kurzen biographischen Scizze weitläufig die Verdienste auszuführen, welche sich Althaus als Generalsuperintendent um die lippische Kirche erworben hat; aber das darf nicht verschwiegen werden, weil es auch seine Gegner nicht werden zu bestreiten wagen, daß sein ganzes Streben dahin gerichtet gewesen ist, kirchliches Leben zu wecken und zu fördern. Zu dem Ende ließ er sich die Visitationen der Pfarreien und Schulen des Landes angelegen sein, richtete freie Predigerconferenzen ein und leitete dieselben, erhöhte die Forderungen, welche an die Candidaten gestellt wurden, nahm sich der Schulen auf's Eifrigste an und wirkte nach allen Seiten hin rathend und helfend, versöhnend und vermittelnd. Schmerzlich empfand er es, als in den vierziger Jahren sich eine Richtung unter der jüngeren Geistlichkeit des Landes geltend zu machen suchte, welche er von seinem Standpunkte aus nicht theilen konnte, weil er dadurch den Frieden der Landeskirche gefährdet glaubte. Hatte er auch die Genugthuung, zu sehen, daß es zu einem offenen Kampfe damals noch nicht kam, eröffnete sich ihm auch in der Gründung und Ausbildung des Lippischen Gustav-Adolf-Vereins eine neue, seiner Neigung besonders entsprechende

Thätigkeit, wurde er auch als Abgeordneter seines Landes zu der „Evangelischen Conferenz" zugezogen und ihm so auf die verschiedenste Weise die Möglichkeit geboten, die Sache des Reiches Gottes nach seiner Kraft und Einsicht zu fördern, so konnte es ihm doch nur wehe thun, als er die Hoffnungen vereitelt sah, welche er auf die große Bewegung des Jahres 1848 auch in kirchlicher Beziehung gesetzt hatte, und die Einrichtungen, welche er durch Einführung einer freien Kirchenverfassung zum Besten der Gemeinden getroffen zu haben glaubte, wieder aufgehoben wurden. Als er deshalb im Herbste des Jahres 1855 in Folge eines Schlaganfalls erkrankte und sich außer Stand fühlte, sein Amt mit der früheren Energie zu führen, so kam er 1858 um seine Entlassung ein, die ihm auch in ehrenvollster Weise gewährt wurde. Die häuslichen Verhältnisse hatten sich zwischenzeitlich wesentlich verändert. Dem Tode der geliebten Mutter war am letzten Tage des Jahres 1848 der seiner theuren Gattin, 1850 der des innig verehrten Vaters Draeseke, 1852 der seines Sohnes Theodor gefolgt. Die andern Söhne hatten die Universität bezogen oder in der Ferne eine neue Heimath gefunden; die Töchter waren verheirathet. Althaus fing an, sich in mehr als einer Beziehung vereinsamt zu fühlen, und war genöthigt, in einer neuen Umgebung Erholung und Ruhe zu suchen. So kam er 1859 nach Wiesbaden, wo ihm bald der Aufenthalt durch freundliches Entgegenkommen von Männern angenehm gemacht wurde, welche sich von seiner ehrwürdigen Erscheinung und doch jugendlichen Frische, von der Biederkeit seines Characters und seiner Theilnahme an den kirchlichen Interessen Nassau's angezogen fühlten. Noch mehr bürgerte sich Althaus in dem neuen

Wohnorte ein, als er die nachfolgenden Vorträge hielt und sich dabei den ungetheilten Beifall der Zuhörer erwarb. Leider sollte seine Thätigkeit auf eine Allen unerwartete Weise stille gestellt werden. Ende December 1862 erkrankte und am 9. Januar 1863 starb Althaus, gepflegt von seiner Schwägerin Therese Draeseke, die ihm in den letzten Jahren als liebe Gesellschafterin zur Seite gestanden hatte, und seiner Tochter Elisabeth, die aus Berlin an sein Krankenlager herbeigeeilt war. Zwei Söhne waren von London gekommen, seine Leiche zur letzten Ruhestätte zu begleiten. Der zahlreiche Leichenconduct, der Choralgesang des Lehrervereins sowie die am Schluß dieses Buches abgedruckte Grabrede des Kirchenraths Dietz konnten den Leidtragenden ein Zeugniß von der allgemeinen Achtung und Verehrung sein, welches der Verstorbene in Wiesbaden genossen hatte.

Mögen die Urtheile über den Heimgegangenen auch noch so verschieden ausfallen, darin werden Alle, die demselben nahe standen und der Wahrheit die Ehre geben wollen, übereinstimmen, — daß er als Mensch höchst ehrenhaft von Character, als Theologe weitherzig und freigesinnt, zugleich aber fest auf biblischem Boden stehend, als Diener des Herrn und seiner Kirche eifrig und gewissenhaft, als Christ stets seinem Wahlspruche „Christus mein Leben" getreu gewesen ist.

Sein Gedächtniß bleibe im Segen!

Inhaltsverzeichniß.

Verzeichniß der Druckfehler.

Seite	1	Zeile	6	von	Oben	lies	statt	Grenze = Grenzen.
„	3	„	3	„	Unten	„	„	Pflanzschule = Pflanzschulen.
„	4	„	7	„	Oben	„	„	Satzung = Satzungen.
„	13	„	3	„	„	„	„	Pier = Pierre.
„	29	„	16	„	„	„	„	Gleichen = Gleiche.
„	33	„	11	„	„	„	„	Predigt = Predigten.
„	50	„	3	„	„	„	„	nicht — oder.
„	69	„	11	„	Unten	„	„	Sarbonne = Sorbonne.
„	71	„	14	„	„	„	„	mögte = möge.
„	80	„	7	„	„	„	„	den Uebergriff = die Uebergriffe.
„	178	„	11	„	Oben	„	„	alttestamentlichen = altkirchlichen.
„	227	„	14	„	„	„	„	eine = einen.
„	332	„	2	„	„	— eine — fällt weg.		
„	349	„	8	„	„	lies statt Paul III. = Paul IV.		

Erste Vorlesung.

Vorreformatorische Bestrebungen.

Verehrte Anwesende!

Zu besonderer Freude gereicht es mir, heute hier in Ihrem Kreise auftreten zu dürfen und Sie als neugebildeten Frauenverein der Gustav-Adolph-Stiftung zu begrüßen. — Haben Sie sich ja mit diesem Ihrem Verein einer Stiftung näher angeschlossen, die von Anfang an im evangelischen Deutschland und über dessen Grenze hinaus mit ihrem apostolischen Ruf und Wahlspruch: „Laßt uns Gutes thun ꝛc." lebendigen Anklang fand, und die seit den 18 Jahren ihres gesegneten Bestehens immer weiteren Raum und größere Bedeutung gewonnen hat; — einer Stiftung, die nicht etwa Zwietracht säen, angreifen und erobern, sondern nur einigen, nur versöhnen, nur conserviren will, und in deren ganzem Wesen und Wirken sich der Geist einer von starrem, engherzigem Confessionalismus eben so freien als wahrhaft evangelischen, helfenden, rettenden Bruderliebe offenbart.

Wie es nun schon etwas werth ist, sich unter den Einfluß solchen Geistes zu stellen, so wird uns überdieß auch die Kirche, der wir angehören, um so theurer werden, je mehr wir auf dem Gebiet derselben, Jeder an seinem Theil, dazu mitwirken, daß ihren verlassenen, bedrängten Gliedern geholfen, das Zerstreute gesammelt, das Verfallne und Zerstörte aufer-

bauet und das fast Erstorbene zu neuem, fröhlichem Leben geweckt wird, und wäre immerhin auch unser Thun nur dem Tropfen am Eimer gleich, nicht dem Becher frischen Wassers, den unsre Hand dem Durstigen reicht.

Zu gleichem Zweck einer vermehrten Liebe und erhöhten Werthschätzung unsrer evangelischen Glaubensgemeinschaft und der Güter, deren wir uns in ihr erfreuen, möchten auch diese Vorträge dienen, zu welchen Sie sich von Zeit zu Zeit hier versammeln wollen.

Obgleich die große Thatsache der Reformation des 16ten Jahrhunderts den Hauptgegenstand meiner Vorträge bilden soll, so erlaube ich mir doch, um das Verständniß derselben zu ermöglichen, zunächst ihren Blick auf die vorreformatorischen Bestrebungen zu lenken und dabei etwas weiter auszuholen.

Seit gegen Ende des 5. Jahrhunderts christlicher Zeitrechnung der Frankenkönig Chlodwig auf dringendes Bitten seiner Gemahlin Chlotildis, die schon Christin war, sich von Remigius, dem Bischof von Rheims, hatte taufen lassen und mit ihm 3000 der Vornehmsten im Volk, war im ehemaligen Gallien der Sieg des Christenthums entschieden. Auch bei unseren deutschen Stämmen hatte dasselbe Eingang gefunden, sei es durch Berührung mit den Franken, namentlich am Rhein, oder durch den Eifer stammverwandter angelsächsischer Glaubensboten, die von den britischen Inseln herüberkamen. — So pflanzte um's Jahr 600 Columban, ein Klosterbruder aus Irland, in der Schweiz, in Schwaben und Baiern das Christenthum mit seinem Gefährten,

dem heiligen Gallus, von dem noch heute Stadt und Canton St. Gallen den Namen führt; — gleichwie hundert Jahre später ein Schotte, der heilige Kilian, zuerst in der Gegend von Würzburg Christum verkündigte. Von kirchlicher Ordnung war damals indeß noch keine Spur vorhanden, Christenthum und Heidenthum erschienen häufig noch vermischt, und die Macht des letzteren im Norden und Osten von Deutschland noch ungebrochen. Da fühlt sich ein englischer Mönch, Winfried, in der ersten Hälfte des 8. Jahrhunderts vom Geist getrieben, Deutschlands Apostel zu werden. Nach einem vergeblichen Anlaufe in Friesland ging er im Jahr 718 nach Rom, dessen geistliche Macht der englischen Kirche damals schon unterworfen war, um sich vom Papst Gregor III. zur Bekehrung der Deutschen bevollmächtigen zu lassen. — Den ersten Erfolg seiner apostolischen Mission hatte er dann in Hessen, worauf ihn der Papst, mit Beilegung des Namens Bonifacius, zum Bischof weihte. Als es ihm darnach auch in Thüringen gelang, wo er im Jahre 724 unweit Gotha bei dem Dorfe Altenberga die erste deutsche Kirche baute, ernannte ihn der Papst zum Erzbischof und Primas von ganz Deutschland, als welcher er nun begann, die kirchlichen Verhältnisse zu ordnen. — Baiern theilte er in mehrere Diöcesen, Salzburg, Regensburg u. A., gründete die Bisthümer Würzburg, Eichstädt, Erfurt, gleichwie er die erste deutsche Synode versammelte, auf welcher die gänzliche Unterwürfigkeit der neuen Kirche unter die Alleinherrschaft des römischen Stuhls beschlossen ward. Unter den Klöstern, die er als Pflanzschule und Haltpuncte des Christenthums errichtete — zu Fritzlar und Amöneburg in Hessen, zu Ohrdruf in Thüringen — wurde Fulda das berühmteste,

wo auch seine Gebeine ruhen, nachdem er im Jahr 755 auf einer abermaligen Bekehrungsreise in Friesland den Märtyrertod gefunden.

Noch fester, als es bei der englischen Kirche der Fall war, hatte Bonifacius die neue deutsche Kirche an Rom gekettet; — indem eine knechtische Ehrfurcht gegen den römischen Stuhl, hervorgegangen aus Ueberschätzung der kirchlichen Satzung und der äußeren kirchlichen Einheit, zu den Grundzügen seines Charakters gehörten. Daher war er auch hart und verfolgend gegen jede Abweichung von der römisch kirchlichen Ordnung, während er für die gleichgültigsten Dinge des täglichen Lebens nach Kirchengesetzen forschte, die ihm denn auch von Rom aus als ebensoviele Gewissensbande reichlich gegeben wurden; — wie unter Andern sich auf Anfragen, ob man das Fleisch dieser und jener Vögel, ob man überhaupt Wild essen dürfe, ob roher Speck erlaubt sei, nicht derselbe erst geräuchert und gekocht werden solle, — der damalige Papst es nicht unter seiner Würde hielt, in einem eignen Breve darauf zu antworten. — Gleichwohl leuchtet unter allem Satzungswesen und beschränkten Zeitanschauungen der christlich fromme Sinn des Bonifacius hervor, und dürfen wir seinem aufopfernden Eifer und seinem Verdienst um die Pflanzung und Ausbreitung der christlichen Kirche in unserm Volke die gebührende Ehre und dankbare Anerkennung nicht versagen. —

Blicken wir nun auf das eigentliche Mittelalter, so tritt uns am Eingang desselben die hehre Gestalt Carls des Großen entgegen. Als König der Franken als römischer Kaiser am Weihnachtsfeste des Jahres 800 vom Papst mit der Krone des abendländischen Reiches gekrönt, führte er mit starker Hand das Scepter fast über sämmtliche romanisch-

germanisch-christliche Nationen, von der Eider im Norden bis zum Tiber im Süden, vom Ebro im Westen bis zur Raab, der Elbe und Saale im Osten. — In gleichem Maße suchte er mit seiner Herrschermacht innerhalb dieser weiten Grenzen auch das Christenthum auszubreiten. Bekannt sind seine wiederholten vieljährigen Kriege gegen die Sachsen und nach dem Namen der verschiedenen Hauptzweige ihres Stammes der Westfalen, der Engern, der Ostfalen und Nordalbinger, deren Unterwerfung zugleich ihre Bekehrung zum Zwecke hatte. Freilich nicht auf dem friedlichen Wege der Belehrung und der Ueberzeugung, sondern mittelst des rohesten Zwanges und blutiger Gewalt wurden sie zum Christenthum geleitet. Obgleich Alcuin, der Freund und Rathgeber des Kaisers, erinnerte, daß der Mensch zwar zur Taufe gezwungen werden könne, aber nicht zum Glauben, dennoch wurde unter Andern in einer Capitulation mit den Sachsen vom Jahre 788 die Todesstrafe darauf gesetzt, wenn Jemand sich der Taufe entziehe und im Verborgnen Heide bleibe; sowie diejenigen mit gleicher Strafe belegt wurden, welche die 40tägigen Fasten vor Ostern nicht hielten und während derselben Fleisch aßen. Trotz solcher Strenge fand das Heidenthum noch lange heimliche Anhänger, und immer neue Empörungen folgten, auch als nach vergeblichem Widerstande der Sachsenherzog Wittekind sich hatte taufen lassen. Nicht minder gründete indeß Carl zur Durchführung seines Zweckes rühmlicher Weise mehrere Bisthümer in den betreffenden Gebieten, zu Osnabrück, Münster, Paderborn, Minden, Bremen und Verden, — ließ Kirchen und Dome bauen, errichtete Sängerschulen, um den römischen Kirchengesang im Frankenreiche einzuführen, während er nicht

minder die ganz verfallene Zucht des Clerus wiederherzustellen suchte, und sobald er in Italien die Wissenschaften kennen und lieben gelernt hatte, auch mit Ernst darauf Bedacht nahm, denselbigen in seinem Reiche überhaupt und besonders unter der Geistlichkeit Bahn zu machen. Aus Rom, aus Pisa und andern Orten zog er Gelehrte an seinen Hof, — als den ausgezeichnetsten unter ihnen den schon vorhin genannten Alcuin aus York in England, und sorgte mit Hülfe derselben für Anlegung von Schulen an Kathedralen und in Klöstern. Freilich beschränkte sich der Unterricht nur auf etwas Lateinisch, Lesen, Rechnen, Singen, und auch dieß nur für eine Elite von Knaben; unter Ludwig dem Frommen aber, unter Lothar und Karl dem Kahlen, welche gleich ihrem großen Ahnherrn Freunde und Beschützer der Wissenschaft waren, ist auch schon von höheren Lehranstalten die Rede, und kamen unter Andern die Schulen in Tours, Lyon, Rheims, Fulda, Corvey und St. Gallen zu erfreulicher Blüthe. Für den Unterricht des Volks, namentlich den Religionsunterricht ließ sich leider! nur noch wenig thun, da es an eigentlichen Volksschulen noch gänzlich fehlte, die Pfarrgeistlichen aber unglaublich wenig zu leisten vermochten. Kaiser Carl ließ dieselben durch Bischöfe anhalten, daß sie mindestens die Meßgebete, das Vater Unser, die Episteln und Evangelien richtig lesen und einigermaßen verstehen lernten; gleichwie er auch für sie ein s. g. Homiliarium, eine Sammlung von Reden älterer Kirchenväter, aufstellte und in die Landessprache übersetzen ließ, zum Vorlesen in den Kirchen, damit es nicht ganz an Lehrvorträgen fehle. Die heil. Schrift blieb noch lange ein dem Volk in jeder Beziehung verschlossenes Buch, da auch die dichterische Bearbeitung der Evangelien von dem Mönch Ott-

fried zu Weißenburg im Elsaß um die Mitte des 9. Jahrhunderts lateinisch verfaßt war und erst im 16. Jahrhundert in's Deutsche übertragen wurde; — gleichwie die berühmte Nonne Roswitha zu Gandersheim um's Jahr 980 ihre heil. Komödien lateinisch schrieb, und erst der Abt Notker von St. Gallen zu Anfang des 11. Jahrhunderts die Psalmen und das Vater Unser in das Fränkisch-deutsche übersetzte. —

Nach 45jähriger glorreicher Regierung wurde Kaiser Carl zu Anfang des Jahres 814 vom Schauplatz seiner irdischen Wirksamkeit abgerufen. Er starb 71 Jahre alt zu Aachen, wo er auch geboren war, und wo im Chore des von ihm erbauten Münsters seine Asche ruht, das Grabmal mit der einem der größten Herrscher aller Zeiten gebührenden Aufschrift: Carolo Magno! — Wie ruhmvoll aber seine Regierung immerhin gewesen, und wie tiefe Spuren seines thatenreichen Lebens in der Weltgeschichte er zurückgelassen, so brach doch bald nach ihm der Riesenbau des Frankenreichs in Stücke, und der Vertrag zu Verdün im Jahr 843 zwischen Carls Enkel, Kaiser Lothar und dessen Brüdern, Ludwig dem Deutschen und Karl dem Kahlen begründete für die kommenden Jahrhunderte die Zertrennung und damit freilich auch die von der göttlichen Vorsehung gewollte Selbstständigkeit Deutschlands sowie der übrigen Theile des bisher aus romanischen und germanischen Elementen zu einem Ganzen vereinigten Reiches. Das Schlimme nur war, daß während der bürgerlichen Verwirrung, welche auf die Zerstückelung des Reiches folgte, alle Wissenschaft verfiel, und eine allgemeine Barbarei eindrang. Es kennzeichnet dieselbe besonders das 10. Jahrhundert, obgleich einige namhafte Schrift-

steller das 10. dem 11., 12. und 13. Jahrhundert noch vorgezogen wissen wollen. Allerdings entspricht dieß nicht den phantastischen Vorstellungen und idealisirenden Anschauungen, mittelst derer sich Mancher von dem magischen Dunkel der mittelalterlichen Kirche insbesondre angezogen fühlt. Treten wir der geschichtlichen Wahrheit näher, wo sich durch ihre Fackel jenes Dunkel erhellt, so hören alle Illusionen auf. Unwürdige bemächtigten sich häufig der oberen kirchlichen Stellen und wetteiferten dann mit den weltlichen Großen in Raub und Genußsucht. Nicht selten wurden die höchsten kirchlichen Würden von den Königen verkauft und blos nach Gunst vergeben. Graf Heribert von Vermandois unter Andern drängte der Kirche von Rheims seinen 5jährigen Sohn zum Erzbischof auf und ließ ihn als solchen vom Papst Johann X. bestätigen. Dabei herrschte dann unter dem Klerus, wie unter dem Volk über religiöse Dinge die gröbste Unwissenheit und im Gefolge davon die roheste Sittenlosigkeit. Ein Verzeichniß der Schandthaten des Bischofs Hugo von Langres in den Acten des Concils zu Rheims vom Jahr 1049 ist schaudererregend. Am schrecklichsten war es in Italien, wo Ratherius, Bischof von Verona, gegen Ende des 10. Jahrhunderts vergeblich gegen das allgemeine Verderben ankämpfte und offen erklärte, daß sich die Geistlichen von den wüstesten Laien kaum noch durch etwas Anderes unterschieden außer durch die Tonsur. Blicken wir auf die Klöster insonderheit, so hatte schon Carl der Kahle (Sohn Ludwigs des Frommen) viele derselben als Pfründen an Nichtmönche und Laien verschenkt. Nachher geschah dieß oft erblich, auch ohne Unterschied des Geschlechts, wie z. B. König Lothar seiner Tochter Adelaide drei Abteien zur Mitgift aussetzte. Hatto, von 891 bis 912

Erzbischof von Mainz, soll für seine Person allein sogar 12 Abteien besessen haben. Die Aebte lebten dann in den Klöstern herrlich und in Freuden, mit ihren Frauen, Söhnen und Töchtern, mit Soldaten und einem Rudel Jagdhunden, — während alle Klosterzucht verfiel, und unter Mönchen wie unter Nonnen Unordnung und Ausschweifungen aller Art einrissen. So lebte zum Beispiel um's Jahr 930 der Abt Campo im Lombardischen in wilder Ehe, und sämmtliche Mönche folgten ihm nach. Er hatte 3 Söhne und 7 Töchter, welche er mit Klostergütern ausstattete. Nun wurde zwar zu Anfang des 10. Jahrhunderts im Kloster Clügny, einer von Ludwig dem Frommen gestifteten Benedictiner-Abtei, die strenge Regel Benedicts wiederhergestellt, und hörten in Frankreich die Laienäbte allmählig auf. — Auch in Italien fanden sich im 11. Jahrhundert Reformatoren des Mönchthums, Romualdus namentlich, der durch die Gründung der Einsiedelei zu Camaldoli in den Apenninen den Einsiedlerorden der Camaldulenser stiftete. In Deutschland aber scheiterten meistens die Versuche zu ähnlicher Reformation an der Hartnäckigkeit der an ein freies Leben gewöhnten Mönche; wie unter Andern um's Jahr 1005 die Mönche zu Hersfeld, als der Abt Godehard sie reformiren wollte, sich gegen ihn verschworen, bis auf einige Alte und Gebrechliche das Kloster verließen und hier und dort umherschweiften. — Nebenbei ist es bemerkenswerth, daß man zu dieser Zeit im Bewußtsein der eignen und der weit verbreiteten Verderbtheit immer allgemeiner die Erwartung hegte, der jüngste Tag, der Weltuntergang stehe nahe bevor. Im Jahr 960 erschien auf dem Fürstentage zu Würzburg ein Eremit aus Thüringen, der es als eine ihm gewordene göttliche Offen-

barung verkündigte, der letzte Tag sei vor der Thür, während man in Paris predigte, mit dem Schluß des Jahrs Tausend würde der Antichrist kommen und bald darnach das Gericht. Im Jahr 1010 erneuerte sich der allgemeine Schrecken; daher die vielen Schenkungen aus der Zeit, die mit den Worten anfingen: appropinquante mundi termino — da das Ende der Welt sich naht, — und es stammen eben daher die herrlichen Münster von Straßburg, Mainz, Trier, Speier, Worms, Basel, Dijon u. A., zu deren Bau man überall große Summen beisteuerte, um dem Verderben und der Verdammniß zu entrinnen. —

Was sodann den Gottesdienst betrifft, so wurde derselbe in der leichtgläubigen, rohen und sittenlosen Zeit von der Heiligenverehrung völlig verschlungen. Neue Heilige wurden gemacht, wozu damals noch jeder Bischof in seinem Sprengel die Macht hatte. Das erste Beispiel päpstlicher Canonisation gab Johann XV., der im Jahr 993 den Bischof Ulrich von Augsburg heilig sprach. — Alte Heilige wurden in großer Menge entdeckt; dahin gehören die 10,000 Märtyrer, welche nach dem allmählig zu 53 Foliobänden herangewachsenen Werke: acta sanctorum unter den römischen Kaisern Hadrian und Antonin auf dem Berg Ararat gekreuzigt worden sein sollen. Dahin gehören auch die 11,000 Jungfrauen, die im 5. Jahrhundert von den Hunnen unter Attila verfolgt, bei Cöln im Rhein den Märtyrertod gefunden hätten. In einem Cölner Kirchenkalender aus dem 9. Jahrhundert werden freilich nur 11 Jungfrauen aufgeführt, d. h. Ursula, Verona und einige andre, in einem Trier'schen Kalender aus dem 11. Jahrhundert bereits 1000, aus welchen man endlich im 12. Jahrhundert 11,000 machte. Zugleich wurden Reliquien als Heilig-

thümer für so viele neu erbauten Kirchen im Ueberfluß herbeigeschafft, sei es, daß fromme Einfalt sie wirklich zu entdecken glaubte, nicht daß Betrüger dieselben lieferten; — wie unter Andern von einem solchen Markgraf Mainfried für eine neu erbaute Kirche mit schwerem Gelde die vorgeblichen höchst wunderthätigen Gebeine eines vorgeblichen Märtyrers Justus kaufte, die aber dem verschmitzten Betrüger nicht (wie er fabelte) die Erscheinung von Engeln gezeigt, sondern von ihm, wie es hinterher zu Tag kam, auf einem entlegenen Kirchhofe bei Nacht aus irgend einem Grabe aufgewühlt waren. Zahllose Reliquien brachten besonders die Kreuzfahrer aus Palästina mit, unter Andern die Leiber der heiligen 3 Könige, die nach Cöln kamen, wo noch jetzt in einer Capelle des Domes ihre Särge auf besonderes Verlangen gezeigt werden. — Zu Mantua entdeckte man die heilige Lanze, mit Nägeln vom Kreuze Christi, welche, von Kaiser Heinrich I. um's Jahr 935 erworben und dann unter die Reichskleinodien aufgenommen wurde. Die Mönche von Angers rühmten sich, das Haupt Johannis des Täufers zu besitzen; die Mönche des heiligen Medardus einen Zahn Christi. Zu Vendome fand man sogar eine Thräne, die Christus geweint habe, zu Reichenau Blut Christi, anderswo die Leinentücher aus seinem Grabe; in der Laterankirche zu Rom zeigt man die Häupter der Apostel, die Haare der heiligen Jungfrau u. s. w. u. s. w. Nicht selten behaupteten mehrere Kirchen und Klöster, ein und dieselben Heiligthümer zu besitzen; wie unter Andern zwischen den Mönchen von St. Denis unweit Paris und den Mönchen von St. Emmeran in Regensburg die längste Zeit darüber gezankt wurde, wo die ächten Gebeine des heil. Dionysius

aufbewahrt würden, bis endlich Papst Leo IX. für die Regensburger entschied; — in ähnlicher Weise wie bei der letzten Ausstellung des heil. Rocks in Trier Herr v. Sybel geschichtlich nachwies, daß denselbigen Rock auch einige 20 andere Kirchen zu besitzen vorgegeben. In dieser Zeit entstand wie der Roman, so auch die Legende, und müssige Mönche statteten die Heiligen auf's Willkührlichste mit Abentheuern und Wundern aus. Denn auch Wunder geschahen durch die Heiligen und ihre Gebeine in Menge, so viele, daß einige Aebte sich dieselben verbaten, und unter Andern der Abt Stephan zu Lüttich im Jahr 1021 den heiligen Wolbodo im Namen Gottes beschwur, mit Wundern einzuhalten, da von Kranken und Hülfesuchenden bei Tag und Nacht die Klosterbrüder unerträglich beunruhigt und beschwert würden.

Vor allen Heiligen aber wurde Maria göttlich verehrt. Zunächst in Klöstern widmete man ihr den Samstag als Fasttag und hielt ein besonderes officium Sanctae Mariæ. Schon im 8. Jahrhundert wurde das Fest ihrer Geburt gefeiert, darnach auch das Fest ihrer Himmelfahrt, zu dessen Empfehlung freilich nicht nur untergeschobene Schriften beitragen, sondern hier und dort auch besondre Wunder geschehen mußten, um die Einführung des Festes zu bewirken. Mehr und mehr trat es dann in der ausschweifenden Verehrung der Jungfrau Maria sowohl unter dem Volk als bei den ausgezeichnetsten Lehrern des 10., 11. und der nächstfolgenden Jahrhunderte hervor, wie durch die übertriebene Heiligenverehrung Gott vermenschlicht und Menschen vergöttert wurden. In dem großen Psalterium, welche dem Bonaventura zugeschrieben wird, heißt es u. A. „Gott ist ein Gott der Rache, aber du, Mutter der

der Barmherzigkeit, bewegst ihn zum Erbarmen. Selig ist, wer deinen Namen liebt, deine Gnade wird seine Seele trösten. In einem Sermon des Pier Damiani wird sogar von ihr prädicirt: „Dir ist gegeben alle Gewalt im Himmel und auf Erden, und nichts ist dir unmöglich"; — gleichwie einer der Minnesänger, welcher zu ihrem Lobe sagt: „Sie hat den starken Gott uns überwunden, daß sin' Gewalt ist so von ihr gebunden, daß Er lauter Gnade biet, Friede und stete Süne giet;" — während ein andrer beschreibt, „Wie der Sun si edle Muoter bi der Hand nimmt, mit ihr zu Gott geht und spricht: Vater nim, es ist also gewandt, ich und min Muoter suchen din Erbarmung." — Als wäre es mit dem Allem noch nicht genug, so ersannen um's Jahr 1140 einige Canonici zu Lyon noch die Lehre von der unbefleckten Empfängniß Maria's und ein Fest zu Ehren derselben. Gelehrte Theologen erklärten sich damals entschieden dagegen. Der heil. Bernhard insbesondre, der wie ein Stern erster Größe durch die Nacht seiner Zeit leuchtete, obwohl er sonst auch für den Mariendienst schwärmte, legte doch gegen diese Extravaganz starken Widerspruch ein und schrieb an jene Canonici: wie wenn nun Jemand folgerichtig auch für die Eltern, die Groß- und Urgroßeltern Maria's gleiche göttliche Abkunft in Anspruch nähme und so ins Unendliche fort, und man zahllose Feste dafür feiern wollte! Nur Einer ist vom heil. Geist empfangen, der Alle heiligen sollte, und er allein sei ohne Sünde gekommen, damit er die Sünder heiligte. So wurde denn zwar im 13. Jahrhundert das Fest der Conception, aber nicht der immaculata an vielen Orten gefeiert. Während alle bedeutenden Scholastiker, ingleichen die Pariser Universität das betreffende

Dogma verwarfen, die beiden Mönchsorden der Franziskaner und Dominikaner aber die längste Zeit mit einander darüber zankten, ward dasselbe zuletzt in unsern Tagen — in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts — aus päpstlicher Machtvollkommenheit feierlich proclamirt, und das betreffende Fest der ganzen römisch-katholischen Christenheit octroyirt.

Zu den Marienfesten kam dann im Laufe der Zeit noch das Frohnleichnamsfest, auf Grund der Lehre von der Verwandlung des Brods und Weins im Abendmahle in den wirklichen Leib und das wirkliche Blut Christi. Zwar war die Lehre damals noch keineswegs allgemein angenommen. Den Mystikern insbesondre und ihrer geistigen Auffassung der Sacramente sagte sie nicht zu; wie unter Andern noch der heiligen Bernhard erklärt, Brod und Wein im Abendmahle seien sichtbare Zeichen der unsichtbaren Gnade des für uns geopferten Heilandes. Aber das wundersüchtige Volk, welchem man von Zeit zu Zeit bei der Messe anf den Zauberspruch des Priesters: »hoc est corpus meum» wirkliches Fleisch und Blut in natürlicher Gestalt vorgaukelte (besonders häufig wurden die Blutwunder), neigte sich der Verwandlungslehre zu, bis dieß Dogma im Jahr 1215 durch Papst Innocenz III. die kirchliche Bestätigung erhielt. Um die Mitte des Jahrhunderts verordnete dann Papst Urban IV. die Feier eines der Anbetung der Hostie besonders geweihtes Festes, festum corporis Domini, das Frohnleichnamsfest, welches jedoch erst im Jahr 1311 von Clemens V. für die ganze Kirche eingeführt und von da an überall mit großem Schaugepränge begangen wurde.

Im 11. und 12. Jahrhundert kommen auch Spuren davon vor — wenngleich noch sehr vereinzelte —, daß man anfing, den

Laien den Kelch im Abendmahl zu entziehen, unter dem Vorwande, die Communicirenden empfingen mit dem Leibe Christi auch sein Blut, und sei es überdieß bei der Austheilung des Kelches zu gefährlich, daß etwa, wenn auch nur ein Tropfen, von Christi Blut verschüttet werde. Im Allgemeinen aber reden namhafte Schriftsteller des 12. Jahrhunderts nur vom Genuß des Abendmahls unter beiden Gestalten, und noch im 13. Jahrhundert beweist der gelehrte Dominikaner Albertus Magnus die Nothwendigkeit derselben. Wenn man dessen ungeachtet in der Folge den Laien den Kelch entzog, und die Darreichung desselben an die Laien auf dem Kostnitzer Concil 1415 gänzlich verboten wurde, so verwirrt es einigermaßen den Begriff von der Unfehlbarkeit des Oberhaupts der römischen Kirche, wenn die frühern Päpste: Leo der Große und Gelasius I. bei den Manichäern (welche im Wein eine dämonische Substanz und Kraft erkannten) es für ein Sakrileg erklärten, daß sie dem Kelch im Abendmahle entsagt, und jene Sektirer zu ihrer Zeit mit Excommunication bedroht wurden, weil eine Zertheilung oder Verstümmlung ein und desselbigen Sacraments ohne großen Frevel am Heiligen nicht geschehen könne.

Charakteristisch genug, um es hier zu erwähnen, hatten die Geistlichen im 12. Jahrhundert begonnen, die alte heidnische Decemberfreiheit, die Saturnalien, den kirchlichen Festen, Weihnachten insbesondre, anzureihen, und gleichsam unter solchem Schirm das Heilige frech zu verhöhnen. An manchen Orten wurde schon am Weihnachtstage ein s. g. Eselsfest begangen, außerdem das Narrenfest in Spanien, Frankreich, Italien, auch in den Rheingegenden und anderwärts. Fast möchte man sich scheuen, davon zu er-

zählen, gehörte es nicht mit zu dem Bilde einer Zeit, wo man oft mit roher Hand Heiliges und Unheiliges durch einander warf. So beging man das Eselsfest zum Andenken an die Flucht Maria's nach Egypten. Ein geschmückter Esel, auf dem ein junges Mädchen saß, ward in die Kirche geführt. Man stimmte Gesänge an, untermischt mit Eselstönen. Auch der Priester sprach statt des Segens ein Y-A, und die Gemeinde statt des Amen Y-A. Das Narrenfest, — welches erst im 16. Jahrhundert aufhörte, — war hauptsächlich darauf gerichtet, den Klerus lächerlich zu machen. Die jungen Leute, als Geistliche verkleidet, versammelten sich in einer Kirche und wählten hier unter allerlei Possen und lächerlichen Ceremonien einen Narrenbischof, der mit ihnen die Stadt durchzog und in ordentlichem Ornate Messe las und Segen sprach, worauf die zusammengelaufene Menge Trink- und andre ausgelassene Lieder anstimmte. In Kirchen, die unmittelbar unter päpstlicher Hoheit standen, ward ein Narrenpapst gewählt. Dabei diente der Altar als Eß- und Spieltisch, und in den Weihkessel warf man allerlei Unrath. Am berüchtigsten aber wegen muthwilliger Nachäffung kirchlicher Gebräuche ist das Fest der unschuldigen Kinder, am 28. December, welches mit Tänzen und bacchantischen Ausschweifungen der Geistlichen und des Volks begangen ward.

Wir dürfen bei dem Allem nicht übersehen, daß die kirchlichen Gesetze wegen äußerer Ehrbarkeit der Geistlichen in den Zeiten oft genug wiederholt und bedeutend geschärft wurden, aber bei dem Mangel innerer sittlicher Bildung ohne Erfolg. Sehr nachtheilig wirkte obendrein der Cölibat, die Ehelosigkeit, welche zuerst den höheren kirchlichen Würdenträgern, dann auch den niederen Geistlichen aufgelegt, von

Gregor VII. im Jahr 1074 zum Gesetz gemacht, aber in vielen Ländern erst im 13. Jahrhundert durchgeführt werden konnte (noch im Jahr 1220 heiratheten Stiftsherrn zu Lüttich unter allen hochzeitlichen Feierlichkeiten). Die Folge dieses widernatürlichen Gesetzes war, daß die Ausschweifungen der Geistlichen um so frecher wurden. Die Menge der Verbrecher nöthigte zur Nachsicht, und da überdieß die Habsucht und der Luxus des Klerus dem Volk zum größten Aergerniß gereichte, so äußerte sich, trotz der dunklen Scheu vor dem durch die Weihe empfangenen mystischen Charakter der Geistlichen, gegen dieselben bald wilder Spott und Hohn, bald ein wüthender Haß. „Großer Gott, bis zu welchem Grad ist deine Kirche verderbt", — ruft selbst der Cardinal Pierre um's Jahr 1270 aus. „Die Geistlichen predigen, daß der Raub verboten ist, nachdem sie selbst Alles verschlungen haben. Mit frecher Stirne seht ihr sie aus schlechten Häusern kommen, um zum Altar zu gehen. Kaiphas und Pilatus, die Christus gekreuzigt, werden eher Gnade bei Gott erlangen als sie."

Um noch einmal auf den Gottesdienst zurückzukommen, so wurde der wesentlichste Theil desselben, die Predigt, oft ganz weggelassen, und man erzählte dem Volk nur Fabeln und Legenden. Selbst die berühmtesten Prediger des Mittelalters, Bonaventura, der heil. Bernhard u. A. füllten ihre Vorträge mehr oder weniger mit dunkler, spielender Mystik oder mit dürrer, spitzfindiger Schulgelehrsamkeit. Daher erregte es großes Aufsehen, wo einmal eindringliche, dem Volk faßliche Predigten gehört wurden. So kam ein Pfarrer Fulko zu Neuilly bald in den Ruf eines Wunderthäters durch den erschütternden Eindruck, wel-

chen seine Buß- und Sittenpredigten auf die Hörer machten; gleichwie der Franziskaner Berthold in Regensburg durch die Gewalt seiner Reden Viele bekehrte, und man sich nach seinem Tode eine Menge von Wundern erzählte, die an seinem Grabe geschähen. Wie es aber im Allgemeinen mit der Predigt so traurig bestellt war, so sanken überhaupt die Heilsmittel der Kirche, zumal in ihrer Ausspendung durch ein rohes, aller sittlichen Würde baares Priesterthum, mehr und mehr zu einem todten Mechanismus herab.

Wenn nun gleichwohl die herrschende Kirche bei allen ihren Mängeln und Gebrechen durch immer zunehmenden äußern Zwang sich Achtung zu erhalten suchte, während die römische Hierarchie vor und nach Gregor VII., ihres geistlichen Berufs uneingedenk, sich in immer neue Kämpfe verwickelte, um auch alle weltliche Herrschaft sich unterthan zu machen, so darf es uns nicht wundern, daß die einzelnen schon früher vorgekommenen Empörungen gegen die Kirche mit der Zeit immer häufiger wurden. Die blutigen Mittel aber, die man gegen die immer weiter um sich greifende Opposition anwandte, dienten mehr zur Stärkung als zur Schwächung des Widerstreits, sodaß derselbe auch stets unüberwunden blieb, bis zu dem großen Sieg in der Reformation des 16. Jahrhunderts.

Und damit sind wir denn zu dem zweiten Punkte gekommen, auf den ich mir erlauben wollte, für dieß Mal ihre Blicke zu richten, — nämlich auf die vorreformatorischen Bewegungen im Mittelalter. In der gegenwärtigen, beinahe wohl schon abgelaufenen Stunde werde ich indeß nur noch einiges Wenige anführen dürfen, um das

nächste Mal, so Gott will! etwas ausführlicher, namentlich von den Waldensern zu reden.

Noch ehe diese zur Erscheinung kamen, trat in der ersten Hälfte des 12. Jahrhunderts im südlichen Frankreich, in Languedoc, ein Priester auf, Peter v. Bruys, eifernd gegen den kirchlichen Mechanismus und gegen die Unsittlichkeit des Klerus. Besonders waren ihm gegen das Meßopfer schwere Bedenken entstanden, und scheute er sich nicht, offen zu erklären, wie es nicht in der Wahrheit beruhe, daß das Brod im Abendmahle sich wieder und immer wieder durch ein Wunder in den wirklichen Leib Christi verwandle, und Christus immer von Neuem an soviel hundert und tausend Orten als ein unblutiges Opfer für die Sünden des Volks Gott dargebracht werden solle, da Christus nur ein Mal Fleisch und Blut angenommen und einmal für immer sich selbst am Kreuz für die sündige Menschheit geopfert habe. Da er nun überdieß auch das Papstthum angriff, so war voller Grund zu seiner Verdammung von Seiten der Kirche vorhanden, und wurde er im Jahr 1124 zu St. Gilles in Languedoc lebendig verbrannt. Seine Anhänger, die s. g. Petrobrusianer, gingen allmählig in den gegen sie gerichteten Verfolgungen unter.

Um dieselbe Zeit hören wir von einem Heinrich v. Lausanne, der gleich einem Johannes dem Täufer durch seine rauhe Lebensweise und seine erschütternde Predigt in der Schweiz und in Frankreich großes Aufsehen machte. Die ihn gesehen und gehört hatten, bezeugten, seine Reden möchten auch ein steinernes Herz erweichen. Wie Zeitgenossen berichten, gerieth durch ihn das Volk in solche Wuth gegen die Priester, daß es dieselben hätte steinigen und kreuzigen mö-

gen. Als der Bischof Hildebert von Mons, wo Heinrich gepredigt hatte, das Volk segnen wollte, rief man ihm entgegen: wir wollen Deinen Segen nicht, segne den Schmutz Deiner Geistlichen, heilige ihre Niederträchtigkeit. Wir haben einen andern Führer, den Deine Kleriker anfeinden aus Furcht, daß er ihre Verbrechen enthülle und mit dem Freibrief des göttlichen Worts ihre Laster verdamme. Später wurde der heil. Bernhard gegen ihn ausgesandt, bis er zuletzt gefangen, dem Bischof von Toulouse übergeben und von diesem in Kerker und Banden gehalten wurde bis zu seinem Tode. — In gleichem Geiste wie jene Beiden predigte Arnold von Brescia (der in Paris unter Abälard studirt hatte) um's Jahr 1136 zuerst in seiner Vaterstadt mit glühendem Eifer und hinreissender Beredtsamkeit gegen die kirchlichen Mißbräuche, gegen das Verderben der Geistlichen und der päpstlichen Gewaltherrschaft. Das Volk wurde auf's Aeußerste erregt. Nachdem Innocenz II. den Bannstrahl gegen ihn geschleudert, entfloh er nach Frankreich, von da in die Schweiz, wurde endlich aber im Jahr 1155 nach Rom geschleppt, wo er auf dem Scheiterhaufen starb.

Neben solchen Erscheinungen Einzelner, die fast nur wie Meteore durch die Nacht der Zeit leuchteten und schnell verschwanden, tauchten im 12. Jahrhundert auch mehrere Sekten auf, von der herrschenden Kirche getrennte und ihr widerstreitende religiöse Genossenschaften.

Dahin gehört namentlich die im Mittelalter weit verbreitete, mit den früheren Manichäern verwandte Sekte der Katharer, italienisch gazzari, deutsch Ketzer, von welchen her eben diese gehässige Benennung auf alle Akatholischen, mit der römischen Kirche, ihrem Dogma, ihrem Kultus und

ihrer Verfassung Zerfallne und davon Abweichende übertragen ist. Seinem griechischen Ursprung nach bedeutet der Name Katharer die Reinen — indem die zu ihrer Sekte Gehörigen sich von dieser Welt, die ihnen der Inbegriff alles Uebels und alles Bösen war, gänzlich abzusondern und durch die strengste Enthaltsamkeit, durch Ehelosigkeit, Fasten und Kasteiungen sich zu evangelischer Vollkommenheit und Heiligkeit zu erheben suchten. Bei ihnen allein, behaupteten sie, sei die Kirche, wogegen sie die katholischen Priester als unwürdig verachteten und die von denselben gespendeten Gnadengüter verwarfen, gleichwie sie statt der Wassertaufe nur von einer Geistestaufe wissen wollten. Gerade durch den schroffen Gegensatz zu dem herrschenden Sittenverderbniß nahm ihr Anhang immer mehr zu, so namentlich im Trier'schen und in Cöln, vor Allem im südlichen Frankreich, wo nicht selten die vornehmsten Frauen, die noch kurz zuvor der feinsten Weltlust gefröhnt hatten, nun in den Häusern der sogenannten Vollkommnen, die es in strenger Askese am weitesten gebracht, in der Gemeinschaft der Auserwählten, grob gekleidet, ärmlich sich nährend, die niedrigsten Dienste verrichteten, um sich aufzuschwingen zu höherer Geistigkeit. —

Mag es nun immer zugegeben werden, daß sich in den Lehren und Grundsätzen der Sektirer oder Häretiker, wie man sie nennen will, manches Irrige, Einseitige, Schroffe und Ueberspannte fand, so ist doch die unmenschliche Härte, womit man gegen sie verfuhr, nicht zu rechtfertigen. In Frankreich, in Deutschland und England erhenkte und verbrannte man sie; überall floß ihr Blut, ohne sie eines todteswürdigen Verbrechens beschuldigen zu können. So wurden durch das Concil zu Orleans im Jahre 1017 ihrer Viele zum Feuertode verurtheilt,

obgleich sie, wie der Mönch Ademar in seiner Chronik sagt, durch ihre Weisheit, ihr heiliges Leben und ihre erbarmende Liebe weit und breit berühmt waren. Als sie sich in der Discussion mit den dort versammelten Bischöfen von ihrer Verwerfung der Messe ꝛc. nicht abbringen ließen, drohte man ihnen mit dem Tod. Man zündete unweit der Stadt ein großes Feuer an und hoffte, daß die Furcht ihre Hartnäckigkeit besiegen werde. Aber vergebens. Angesichts ihrer Hinrichtung riefen sie, das eben sei es, was sie begehrten, und sie übergaben sich dem, der sie zum Scheiterhaufen führen sollte. In ähnlicher Weise geschah es auf einer Synode zu Arras im Jahr 1025, wo die Hartverklagten auf die Frage nach ihrem Glauben und ihrem Cultus antworteten: Eure Satzungen glauben wir nicht, Eure Kirchengebräuche befolgen wir nicht; unsre Doctrin aber ist, die fleischlichen Begierden zu unterdrücken, Niemanden Unrecht zu thun, Liebe zu üben. Im Jahre 1052 ließ Kaiser Heinrich III. mehrere solcher Ketzer zur Feier des Weihnachtsfestes erhängen, gegen die man nichts vorzubringen hatte, als daß sie alle animalische Nahrung verwürfen. In Cöln verbrannte man um diese Zeit mehrere derselben, die aus Flandern herübergekommen waren. Ein junges Mädchen von wunderbarer Schönheit rührte die Umstehenden. Man reißt sie vom Scheiterhaufen, verspricht ihr Verheirathung oder, wenn sie es vorziehe, den Schleier. Das Mädchen aber fragt: wo ist mein Lehrer? und als man ihr dessen Leiche zeigte, stürzte sie sich in die Flammen und hauchte den Geist aus.

Zweite Vorlesung.

Die Waldenser.

Verehrte Anwesende!

Wie ist es solchen Erscheinungen gegenüber, wie wir sie in der vorigen Vorlesung kennen lernten, möglich, dem h. Bernhard beizustimmen, der auf die Frage: warum die Häretiker mit einem Heldenmuth und einer Freudigkeit in den Tod gingen, welche man bei den Rechtgläubigen nicht finde, die Antwort gab: die Standhaftigkeit der Häretiker ist eine Eingebung des Teufels; oder dem Bossuet, der in seiner histoire des variations sagt: die Sectirer haben keine Tugend und können keine haben; um deßwillen allein, weil sie sich von der Kirche absondern, sind sie eine Brut des Satans, und von ihm sind alle ihre Handlungen inspirirt!

Inzwischen breiteten sich trotz alles vergossenen Blutes oder gar mittelst desselben die Sekten immer weiter aus. Die lombardischen Städte, Mailand namentlich, waren von Häretikern gefüllt. In mehreren Gegenden des südlichen Frankreichs, in Languedoc, um Toulouse und Albi bildeten sie am Ende des 12. Jahrhunderts die herrschende Partei. (Von letzterem Orte Albi rührt der allgemein bekannte und gebräuchlich gewordene Name her: die Albienser oder Albigenser, les Albigeois). In der Provence standen

fast alle Barone auf ihrer Seite und warfen sich, wo es galt, zu ihrer Vertheidigung auf. — Da fand sich Innocenz III. im Jahre 1198 gleich nach seiner Besteigung des päpstlichen Stuhls bewogen, zwei Legaten vom Cistercienser Orden mit unbeschränkter Vollmacht zur Unterdrückung der Ketzer nach dem Süden Frankreichs abzusenden. Sämmtliche Bischöfe wurden höchsten Orts instruirt, in Demuth Alles aufzunehmen und unweigerlich zu befolgen, was die Legaten gegen die Häretiker oder deren Gönner und Vertheidiger beschließen würden. Den Baronen wurde insinuirt, den päpstlichen Abgesandten aus allen Kräften beizustehen, unter Bedrohung mit der Excommunication und der Verhängung des Interdicts, falls sie es unterließen. Zugleich erging ein Aufruf an alles Volk, auf Requisition der Legaten mit Gewalt einzuschreiten, wofür einem Jeden gleiche Indulgenzen versprochen wurden, wie denjenigen, welche die Gräber der Apostel Petrus und Jacobus besuchten. Da jedoch die Anwendung gewaltthätiger Mittel ohne gründlichen Erfolg blieb, schlug man für einige Zeit andere Wege ein. Auf Anrathen und in Begleitung zweier Spanier, des Bischofs Diego und des Dominicus, nachherigen Stifters des nach ihm benannten Bettelmönchsordens der Dominikaner, zogen im Jahre 1206 die päpstlichen Legaten in blosen Füßen umher und hielten mit den Ketzern Streitunterredungen zu ihrer Bekehrung; bald aber kehrte man zu dem alten Verfahren zurück, und zwar mit verzehnfachter Grausamkeit. Als nämlich Graf Raimund von Toulouse, wiewohl selbst Katholik, mit dem einen der Legaten, dem herrschsüchtigen Pater von Castelnau, zerfallen war, und dieser im Jahre 1208 von einem Unbekannten ermordet wurde, schob der Mönch die

Schuld auf den Grafen, gegen welchen dann Innocenz III. sofort durch den fanatischen Abt Arnold von Cyteaux, den er zum Legaten ernannte, einen Kreuzzug predigen ließ. An den König Philipp von Frankreich erging die päpstliche Aufforderung, die zu ihm schreiende Stimme des gerechten Blutes zu hören und zum Schutz der Kirche gegen den Feind des Glaubens das Schwert zu ergreifen (obgleich Raimund an dem Morde unschuldig war, wie Innocenz selbst später zugestand). Gleiche Ermahnung erging an den französischen Adel und an das Volk. Dem Grafen wurde zwar bis auf Weiteres die nachgesuchte Versöhnung gewährt; das einmal zusammengebrachte Kreuzheer indessen, den wüthenden Arnold an der Spitze, rückte gegen die Albigenser, zuerst gegen die Besitzungen des Raimund und Roger, Vicomte von Beziers, Albi und Carcassone. — Beziers fiel nach tapferer Gegenwehr, und es bedarf keiner weiteren Schilderung der darnach verübten Greuel, wenn wir hören, was der Legat in seinem Siegesbericht an den Papst mit dürren Worten sagt: „Die Unsern, keines Standes, keines Geschlechtes, keines Alters schonend, haben nahe an 20,000 mit dem Schwert getödtet, und nach der ungeheuren Niederlage der Feinde ist die ganze Stadt geplündert und in Brand gesteckt worden, indem die göttliche Rache wunderbar gegen sie tobte.“ — Nach andern Angaben von Zeitgenossen belief sich die Zahl der Hingemordeten auf 60,000. Von den Männern und Weibern, von den Müttern, mit ihren Kindern an der Brust, die sich in die Kathedrale St. Nazaire geflüchtet hatten, blieb Niemand am Leben. Fast noch greulicher aber als diese Schlächterei sind die Worte des Legaten, als ihn die Kreuzfahrer fragten, was zu thun sei, da sie bei der Menge von

Katholischen in dieser Stadt diese von den Ketzern nicht unterscheiden könnten, und er erwiederte „schlagt nur todt, der Herr kennt die Seinen.“ Auch andere Städte und Schlösser fielen und wurden verwüstet. Im Schlosse Lavaur z. B. nahm man 80 Cavaliere gefangen unter Anführung eines Grafen Montfort, welcher das Commando gibt, sie zu erhängen; da aber der in Eile aufgerichtete Galgen einstürzte, befiehlt er, sie mit dem Schwert zu tödten, und die Pilger, mit dem heiligen Zeichen des Kreuzes geschmückt, stürzen sich begierig über sie her und morden sie auf der Stelle; wie solches der Mönch de Valle Cernaji in seiner Geschichte dieses Kreuzzuges triumphirend meldet und trunken von all dem vergoßnen Blut hinzufügt:* so wurden auch andere Schlösser eingenommen und verwüstet, und verbrannten die Unsrigen zu Lob und Ehren Gottes zahllose Häretiker unter lautem Jubel.

Doch genug von den Greueln des Albigenserkrieges, den Chateaubriand in seinen études historiques nicht umhin kann, eine épisode abominable in der Geschichte der Kirche zu nennen, und von welchen Voltaire sagt: Alles, was man von den wildesten Völkern erzählt, reicht nicht an die in diesem heilig geheißenen Kriege begangenen Barbareien.

Nur das Eine möge hier nicht unerwähnt bleiben, daß derselbe Innocenz III., der Volk und Fürsten zum Kreuzzug aufgeboten, der zur Ausrottung der Ketzer wilden Fanatikern als seinen Legaten die Kreuzesfahne in die Hände gegeben, welche dann durch die Aussicht auf Beute und durch Verkündigung vollkommnen Ablasses die Leidenschaften des Kreuzheeres entflammten, daß derselbige Innocenz zur Fortsetzung der Blutarbeit wider die Ketzer als ein bleibendes Institut die Ketzergerichte gründete und damit die scheußliche, von der ganzen

civilisirten, um nicht zu sagen christlichen Welt gebrandmarkte Inquisition in's Leben rief.

Ein Lateran-Concil im Jahre 1215 machte es nämlich dem bischöflichen Sendgerichte (eine Art bischöflicher Visitationsreisen) zum Hauptgeschäft, die Ketzer aufzusuchen und zu bestrafen, gleichwie ein späteres Concil von Toulouse die Einrichtung dieser bischöflichen Inquisition vollendete. Viel schlimmer wurde es jedoch, als hintendrein Papst Gregor IX. diese Einrichtung wieder aufhob und in den Jahren 1232 und 1233 die Dominikaner zu beständigen päpstlichen Inquisitoren ernannte, welche dann alsbald in den von der Ketzerei angesteckten Ländern ihr grauenvolles Geschäft begannen. Damit die Kirche sich selbst nicht mit Blut zu beflecken schien, mußte der weltliche Fürst sich ihr zur Henkerarbeit dienstbar machen und bei Strafe des Bannes die dazu nöthigen Gesetze geben, wie dieß u. A. von Ludwig IX., König von Frankreich, und auch von dem Hohenstaufen, Kaiser Friedrich II. geschah. Bei dem der neuen Inquisition vorgezeichneten Verfahren konnte es nicht fehlen, daß oft viele ganz Unschuldige ihrem Bluturtheile unterlagen, indem die Belastungszeugen dem Angeklagten verschwiegen, Entlastungszeugen nicht gehört, und die verlangten Geständnisse durch die fürchterlichste Tortur erzwungen wurden. Am greulichsten wüthete dieses Ungeheuer im südlichen Frankreich, desgleichen in Spanien, und auch Deutschland sah in dem Dominikaner Conrad von Marburg, den die Verfolgungssucht bis zur Raserei trieb, einen der schauderhaftesten Inquisitoren, von dessen Blutgerichten noch heute ein Bach unterhalb Marburg, nahe der Elisabethenkirche, der Ketzer- oder Blutbach heißt.

Den Albigensern im südlichen Frankreich scheint dann bis zur ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts die Blutthätigkeit der Inquisition ziemlich ein Ende gemacht zu haben; wogegen die Waldenser, ebenfalls im südlichen Frankreich und später besonders in den Thälern Piemonts, wohin sie sich zurückgezogen, trotz aller Verfolgung nicht auszurotten waren.

Und damit gehen wir nun zu dem Hauptgegenstande der heutigen Mittheilungen über, zu den Waldensern.

Lassen Sie mich dabei von der Bemerkung ausgehen, daß in die Geschichte dieser Gemeinschaft durch Freund und Feind viele Verwirrung gekommen ist, indem man irrig und ohne allen historischen Grund sie theils mit den Katharern oder Albigensern vermengte, um sie zugleich mit diesen zu verdammen, anderntheils sie mit Peter v. Bruys, mit Heinrich v. Lausanne, Arnold v. Brescia u. A. in äußere Verbindung brachte. Zwar verwarfen auch die Waldenser gleichwie jene die kirchlichen Mißbräuche, hielten sich aber von den manichäischen Speculationen der andern Sekten fern und gingen ohne alle speculative Schwärmerei nur darauf aus, das apostolische Christenthum in seiner Einfalt und Innigkeit wieder zu verwirklichen. Und steckten sie auch anfangs noch ziemlich tief im römischen Katholicismus, so durchbrachen sie doch an manchen Stellen das Netz, womit dieser die Seelen gefangen hielt, rafften sich, wie oft sie auch im Kampfe unterlagen, immer wieder auf und erneuerten ihre Tage wie vor Alters, indem sie ohne Ermüden das Ziel einer sittlich-religiösen Reformation verfolgten und im Stillen und Verborgenen in der katholischen Welt des Mittelalters eine nicht unbedeutende Mission erfüllten, während ihre Gemeinden noch heute als eine ehrwürdige Reliquie der Vorzeit in neuer, er-

freulicher Blüthe dastehen. — Die Gründung des Waldenserthums fällt in die Jahre zwischen 1178 und 1180, und fragen wir nach dem Stifter desselben, dem eigentlichen Stammvater der Waldenser, so ist dieß Petrus Waldensis oder Waldus, Valdez oder Waldo, ein im Mittelalter häufig vorkommender Name. Ein reicher Bürger in Lyon, hatte er bei'm Anhören der im Lateinischen ihm unverständlichen Sonn- und Festtagsevangelien in sich den Trieb empfunden, zu wissen, was sie enthielten, nicht etwa aus eitler Neugier, sondern weil er, Gott weiß wie, in einen Zustand religiöser Erregtheit und Empfänglichkeit gekommen war, der sich durch jenes Verlangen kundgab. Er verband sich mit zwei Priestern, welche ihm zunächst die Evangelien in die Volkssprache, das Provinzialfranzösische, übersetzen und Abschriften davon machen sollten. Das Gleichen geschah mit mehreren andern Büchern der heiligen Schrift, auch mit Stellen aus den Schriften der Kirchenväter, des Ambrosius, des Augustin u. A. Waldus las diese Uebersetzungen zunächst für sich, wiederholt und mit Eifer; und wie tief sich der Inhalt seinem Herzen eingeprägt, wie lebendig er vom Geiste des Christenthums ergriffen ward, das zeigte sich bald in der Neugestaltung seines Lebens, welche besonders das Lesen der Evangelien bei ihm bewirkte. Da er vorzugsweise diejenigen Aussprüche zu Herzen faßte, wo Christus die Gefahr des Reichthums schildert, die Armen selig preist und denen, die ihm nachfolgen wollen, die Dahingabe aller ihrer Güter anempfiehlt, und wo Christus von sich selbst sagt: die Füchse haben Gruben, die Vögel unter dem Himmel haben Nester, aber des Menschen Sohn hat nicht, da er sein Haupt hinlege, so gab er sein ganzes Vermögen den Armen und lebte selbst als ein Armer. Ergriffen von

solchen Ideen evangelischer Vollkommenheit trug er dieselben auch auf diejenigen über, welche sich ihm anschlossen, die ebenfalls ihr Vermögen den Armen hingaben, und wenn sie von Haus arm waren, im Hinschauen auf den, der um unsertwillen arm geworden, es sich zur Aufgabe machten, ihre Dürftigkeit, ihren Mangel an irdischem Gut wie ein sanftes Joch und eine leichte Last zu tragen. Daher rührt denn auch der Name, den die Waldenser sich selbst gaben, und der ihnen von Anderen gegeben wurde: die Armen, die Armen von Lyon und das arme Volk Gottes, die Kirche der Armen. Hatte nun Christus das Gebot der Entsagung alles Irdischen seinen Aposteln besonders gegeben, so lag es nahe, daß Waldus, indem er diesem Gebote nachgekommen war, sich als Nachfolger der Apostel ansah und daher bald auch den an sie gerichteten Befehl, das Evangelium zu predigen, auf sich bezog. Ohne das geistliche Amt überhaupt zu verwerfen, drängte es sich ihm nur zusehr auf, wie die damaligen Geistlichen in ihrem weltlichen Treiben, ihrer Rohheit und Unwissenheit nicht die wahren Nachfolger Christi und der Apostel seien; während ein Blick auf das verwahrloste Volk ihn überzeugen mußte, welch ein dringendes Bedürfniß die Beihülfe solche Prediger sei, die sich auf die Schrift gründeten, die nicht Fabeln und Menschengebote lehrten, sondern das lautere Wort Gottes im Evangelio, und die sich auch im Leben als rechte Botschafter an Christi Statt darstellten. So fing er denn an, im Bewußtsein seiner apostolischen Nachfolge und in seinem Gewissen gebunden durch den Befehl des Herrn an seine Jünger, aus dem Schatz, den er für sich selbst gefunden, auch Andern mitzutheilen — Anfangs im Stillen, dann auch öffentlich, unbekümmert darum, ob es ihm von Seiten der Geistlichkeit gestattet oder verwehrt

werden möchte. Bald fingen auch „die einfältigen Laien“ (wie sie genannt wurden), welche Waldus um sich versammelte, und die auch nach apostolischer Weise lehren wollten, das freie Predigen an in benachbarten Städten und Dörfern, auf Straßen und Plätzen, in Kirchen und in den verborgenen Kreisen derer die ihnen willig Gehör gaben, indem sie sich bei solchem Vornehmen sowohl auf die Schrift, als auch auf Aussprüche der Kirchenväter beriefen z. B. auf das Wort Gregors des Großen: wer in seinem Herzen die Stimme der höheren Liebe vernommen, der soll auch nach Außen die Stimme der Ermahnung ertönen lassen. Wie wenig nun auch Waldus der Mann war, sich zu überstürzen, statt richtig und sicher vorzuschreiten, so mag es doch Anfangs, als die von ihm ausgegangene Bewegung noch eine ganz ungeordnete war, an tumultuarischen Auftritten, wovon die Gegner berichten, zumal in Lyon nicht gefehlt haben. Jedenfalls war es etwas Neues, daß ein Laie den Gedanken faßte, sich mit der Schrift genau bekannt zu machen, vielmehr daß Laien sich unterfingen, zu predigen und sich dabei auf die Schrift gründeten; und obgleich Waldus selbst sich dabei keines Zwiespaltes mit der Kirche seiner Zeit bewußt war, so flößte doch eben dieß Zurückgehen auf die Schrift, der Eifer, sie zu verbreiten, und die Aufforderung, in ihr zu forschen, den Vertretern der römischen Hierarchie Besorgnisse ein. Es lag darin allerdings ein reformatorisches, ein protestantisches Moment, und darf es uns eben nicht wundern, daß die Waldenser, welche im Jahre 1179 auf dem Lateran-Concil zu Rom vor Papst Alexander III. erschienen, einen Band Uebersetzung aus der h. Schrift überreichten und in gutem Glauben inständig um

Erlaubniß, zu predigen, baten, — schnöde zurückgewiesen wurden.

Ehe wir indeß weiter in die Geschichte dieser von den übrigen Sekten des Mittelalters wesentlich verschiedenen Partei eingehen, lassen Sie uns zuvor auf den Inhalt der Waldensischen Predigten ein näheres Augenmerk richten. — Im Allgemeinen war es von Anfang das Evangelium, welches sie verkündigten und allen Verboten der Kirche und allen Verfolgungen des Staates ungeachtet mündlich und schriftlich den Gemüthern einzuprägen suchten. Was aber holten sie besonders aus dem Evangelio hervor? Wie Christus seine Predigt mit den Worten begann: thut Buße, denn das Himmelreich ist nahe herbeigekommen! so trat auch Waldus und seine Anhänger mit dem Rufe hervor: thut Buße, denn der Tag des Herrn, der Tag des Christus ist nahe. Schon neulich hörten wir, wie die Erwartung des Endes aller Dinge, die sich in jedem Jahrhundert der christlichen Aera wiederholt, eben im Mittelalter lebhafter angeregt, und die wundergläubige Menge durch die schreckende Deutung, welche man diesen oder jenen Ereignissen gab, immer auf's Neue gespannt und verwirrt wurde. Unter Anderem verbreitete sich von Spanien aus weit umher die Sage, daß im September des Jahres 1185 alle Planeten auf einander stossen und über einen großen Theil der Erde Hungersnoth, Pest und furchtbare Verheerung hereinbrechen sollten. Zugleich werde der Antichrist erscheinen, welcher im Jahre 1198 in Babylon wirklich aufgetreten sein sollte. „Alle Zeit, vom Jahre 1200 an, achte ich für gefährlich" erklärte der Einsiedler Joachim von Flora; während gleiche Erwartungen vom nahen Weltuntergang sich im 13. und 14. Jahrhundert wiederholten; und mit Grund dürfen wir annehmen,

die dadurch hervorgerufene Stimmung und Spannung der Gemüther sei auch auf das Hervortreten des Waldus und seiner Anhänger, sowie auf den Anklang, den sie fanden, nicht ohne Einfluß geblieben. —

Doch appellirten die Waldenser nicht blos an solche schon oft getäuschten Erwartungen, sondern verwiesen überhaupt eindringlich auf die Unbeständigkeit aller menschlichen Dinge, die Unsicherheit und Kürze des Lebens und die Gewißheit des Todes. Der Thor ist betrogen durch die Liebe zum gegenwärtigen Leben — heißt es in einer ihrer ältesten uns erhaltenen Predigt, und die düstern Worte einer Klosterfrau des 10. Jahrhunderts kommen darin vor: o Staub, warum blähst du dich auf? Deine Empfängniß ist Schuld, deine Geburt Elend, dein Leben Mühsal, dein Sterben Angst, und Niemand ist seines Lebens auch nur einen Augenblick sicher. An solche Betrachtungen knüpfen sich dann Beschreibungen des unerbittlichen Gerichts Gottes und der verzweifelten, keinen Ausweg bietenden Lage der Sünder. „Sie können nicht zur Rechten fliehen, — wie es in jener Predigt heißt, — denn da werden die anklagenden Sünden sein; sie können sich nicht zur Linken wenden, denn da wird der Teufel sein, welcher, wie Augustin sagt, Alles erzählt, was wir gethan haben. Sie werden sich nicht in sich verbergen können, denn da wird der nagende Wurm des Gewissens sein, wie Jesaias sagt: Ihr Wurm stirbt nicht, und ihr Feuer verlischt nicht." Einen Mittelzustand zwischen Himmel und Hölle, das sogenannte Fegfeuer, aus welchem Abgeschiedene durch Gebete der Lebenden und sogenannte Seelenmessen erlöst werden könnten, — leugneten die Waldenser, da es nach der Schrift für die Menschen nur zwei Wege, so auch nur zwei Orte gebe, wohin sie nach

dem Tode gelangten: der schmale Weg, der zum Leben, und der breite, der zur Verdammniß führt. — Um so ernstlicher ermahnten sie, daß man hier Buße thue; wie sie denn überhaupt zunächst nicht nur als strenge Bußprediger auftraten, sondern auch als solche sich durch ihre ganze Erscheinung und Lebensweise darstellten. Als Büßende gekleidet und sich der größten Einfachheit und Entsagung befleißigend gingen sie umher und bekämpften in ihren Predigten allen Luxus, alle mit Hintansetzung Gottes und der himmlischen Güter verbundene Lust an irdischen Gütern und Lebensgenüssen, alles Haschen nach Ehre und der Herrlichkeit der Welt. Als die höchste Stufe des religiösen Lebens aber betrachteten sie die Contemplation oder die Erhebung des Geistes und das Aufgehen des ganzen innern Menschen in Gott mit Verleugnung aller irdischen Dinge; wie es davon in einer ihrer Schriften heißt (in dem Buche unter dem Titel Vestus): „der Betrachtende freut sich des Herrn, und es ist selig, im Hause der Betrachtung Tag und Nacht zu wohnen. Draußen zu wohnen, ist gefährlich und schädlich; denn draußen ist der Sturm und die Verwirrung, welche den Tod bringen. In diesem Hause der Betrachtung wohnte derjenige, welcher sprach: o Herr, du bist die lebendige Quelle, und in deinem Licht schauen wir das Licht."

Da nun im Unterschied von andern Secten, die sich auch wohl auf die Schrift beriefen, die Waldenser (wie vorhin bemerkt) von der Schrift ausgingen und sich auf sie gründeten, so war es zugleich das eigne Lesen und Forschen in derselben, was sie zu den christlichen Tugenden rechneten und im Gegensatz zu der römisch-katholischen Kirche den Ihrigen dringend an's Herz legten. Mit Beziehung auf den Befehl Gottes

an Moses: „Feuer soll immer brennen auf dem Altar, welches der Priester, indem er des Morgens Holz unterlegt, alle Tage unterhalten soll", heißt es in dem schon genannten Buche Vestus: „Der Altar ist unser Herz, welches immer vom Feuer der göttlichen Liebe brennen soll. Der Priester ist jeder Gläubige, welcher Holz unterlegt, indem er immer auf's Neue die Zeugnisse der Schrift überdenckt, daß das Feuer der Liebe in seinem Herzen nicht erlösche. Wer immer bei Gott sein will, der soll öfters beten und öfters lesen. Denn so wir beten, reden wir mit Gott, so wir aber lesen, redet Gott mit uns. Beständiges Lesen ist vergleichbar dem Wein; denn er macht den Menschen fröhlich, er macht ihn stark, ja er bringt ihn so außer sich und über sich, daß er blos an die himmlischen Dinge denkt."

Bei dem Allem griffen die Waldenser anfangs die Dogmen der Kirche von der Schrift aus nicht an; vielmehr gingen sie auf dieselbe hauptsächlich zurück in practisch sittlicher Beziehung, namentlich in Betreff ihrer asketischen Frömmigkeit und der Geltendmachung ihrer Ideen von evangelischer Vollkommenheit. Ja obgleich sie in einigen Stücken die Linie des Katholicismus schon bald überschritten, so hielten sie im Allgemeinen doch für eine Zeit lang ihre Stellung innerhalb der katholischen Kirche fest und unterschieden nur zwischen den schlechten Katholiken und den guten, (ob Geistliche oder Laien), zwischen den in der That und Wahrheit Gläubigen, in Liebe Thätigen und Leidenden und denen, die durch ihren Wandel und ihre Lieblosigkeit den Glauben verläugnen; zwischen Solchen, die dem Samen gleichen, der keine Frucht bringt, und Solchen, die gleich sind dem Samen, auf gutes Land ge-

streut, der 100fältige Frucht bringt, und die allein die wahre Kirche Christi bilden.

So gaben sie anfangs auch die Idee des Papstthums nicht auf und wiesen die Ihrigen hinsichtlich der Sacramente und der übrigen kirchlichen Acte an die katholischen Priester, während nur ausnahmsweise und in Noth, wenn ihnen die Kirche den Gebrauch der Gnadenmittel versagte oder sie excommunicirte, die waldensischen Predigerbrüder auch die priesterlichen Functionen verrichteten. Weiterhin finden wir dann freilich bei ihnen eine gänzliche Verwerfung des kirchlichen Priesterthums und die Bildung eines eignen geistlichen Standes mit eigner Verwaltung aller priesterlichen Functionen durch Bischöfe, Presbyter und Diakonen. Als nämlich im Jahre 1184 Papst Lucius III. das Anathem oder den Bannfluch über sie aussprach, dem sie für immer unterliegen sollten, da glaubten sie Gott mehr gehorchen zu müssen als den Menschen und schieden von einer Kirche aus, welche das, was ihnen heiliger Beruf schien, verdammte. Trotz des Bannes breiteten sie sich nur noch immer weiter aus, besonders im südlichen Frankreich, aber auch in Toul, in Metz, nicht nur unter dem Volk, auch unter den höheren Ständen, wie beispielsweise im Jahre 1207 die Gemahlin und Schwester des Grafen Bernhard Roger von Foix Waldenserin war. Nicht minder zahlreich waren sie in Oberitalien, desgleichen in Arragonien, wie man aus einem Edict König Alphons II. ersieht, der im Jahre 1194 auf Anstiften der Inquisitoren kund machte, daß Jeder den Zorn des allmächtigen Gottes und des Königs auf sich lade, seiner Güter beraubt und wie ein Majestätsverbrecher bestraft werden solle, der Waldenser oder, wie man sie sonst nenne, die Armen von Lyon in sein

Haus aufnehme, oder an irgend welchem Ort ihre Predigt höre oder sich unterstehe, sie zu speisen oder ihnen irgend eine Wohlthat zu erzeigen. Indeß suchten und fanden sie in der Dauphiné, in den Thälern und Bergschluchten Savoyens und Piemonts Zufluchtsstätten. Ueberall aber, wohin sie kamen, ging von ihnen ein neuer Eifer unter das Volk aus, auch die heilige Schrift kennen zu lernen, durch deren fleißige Lesung sie allmählig immer weiter geleitet wurden. Wie weit sie schon im 12. Jahrhundert kamen, läßt sich theils aus den Schriften ihrer Gegner in jener Zeit, theils aus ihren eignen Denkmälern schließen. Unter den letzteren steht oben an das Gedicht: La nobla Leyczon, eine einfach kräftige Ermahnung zu christlichem Leben und Glauben mit Ergießungen scharfen Tadels über den verdorbenen Klerus, wie es an einer Stelle heißt: wenn Jemand gut ist, der Christum liebt und ehrt, der nicht verleumdet, nicht schwört, nicht lügt, nicht ehebricht, nicht tödtet, noch an seinen Feinden sich rächen will, — so sagen sie: das ist ein Waldenser, der ist des Todes würdig! — oder wie es an einer andern Stelle heißt, wo von der Beichte und Absolution die Rede ist: ich wage es zu sagen, denn es erfindet sich als wahr, daß sich der Sünder nicht mit oberflächlicher Beichte und mit äußerlichem Büßen begnügen oder gar die Vergebung seiner Sünden um den Preis von Gaben und Geschenken kaufen, sondern sein schuldbeladenes Gewissen in Gottes Vaterherz ausschütten soll, da alle Päpste, alle Cardinäle, Bischöfe, Aebte und Alle diese zusammen nicht soviel Macht haben, eine einzige Sünde zu vergeben. Gott allein vergibt, kein Andrer kann es thun. Als eigenthümlich Waldensisch tritt es außerdem hervor, daß sie nicht nur die Lüge, sondern auch den

Eidschwur als Todsünde betrachteten nach dem Ausspruch Christi: „Ich aber sage euch, daß ihr aller Dinge nicht schwören sollt"; gleichwie sie auch das Recht des Krieges und das Recht der Obrigkeit, Menschenblut zu vergießen, leugneten, dagegen aber die Gläubigen auf's Dringendste ermahnten, ihre Feinde zu lieben, Verfolgung geduldig zu ertragen und keine Rache zu üben. Späterhin bestritten sie auch die Anrufung der Heiligen und die Siebenzahl der Sacramente, wie es in dem von ihnen festgestellten Glaubensbekenntnisse heißt: „Wir erkennen kein andres Sacrament als die Taufe und das Abendmahl." Weiterhin fielen Manche unter den Verfolgungen, in den römischen Katholicismus zurück; wie unter andern die sogenannten katholischen Armen in der Lombardei unter Papst Innocenz III. und viele Gemeinden der französischen Waldenser zu Ende des 15. und zu Anfang des 16. Jahrhunderts sich mit der römischen Kirche aussöhnen ließen. Die andern waren im Verlauf der Zeit zuerst mit den Schülern des Arnold von Brescia, darnach mit den sogenannten Brüdern des freien Geistes, später mit den mystischen Kreisen der Rheinlande — den sogenannten Gottesfreunden — und noch später mit den Wikleffiten und den Hussiten in Berührung getreten, bis zuletzt durch die Annäherung und Hinneigung zu der Reformation des 16. Jahrhunderts die hin- und herschwankende Waldensische Richtung ihren Ruhepunkt erreichte, endlich in allerneuster Zeit die Abkömmlinge jener Armen von Lyon auch äußerlich das Panier ihres Glaubens hochhalten und es frei und fröhlich entfalten dürfen.

Ehe es indeß so weit kam, — wie viel Schreckliches liegt dazwischen! — und ich glaube es dem Gegenstande der

heutigen Vorlesung schuldig zu sein, von dem Märtyrerthum, welches jene Zeugen der Wahrheit Jahrhunderte hindurch erduldeten, wenigstens Einiges noch hervorzuheben.

Zunächst wurden von dem Kreuzzug gegen die Albigenser auch viele Waldenser im südlichen Frankreich betroffen. In Languedoc, in der Provence und der Dauphiné hielten die Dominikaner als Inquisitoren in Gemeinschaft mit den Bischöfen auch weiterhin wiederholt feierliche Auto-da-Fé's oder sogenannte Glaubenshandlungen wider die Abtrünnigen; und da diese sich in gelehrte Streitigkeiten nicht einließen, auch durch Religionsgespräche nicht in den Schooß der römischen Kirche zurückzubringen waren, wurden viele hingerichtet, und sogar die Gebeine von Verstorbenen ausgegraben und verbrannt. Gegen diejenigen, welche sich nach Piemont und Savoyen geflüchtet und in den Thälern von Peyrouse, St. Martin u. s. w. sich niedergelassen hatten, erging im Jahre 1440 eine grausame Verfolgung. Bewaffnete fielen plötzlich über sie her, trieben sie nackt und bloß in Bergschluchten, wo ihrer viele, Kinder und Greise, vor Frost und Hunger umkamen, während andere gefangen fortgeführt und ermordet wurden. Von denen, die übrig geblieben, hatten sich die meisten in eine abgelegene Gebirgsgegend, zwischen Piemont und Dauphiné, zurückgezogen, wo sie eine Wüste unfruchtbaren Landstriches mit soviel Fleiß bearbeiteten, daß es ihnen im Lauf der Jahre an Viehheerden, an Korn, Wein und Oel nicht fehlte. Während sie aber hier ruhig und im Frieden mit ihren katholischen Nachbarn lebten, erließ gegen Ende des 15. Jahrhunderts Papst Innocenz VIII. den gemessensten Befehl zu ihrer Ausrottung — oder ihrer Rückkehr in die Kirche. — Als sie letztere verweigerten, drang

unter Anführung eines päpstlichen Legaten eine Söldnerschaar in ihre Wohnsitze, worauf viele Hunderte die Flucht ergriffen und aller ihrer Habe beraubt umherirrten, diejenigen aber, deren man sich bemächtigt, durch das Schwert ihrer Verfolger fielen. Gegen diejenigen Waldenser, welche die Stadt Cabrière in der Provence sammt ohngefähr 30 umliegenden Dörfern bewohnten, erging auf Anstiften der französischen Bischöfe im Jahre 1545 ein äußerst harter Beschluß des Parlaments von Aix, dessen Vollziehung König Franz. I. genehmigte, auf Grund falscher Anklage des Aufruhrs und staatsgefährlicher Conspirationen, die man den Armen Schuld gab. Im nämlichen Jahre fiel dann der Statthalter der Provinz mit bewaffneter Macht über sie her. 22 Dorfschaften wurden geplündert und von Grund aus zerstört, 800 Personen in der Kirche zu Cabrière umgebracht, Frauen und Kinder in eine Scheune zusammengetrieben und verbrannt, indeß man von den Männern die stärksten auswählte und sie als Ruderknechte auf die Galeeren schickte. Von denjenigen, welche der Verfolgung entgangen, fanden einige Tausende in Genf ihr Unterkommen, während andere im Lauf der Zeit nach den Thälern zurückkehrten, aus welchen man ihre Väter vertrieben, wo sie auch wunderbarlich, trotz widerholter harter Bedrückung aushielten, — nach der Weissagung eines ihrer Prediger: „Sowie alles Unkraut und Gestrüpp die Lilie des Thales bis jetzt nicht hat zerstören können, so wird alle Verfolgung des Bösen diese Lilie nicht ersticken;“ — wie sie denn öfter auch für eine Reihe von Jahren wieder unangefochten blieben und besonders zu einer etwas freieren Regung kamen bei'm Ausbruch der Reformation des 16. Jahr-

hunderts, mit deren Stiftern, namentlich in der Schweiz und in Frankreich, sie sich verbanden.

Gleichwohl blieben die Schicksale der Waldenser auch weiterhin noch immer dem Wechsel unterworfen, je nachdem namentlich der Herzog von Savoyen das harmlose Volk, die Kirche der Armen, schützte oder den Anreizungen des päpstlichen Hofes und des katholischen Klerus Folge gab. Letzteres war der Fall bei'm Herzog Karl Emanuel, auf dessen tyrannische Befehle vom Jahre 1601 bis 1633 in der ehemaligen Markgrafschaft Saluzzo, im südlichen Piemont, die Waldenser ganz vernichtet wurden. Nichts aber glich der Wuth, mit der man sie im Jahre 1655 in andern Theilen Piemonts behandelte. Schon einige Jahre früher hatte der hohe Rath de propaganda fide et exstirpandis haereticis (zur Verbreitung des Glaubens und Ausrottung der Ketzer), der bis dahin nur in Rom seinen Sitz hatte, seinen Gerichtsstuhl auch einmal in Turin aufgeschlagen, der alten Residenz der Herzöge von Savoyen. Eifer für die katholische Religion und Ketzerhaß wurden gleichmäßig in Bewegung gesetzt, und zu Anfang des genannten Jahres ein Befehl des Herzogs publicirt, welchem zufolge mitten im härtesten Winter viele hundert Waldensische Familien in den Gegenden von St. Jean, La Tour rc. binnen 3 Tagen Haus und Hof verlassen und durch die mit Eis und Schnee bedeckten Berge und Wälder flüchten mußten. Ein Savoyisches Heer von 15,000 Mann rückte in die verlassenen und in die andern Thäler ein. In verzweifelter Gegenwehr schlugen die sich zusammenschaarenden Waldenser anfangs zwar ihre Feinde zurück, wurden dann aber bald überwältigt und sammt den Ihrigen ohne Unterschied des Geschlechts,

des Standes und Alters, Kinder und Säuglinge eingerechnet, zum Theil unter den entsetzlichsten Martern hingemordet. Von Mitleid durchdrungen traten nun die reformirten Schweizer-Cantone Zürich, Basel, Schaffhausen, Bern und Appenzell bei dem Herzog für die Unglücklichen ein; die noch mit dem nackten Leben davongekommen, wandten sich auch an Cromwell, den Protector von England (der bald einen außerordentlichen Gesandten nach Turin schickte), sowie an die Generalstaaten der vereinigten Niederlande. Wie diese, so nahmen denn auch der Landgraf von Hessen-Kassel, der Kurfürst von der Pfalz und von Brandenburg, sowie der König von Schweden ernstlich darauf Bedacht, durch Fürsprache und durch Geldsammlungen in ihren Landen die Hülflosen zu unterstützen, ihre Noth zu lindern und ihren wankenden Zustand fester zu gründen. So wurde dann auch ein erträglicher Vergleich mit dem Herzog von Savoyen vermittelt, — bis Ludwig XIV. von Frankreich, als er im Jahre 1685 das Edict von Nantes aufhob und somit den Reformirten ihre gesetzmäßige Religionsfreiheit entriß, auch den Herzog bewog, gegen die Waldenser in gleicher Weise zu verfahren. Alle ihre Bethäuser sollten niedergerissen, alle gemeinsame Erbauung, selbst die im Stillen, aufgehoben, und alle ihre Kinder in der katholischen Religion erzogen werden; ihre Prediger und Lehrer aber, wofern sie nicht zur römischen Kirche überträten, sollten binnen 3 Tagen das Land räumen. Als zugleich dann abermals Kriegsvölker in die Thäler geschickt wurden, da rafften sich die Hartbedrängten noch einmal zum Kampf auf, erlagen aber nach harten Verlusten der Uebermacht ihrer Dränger. Viele flüchteten sich nun aus ihrer Heimath in die Fremde, wo sie theils in der Schweiz, theils in Wür-

temberg, theils in der Mark Brandenburg brüderliche Aufnahme fanden und nach und nach in der evangelisch-protestantischen Kirche aufgingen. Andere siedelten sich wieder in den heimathlichen Thälern Piemonts an, und von der Schweiz, von Deutschland, Holland und England her kräftig unterstützt, unter dem ersten französischen Kaiserreich das Recht der übrigen christlichen Religionsgesellschaften theilend, bauten sich ihre Gemeinden von Neuem und bauen sich noch auf dem alten evangelischen Grunde, von dem sie vor fast 700 Jahren ausgingen.

Zwar mag es ihnen auch in neuerer und in neuester Zeit an Anfechtungen im Einzelnen nicht gefehlt haben; doch dürfen wir freudig gewiß sein, daß im Allgemeinen die Tage, die Jahre und Jahrhunderte ihrer Leiden ein Ende haben und nimmer wiederkehren. In Turin selbst, wo vor 200 Jahren der römische Gerichtshof zur Ausrottung der Ketzer tagte, erhebt sich jetzt eine stattliche Waldenserkirche. Eine Waldensische Zeitschrift »la buona novella« (die frohe Botschaft) verbreitet sich in immer weiteren Kreisen; und auf dem alten Waldensischen Wappen sieht man noch heute eine Fackel mitten im Dunkeln mit der Umschrift: „Das Licht leuchtet in der Finsterniß.“ Möge diese Devise, der die Waldenser treu geblieben, überall eine Wahrheit werden und sich in der ganzen Kirche, die sich nach Christi Namen nennt, immer herrlicher erfüllen! — Das walte Gott! — Amen.

Dritte Vorlesung.

Johann Huß.

Verehrte Anwesende!

Nachdem wir in den letzten Vorlesungen die Märtyrergeschichte der Waldenser kennen gelernt haben, lassen Sie mich heute Ihnen das Bild des evangelischen Blutzeugen vorführen, der es mehr als jeder andere verdient, der Vorläufer Luthers genannt zu werden, — ich meine Johann Huß.

Johann Huß ist der Ihnen allen bekannte Name des Mannes, dessen Auge zwar den vollen Anbruch eines neuen Tages ahnungsvoll erst in der Ferne sah, der aber auch schon durch das Dunkel der Zeit leuchtet wie ein Stern mit mildem Glanz, und an dessen Scheiterhaufen sich ein Feuer entzündete, das immer höher aufflammen sollte.

Geboren zu Hussinecz, einem Dorf in Böhmen, unfern des Böhmer Waldes, im Jahre 1373, also etwas mehr als 100 Jahre vor Luther. aus niederen, beschränkten Verhältnissen hervorgegangen, hatte nach des Vaters frühem Tode die Mutter Sorge getragen, daß der Sohn die Universität Prag bezog, eine der ältesten Hochschulen, von Kaiser

Carl IV. um die Mitte des 14. Jahrhunderts gestiftet, um deren Lehrstühle sich zur Zeit ihrer Blüthe bis zu 20,000 Studirende verschiedener Nationen sammelten. Hier fing Huß bald an, sich durch große Frömmigkeit auszuzeichnen. Zum Beweise dafür erzählt man unter Anderm, wie er eines Tages, als er das Leben des heiligen Laurentius gelesen, von der Standhaftigkeit dieses Märtyrers dermaßen ergriffen gewesen sei, daß er seine Hand längere Zeit, bis ein Freund hinzugekommen, in eine Feuerflamme gehalten, um zu erproben, ob er Kraft und Ausdauer genug besitzen würde, auch nur einen geringen Theil dessen zu ertragen, was jener Märtyrer geduldet. Mit nicht geringem Eifer widmete er sich philosophischen und theologischen Studien, und der Ruf seiner Gelehrsamkeit wie seiner Gottesfurcht wurde so groß, daß er im Jahr 1400 zum Beichtvater der Königin von Böhmen, König Wenzels Gemahlin, und 8 Jahre später zum Rector der Universität erwählt ward. Zugleich versah er an der neu errichteten Bethlehemscapelle in Prag die Stelle eines Predigers und Seelsorgers, zu großer Erbauung derer, die sich seiner geistlichen Führung anvertrauten. Schon länger hatte er indeß mit tiefer Betrübniß die mancherlei Irrthümer, Mißbräuche und Verderbnisse der herrschenden Kirche wahrgenommen, und die Versunkenheit der damaligen böhmischen Klerisei gereichte ihm bei der Heiligkeit seiner Sitten zum äußersten Anstoß. Doch mochte er nicht den ersten Stein dagegen aufheben, bis durch einen böhmischen Edelmann, der sich einige Zeit in Oxford aufgehalten, die Schriften Wikleffs in seine Hände kam, der in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts zu Canterbury und Oxford in reformatorisch evangelischem Geiste gelehrt und namentlich

gegen die Uebergriffe und Verderbnisse des Papst- und Mönchthums furchtlos geeifert hatte. Mit der Gewalt einer Offenbarung nahmen die Schriften Hussens Seele ein. Er schämte sich seiner bisherigen Bedenklichkeiten und fing an, auf dem Katheder wie auf der Kanzel mit Berufung auf das Evangelium als höchste Instanz in Sachen des Glaubens und Gewissens die Irrthümer und Mißbräuche der Kirche zu strafen und diejenigen zu beklagen, welche der Führung blinder Blindenleiter überlassen wären. Die unter seiner Mitwirkung in die Landessprache übersetzten Schriften Wicleffs verbreiteten sich bald in vielen Abschriften und vermehrten die Spannung der Gemüther, ohne daß der damalige Erzbischof von Prag, ein Mann von schwachem Geiste, dagegen aufzukommen vermochte. Schon früher und energischer würde von Rom aus eingeschritten worden sein, hätten nicht eben um jene Zeit zu großer Verwirrung und zu großem Aergerniß der Christenheit 3 Päpste zugleich jeder für sich den Besitz des heiligen Stuhls in Anspruch genommen, und einer den andern von demselben zu verdrängen gesucht. Als jedoch im Jahre 1410 auf dem Concil zu Pisa zwei Gegenpäpste beseitigt und durch Neuwahl der dritte unter dem Namen Alexander V. für das alleinige Oberhaupt der Kirche erklärt wurde, da gelangte bald an den Erzbischof eine päpstliche Bulle, in welcher Wicleff und dessen Lehren ohne Weiteres verdammt, und die kirchliche Gährung in Böhmen mit den härtesten Strafen bedroht wurde. Die Bulle aber machte wenig Eindruck; und da auf dieselbe hin der Erzbischof sämmtliche Abschriften von Wicleffs Werken, deren er habhaft werden konnte, verbrennen ließ und Huß das Predigen verbot, ward die Aufregung nur um so größer und allgemeiner,

zumal als Huß mit seiner schriftlichen Verantwortung abgewiesen und zum persönlichen Erscheinen vor einer päpstlichen Commission nach Bologna aufgefordert wurde. Seine Freunde und Anhänger unter dem Volk, der Adel und theilweise auch die Geistlichen zitterten vor der ihm drohenden Gefahr, und auf ihre von der Königin unterstützte Fürbitte sandte König Wenzel Abgeordnete an den Nachfolger Alexanders, welcher von der Vorladung zwar Abstand nahm, dagegen bald darnach den von seinen Feinden hart Verklagten in den Bann that und die Stadt Prag mit dem Interdict belegte, dermaßen daß, solange Huß sich dort befände, keine Glocken geläutet, keine Messen gelesen, keine Kinder getauft und den Todten das kirchliche Begräbniß versagt sein sollte. Darüber gerieth die Stadt in Zornes Flammen; es kam zu offenem Hader, Empörung und Blutvergießen unter den streitenden Parteien. Eben hier zeigte sich nun Hussens redliche Sinnesart in ihrem wahren Licht. Der Hof beschützte ihn, das Volk ist für ihn, und keines Unrechts überwiesen sieht er sich mit dem Bannfluch beladen von einem Johann XXIII., der durch seine Laster weit und breit verrufen, wie zum Hohne damals die Tiara trug.

Gleichwohl widerstrebt Huß dem ihm angethanen Uebel nicht, sucht vielmehr den Tumult zu beschwichtigen und wendet sich mit demüthiger Bitte an den Cardinal, ihn bei'm Papst zu vertreten, indem er in aller Einfalt und Unschuld betheuert und sich bereit erklärt, wenn er geirrt und gefehlt habe, es mit seinem Leben zu büßen. Als aber Alles vergeblich blieb, da wandte er sich mit seiner Appellation nach Oben. „Unser heiliger Jesus Christus — schreibt er — wahrer Gott und wahrer Mensch, umringt von Hohenpriestern, Schrift-

gelehrten, Pharisäern und ungerechten Richtern, hat seinen Jüngern das Beispiel gegeben, die Rache Gott anheimzustellen, der Alles weiß und Alles kann. Diesem Beispiel folgend appellire ich, Johann Huß, unterdrückt durch ungerechten Richterspruch, an Gott und übergebe diese Appellation Jesu Christo, meinem Herrn und Richter, welcher dieser Sache auch das Geringste kennt und schützt." Dabei hegt er indeß noch Zweifel, was nun zu thun, und berieth mit seinen Freunden, ob er weichen oder bleiben solle, indem er einerseits des Heilands Wort erwog: „Ein guter Hirt läßt sein Leben für die Schafe, der Miethling aber, wenn er den Wolf kommen sieht, fliehet, und der Wolf zerreißt die Schafe." Aber auch den andern Ausspruch habe ich bedacht, heißt es in einem seiner Briefe: „Wenn sie euch in einer Stadt verfolgen, so fliehet in eine andere." Huß wählte endlich das Letztere, verließ Prag und seine theure Bethlehemscapelle und suchte Zuflucht in dem einsamen Dorf, wo er geboren war.

Hier schrieb er seine Abhandlung „Ueber die Kirche," in welcher er nicht nur aus der Vernunft, sondern auch aus den Kirchenvätern und den Aussprüchen des kanonischen Rechts bewies, daß man die Schriften vermeintlicher Ketzer lesen und prüfen, aber nicht verbrennen solle. Von dort ließ er auch eine Schrift ausgehen, welche er die 6 Irrthümer nannte, gerichtet wider die Ablaßbriefe, wider den Mißbrauch des Bannes, wider den unbedingten Gehorsam, welchen der Stuhl zu Rom verlangte, wider die Simonie oder den schmählichen Handel mit geistlichen Aemtern, der schon lange der Kirche zu großer Schmach gereichte. Ein anderes Mal trieb es ihn dann wieder hinaus, der Wahrheit vor allem Volk Zeugniß

zu geben, und Alles um sich her vergessend, ohne an seine persönliche Gefahr zu denken, gestützt auf das apostolische Wort, daß man Gott mehr gehorchen müsse als den Menschen, durchzog er predigend Städte und Dörfer, umringt von Schaaren, die begierig waren, ihn zu hören. — Inzwischen wurde in Prag und im Lande weit umher der Kampf der Parteien immer heißer, und während die Evangelischen oder Hussiten, wie man jetzt Hussens Anhänger zu nennen begann, — unter ihnen namentlich Hieronymus von Prag immer ungestümmer reformatorisch vordrangen, steigerte sich die Erbitterung der Gegner. — König Wenzel von Böhmen war nicht der Mann, eine solche tiefgreifende Sache zum Austrag zu bringen, ebensowenig die Böhmischen Prälaten und ebenso wenig Johann XXIII., der zwar zur Zeit noch in Bologna den päpstlichen Thron behauptete, den aber seine Macht, zu binden und zu lösen, nicht vor den Schrecken des eignen Gewissens schützte, und dem überdieß die zwei auf dem Concil zu Pisa beseitigten Gegenpäpste: Gregor XII. zu Rimini und Benedict XIII. in Arragonien auf's Neue die Krone streitig machten, alle drei ihre Blitze auf einander schleudernd und Bannflüche gegen einander austauschend. — Doch ein Kaiser war noch im Reich, König Wenzels Bruder, Kaiser Sigismund, der ungeachtet oder auch gerade wegen des Sturmes, womit die Osmanen von Neuem die Grenzen des Reiches bedrohten, den Entschluß faßte, durch eine allgemeine Kirchenversammlung sowohl der kirchlichen Spaltung im Großen ein Ende zu machen, als insbesondere auch die Unruhen in Böhmen niederzuschlagen, überhaupt aber die Ketzerei zu vernichten und die Kirche, deren Schäden er wohl erkannte, an Haupt und Gliedern zu reformiren. — Papst Johann mußte Ja sagen,

wiewohl er seinen eigenen Sturz voraussah; durch ein kaiserliches Edict wurde das Concil auf den 1. November 1414 nach Konstanz (nicht Kostnitz) ausgeschrieben und auch Huß dahin vorgeladen. — Aus allen Nationen: Deutschland, Frankreich, England und Italien versammelten sich mehrere Tausende von Fürsten, Herzögen, Grafen, Rittern und Edelleuten, über 300 Erzbischöfe und Bischöfe, mehr als 500 Aebte und Doctoren. — Daß eine Verbesserung des Klerus und der Kirche Noth thue, wurde allseitig zugestanden; als man aber die Frage aufwarf, auf welcher Stufe der geistlichen Leiter die Verbesserung beginnen solle, und Einige behaupteten, man müsse anfangen a minoritis, d. i. an der niederen Geistlichkeit, fiel Kaiser Sigismund rasch ein: non a minoritis, sed a majoritis, — also von oben. Und so geschah es. Papst Johann, vieler schweren Verbrechen überwiesen, wurde seiner Würde verlustig erklärt, auf der Flucht von Konstanz nach Freiburg eingeholt und erst auf die Festung Gottleben, dann nach Heidelberg und zuletzt nach Mannheim in's Gefängniß gebracht. — Der Gegenpapst Gregor entsagte selbst seiner Würde und zog sich auf günstige Bedingungen zurück; Benedict, der sich nicht begeben wollte, wurde abgesetzt und excommunicirt, endlich aber Martin V. effectiv zum Papst erwählt und damit die große Spaltung der römischen Kirche geschlossen. — Was nun übrigens die Verbesserung der Kirche betraf und die Mittel, dem vorhandenen, tiefgehenden Uebelstande abzuhelfen, so dachten die versammelten Väter dabei kaum an sonst etwas als nur an die Ausrottung der vermeintlichen Ketzerei — zunächst Wicleffs, dann aber dessen, den man als seinen noch viel ärgeren Nachfolger betrachtete. Persönlich war freilich Wicleff nichts mehr anzuhaben; schon

im Jahre 1384 war er auf seiner Pfarre zu Lutterworth in Lincolnshire gestorben. Doch wurden seine Lehrsätze noch einmal feierlich verdammt, seine Schriften den Flammen übergeben, und auf einen vom Concil im Jahre 1415 erlassenen Befehl seine Gebeine ausgegraben und verbrannt. — — Was sollte nun mit Huß werden? — Nicht ohne Ahnung dessen, was seiner wartete, hatte er mit ungebrochenem Muthe vor seiner Abreise öffentlich verkündigt, daß er zwar in Konstanz Zeugniß von seinem Glauben ablegen wolle, aber auch noch vorher zur Verantwortung vor Jedermann, namentlich vor dem Erzbischof von Prag und seinen Geistlichen bereit sei. — Keiner meldete sich; wohl aber stellte ihm auf sein Verlangen merkwürdiger Weise der Bischof von Nazareth, Großinquisitor der Diöcese Prag, ein Attest aus, worin es hieß: Wir thun hiermit Allen kund und zu wissen, daß wir oft mit dem ehrsamen Magister Joh. Huß, Baccalaureus der theologischen Fakultät an der berühmten Universität zu Prag, Unterredung über die heilige Schrift und andere Materien gepflogen, und daß wir aus denselben ihn als einen guten; treuen Katholiken kennen gelernt und bis auf den heutigen Tag kein Böses und keinen Irrthum an ihm gefunden haben. Auch bezeugen wir, daß der genannte Johannes Huß sich hat bereit erklärt, von seinem Glauben vor dem Erzbischof und seinen Geistlichen gegen Jeden, der erscheinen würde, ihn des Irrthums und der Ketzerei anzuklagen, Rechenschaft zu geben, daß aber Niemand erschienen ist und solche Anklage hat erheben wollen. Zur Beglaubigung dessen haben wir ihm dieß Schreiben, mit unserm großen Insiegel untersiegelt, ausgehändigt. Gegeben zu Prag am 30. August 1414. — Im October des Jahres nahm er dann in der Bethlehems-

Capelle von seinen Freunden und Schülern Abschied, besonders rührend von seinem Freunde Hieronymus, der unter Thränen zu ihm sprach: Theurer Lehrer, sei standhaft, beharre unerschrocken bei dem, was Du auf Grund der heiligen Schrift gelehret und gepredigt hast. Wenn Dir aber der Arbeit zuviel wird, und ich höre, daß Du in Gefahr schwebst, so werde ich zu Deinem Beistand herbeieilen. — Freiwillig begleitet von mehreren angesehenen böhmischen Baronen, vom König Wenzel mit einem Geleitsbriefe versehen, trat Huß nun seine Reise an, er erhielt unterwegs auch noch den erbetenen Geleitsbrief vom Kaiser selbst, des Inhalts: Wir Sigismund von Gottes Gnaden, allen geistlichen und weltlichen Fürsten und allen unsern übrigen Unterthanen unsern Gruß zuvor! Wir empfehlen euch Allen insgemein und Jedem besonders den ehrsamen Magister Joh. Huß, Vorzeiger des Gegenwärtigen, welcher von Böhmen auf das Concil in Kostnitz zu reisen gesonnen, und welchen wir unter unsern und des Reiches Schutz und Geleit gestellt haben; fordern und verlangen, daß ihr ihn gut aufnehmet und ihm gute Behandlung angedeihen lasset, auch ihm Alles leisten wollt, was seine Reise fördere und sichere, sowohl zu Wasser als zu Land, und begehren von Euch, denselben frei und sicher passiren, wohnen, sich aufhalten, auch repassiren zu lassen, zu Ehren und aus schuldiger Ehrfurcht gegen kaiserliche Majestät. Gegeben zu Speier den 18. October 1414.

Die Ehrerbietung, womit man unterwegs Huß überall aufnahm, übertraf alle Erwartung. Mit lautem Freudenruf wurde er in vielen Städten eingeholt, und wie im Triumph reiste er durch ganz Deutschland. — Mit besonderer Ehre wurde er namentlich zu Nürnberg vom Magistrat und der Geistlichkeit feierlich

empfangen. „Ich dachte, ich wäre ein Auswurf, äußerte er, nun aber sehe ich wohl, meine größten Feinde habe ich in Böhmen selbst.“ Auch waren mehrere seiner dortigen erbittertesten Widersacher ihm nachgereist, um seine Verfolgung in Constanz heimlich zu betreiben, während sie zugleich durch öffentliche Anschläge ihn überall als einen Ketzer und Excommunicirten verhaßt zu machen suchten. Nach 3 wöchentlicher Reise langte Huß in Constanz an und nahm sich eine stille Wohnung vor der Stadt, wo er seine Zeit zwischen frommen Uebungen und der Unterhaltung mit seinen befreundeten Begleitern theilte, bis nach einer Reihe von Tagen plötzlich eine Deputation erschien mit der Aufforderung, vor dem Papst und den Cardinälen von seinen Lehren Rechenschaft zu geben. Obwohl er einwandte, daß er nur gekommen sei, um in Gegenwart Aller vor dem allgemeinen Concil laut und öffentlich über alle Punkte seiner Lehre Rede zu stehen und zu sprechen, was Gott ihm zu seiner Vertheidigung eingeben werde, so gab er dennoch nach. Das Verhör war kurz, und siehe da! bald erschienen Bewaffnete, die ihn mit Einbruch der Nacht abführten und im Stiftshause der Kathedralkirche gefangen hielten. Acht Tage später brachte man ihn in den unterirdischen Kerker eines Dominikanerklosters am Ufer des Rheins, in dessen verpesteter Luft er bald erkrankte und dem Tode nahe kam. Kaiser Sigismund, als er noch abwesend die Kunde davon vernahm, bebte zwar anfangs vor Zorn, daß man seinen Geleitsbrief nicht geachtet, wurde dann aber in Constanz von Hussens Feinden schier umgarnt und trotz der Einsprache seines Gewissens überredet, daß man einem der Ketzerei Angeklagten nicht Wort zu halten brauche. Wochen und Monate vergingen, ohne daß es mit Huß zum

öffentlichen Verhöre kam, während man sein Gefängniß wechselte und ihn wie zu größerer Sicherheit auf die Burg Gottleben am Rhein brachte, wo er mit Fesseln an den Füßen in einen Thurm gesperrt und bei Nacht durch eine in die Mauer eingefügte Kette auf seinem Lager festgehalten wurde. Bei dem einzigen Lichtstrahl, der durch eine Oeffnung von oben in seinen Kerker fiel, verfaßte er mehrere kleine Schriften, eine Erklärung der 10 Gebote, des Vater Unser, einen Versuch über die Erkenntniß der Liebe Gottes und andre, die später ihren Weg nach Böhmen fanden, und richtete an seine Freunde in der Heimath Briefe, die als köstliche Reliquien lange aufbewahrt wurden. Den letzten derselben, welchen er mitten unter seinen Leiden schrieb, erlauben Sie mir wohl, Ihnen mitzutheilen. „Liebe Freunde!“ schreibt er, „erlaubt mir, die letzte Gelegenheit zu ergreifen, euch zu ermahnen, daß ihr auf nichts in der Welt euer Vertrauen setzt, sondern euch ganz dem Dienste und der Führung Gottes ergebet. Ich bin wohl berechtigt, euch zu warnen, daß ihr euch nicht auf Fürsten, noch auf irgend einen Menschen verlaßt, denn bei ihnen ist keine Hülfe. Gott allein bleibt treu und beständig. Ich überlasse mich ganz seiner gnädigen Vorsicht und traue fest auf sein Erbarmen. Nachdem ich mich bemüht, sein treuer Diener zu sein, so fürchte ich mich nicht, von ihm verlassen zu werden. Ich hoffe vielmehr, nach den Worten unseres gnädigen Erlösers: „du frommer und getreuer Knecht, du bist über wenig treu gewesen, (und wahrlich mein Leben ist das Wenigste, was ich ihm opfern kann, da er selbst es mir gegeben) — ich will dich über viel setzen, gehe ein zu deines Herrn Freude“ — bald nach allen ausgestandenen Trübsalen zu Seiner Ruhe zu kommen. Der Gott

des Friedens erhalte euch in seiner Gnade. Dieß ist ohne Zweifel der letzte Brief, den ich euch schreibe. Ich habe Ursache, zu glauben, daß man mich morgen fordern wird, mit meinem Leben zu antworten. Sigismund hat in allen Dingen fälschlich gehandelt, Gott aber verzeihe es ihm. Lebt wohl! Betet, daß ihr nicht in Anfechtung fallet! Ich freue mich auf meinen Todestag. Suchet so zu leben durch Gottes Gnade, daß ihr freudig sterben könnt." Und allerdings war seine Stunde nahe, nachdem wiederholt Versuche, ihn zum Verleugnen der Wahrheit seiner Lehre zu bewegen, ebenso vergeblich blieben als das immer erneute Anstürmen mit Bitten an das Concil und den Kaiser von Seiten des Böhmischen Adels und Volkes um Freilassung des unschuldig Verfolgten, oder mindestens ihm frei öffentlich vor der ganzen Kirchenversammlung Gehör und Verantwortung zu verwilligen.

Endlich ward er auf den 6. Juni 1415 vor das Concil geladen, und nachdem er eingetreten war, der erste von den wider ihn festgestellten Klagepuncten vorgelesen, auch wurden in unruhiger Hast einige Zeugen wider ihn abgehört. Als aber der Angeschuldigte seine Vertheidigung beginnen wollte, entstand ein solcher Tumult, solches Durcheinanderfragen, Schreien, Schelten und Zähneknirschen, daß kein Gehör und keine Verantwortung möglich blieb. Als Huß dann rings um sich schaute und sprach: an dem Ort hoffte ich eine ganz andere Begegnung zu finden, vermehrte sich der Lärm, und erklärte man sein endliches Schweigen triumphirend für das eigne Bekenntniß seiner Schuld. Ruhige und ernste Männer in der Versammlung vermochten zwar für den Augen-

blick solchen leidenschaftlichen Ausbruch blinden Eifers nicht zu hemmen, setzten es aber gleichwohl durch, daß seine Sache vertagt wurde. In der 2. Sitzung am folgenden Morgen erschien Kaiser Sigismund selbst und erhielt durch seine Gegenwart die Versammlung in den Grenzen des Anstandes und der Ruhe. Auf die nun gegen Huß vorgebrachten Beschuldigungen, daß er die gefährlichen Irrthümer Wicleffs vertheidigt, sich wider das Verbrennen von dessen Schriften erklärt, auch das Volk erregt und Aufruhr gestiftet habe, reinigte er sich von letzterer Beschuldigung gänzlich und erklärte, wie er allezeit der katholischen Lehre zugethan gewesen, auch niemals einen Irrthum geglaubt habe, wenn er gewußt, daß es ein Irrthum sei, und nichts mehr wünsche, als überzeugt zu werden, in was für Irrthümer er etwa unvermerkt verfallen, damit er die lautere Wahrheit mit Freuden umarme. Darnach, in einer dritten Sitzung, brachte man noch eine lange Reihe von Klagepuncten gegen ihn vor, unter anderen daß er erklärt habe, wie es keine absolute Nothwendigkeit sei, ein sichtbares Oberhaupt der Kirche zu haben, und die Kirche zu der Apostel Zeiten ohne ein solches besser regiert worden, daß der Titel „heiliger Vater" einem Menschen mit Recht nicht beigelegt werden könne, daß Kirchenstrafen, zumal solche, die das Leben eines Menschen angingen, keinen Grund in der heiligen Schrift hätten, daß Gewissensfreiheit eines jeden Menschen natürliches und göttliches Recht sei u. s. w. Als nun der Cardinal Erzbischof von Cambray Huß bedeutete: „Eure Schuld ist jetzt zur Genüge dargethan, und es bleibt Euch nur die Wahl, entweder die verdammlichen Irrthümer abzuschwören und Euch dem Concilio zu unterwerfen,

oder die schweren Folgen Eurer hartnäckigen Beharrung bei denselben zu erwarten, antwortete er, viele Meinungen würden ihm zur Last gelegt, welche niemals die seinigen gewesen, weshalb er es für ungereimt halte, sie abzuschwören; andere Meinungen aber, die er wirklich behauptet, seien bis jetzt noch von Keinem widerlegt worden, sodaß er entschlossen sei, auch diese nicht wider sein Gewissen abzuschwören. Noch gab man ihm indeß einen Monat Frist, sich eines Andern zu besinnen; da aber seine letzte Antwort dieselbe blieb, die er von Anfang gegeben, so ward seine Verurtheilung auf den 6. Juli des Jahres festgesetzt. Am Morgen dieses Tages versammelten sich die geistlichen und weltlichen Herrn des Concils im feierlichen Aufzug in der großen Kirche zu Constanz unter dem Vorsitze des Kaisers. Eine Wache führte Huß herein. Inmitten der Kirche stand ein hohes Gerüst, und auf einem Tisch lagen die priesterlichen Gewänder, mit welchen Huß bekleidet werden sollte, um ihn darnach derselben zu berauben. Der Bischof von Lodi bestieg die Kanzel und schloß seine Predigt mit der Anrede an Sigismund: — „So treffe denn Dein Gericht, glorreicher Herrscher, die Feinde des Glaubens, damit Dein Ruhm weit erschalle und der Preiß Deines Namens ewig währe." Sämmtliche Klagepuncte wurden alsdann noch einmal verlesen, weitere Verantwortung aber nicht gestattet, sondern das Verdammungsurtheil verkündigt. Während dessen fiel Huß auf seine Kniee und befahl betend seine Sache Christo als dem rechten Richter über Alle. Man legte ihm dann die priesterlichen Kleider an, gab einen Kelch in seine Hand und ließ ihn das Gerüst besteigen, um etwa noch in der letzten Stunde zu

widerrufen. Doch er erklärte laut, indem er sich zum Volke wandte, daß er durch erheuchelte Abschwörung den Gläubigen Aergerniß gäbe und lieber sterben als Christum und die Wahrheit verläugnen wolle. Darnach zogen ihm die Bischöfe unter Vermaledeiungen die Meßgewänder aus, nahmen den Kelch aus seiner Hand, vertilgten die Zeichen seiner Tonsur und setzten eine Krone, mit Teufelsfiguren bemalt und mit infamirender Inschrift, auf sein Haupt. Huß aber sprach mit erhobener Stimme: ich trage die Krone der Schmach mit Freuden dem zu Liebe, der auch für mich die Dornenkrone getragen. — Sodann übergab ihn die Kirche dem weltlichen Arme. Auf Kaiser Sigismunds Befehl dem Kurfürsten von der Pfalz sowie dem Magistrat von Constanz überantwortet, führte man ihn inmitten einer unermeßlichen Volksmenge zum Richtplatz, zum Scheiterhaufen, — schwach und gebrochen, wie er war, fast zermalmt von Krankheit, von langer, grauenvoller Haft, von Schmerz und Seelenleiden. — Betend wankte er dem Holzstoße zu. „Herr Jesus, — rief er — um deines heiligen Evangeliums willen will ich diesen schrecklichen Tod erdulden; vergib allen meinen Feinden;“ und als man den Scheiterhaufen anzündete, hörten die Umstehenden ihn ausrufen: „Jesus, du Sohn des lebendigen Gottes, erbarme dich meiner!“ Indem die Flammen schon aufloderten, sah man noch seine Lippen sich im Gebet bewegen und hörte leise Töne der Melodie eines Psalmes, — bis sich ein Wind erhob und seine Stimme in den Flammen erstickte. Nachdem sein Sterbliches vollends vom Feuer verzehrt war, wurde noch seine Asche gesammelt und in den Rhein geworfen. Sein Andenken aber lebt unauslöschlich in tausend und

abertausend Herzen fort. Noch viele Jahre lang wurde in Böhmen sein Todestag festlich begangen, in der Kirche der Evangelischen eine dafür eingerichtete Legende verlesen, und an mehreren Orten zündete man Abends auf den Bergen Feuer an, um welche sich das Volk versammelte und, während die Flammen zum Himmel aufloderten, in rührenden Weisen, nach Art der böhmischen Brüder, fromme Lieder sang. Auch eine Denkmünze wurde zu Ehren des Märtyrers geschlagen mit seinem Bilde und mit der Umschrift: Centum revolutis annis Deo respondebitis et mihi (Nach hundert Jahren werdet Ihr Gott und mir Antwort geben), welche Worte Huß einst in prophetischem Eifer seinen Gegnern zugerufen, gleichwie er auch von einem Schwane geredet haben soll, der 100 Jahre nach ihm kommen werde, und den sie nicht würden zu bewältigen vermögen.

Fassen wir nun Alles zusammen, so können auch wir noch heute dem treuen Zeugen und Märtyrer, dem tapferen Vorkämpfer der Reformation, unsere Verehrung nicht versagen. Wohl war er nicht der Mann, die Kirche in ihren tiefen Schäden von Grund aus zu reformiren, — wozu auch die Zeit noch nicht gekommen war, — nicht so genial und urkräftigen Geistes wie der Schwan, dessen Erscheinen er weissagte. Aber Einfalt und Gottesfurcht, Sanftmuth und Demuth, eine Standhaftigkeit, die nichts zu erschrecken vermochte, und Treue bis zum Tod, — das sind die großen Züge seines Charakters. Huß war ein wahrhaft apostolischer Mann — wenn nicht nach dem Bilde eines Paulus, so doch eines Johannes als des Jüngers, der nicht stirbt. Und

so wollen wir denn im Hinschauen auf Johannes Huß, so oft wir seiner gedenken und aller treuen Bekenner und Wahrheitszeugen, in uns bewegen, was geschrieben steht: „Sieh' wir preisen selig, die erduldet haben, und die nach Schmach und Leiden die unvergängliche Krone der Ehre empfangen."

Vierte Vorlesung.

Die Hussiten; Anfang der Reformation.

Verehrte Anwesende!

In Ihrer neulichen Versammlung erlaubten Sie freundlichst, das Lebensbild des Joh. Huß, des tapfern Vorkämpfers der Reformation und des Märtyrers evangelischer Wahrheit, in Ihrer Erinnerung aufzufrischen.

Wir thaten dabei einen Blick in die große Kirchenversammlung zu Konstanz unter Kaiser Sigismund im Jahr 1414, auf welcher man zwar die drei gleichzeitigen Päpste, die bis dahin ihren Bannfluch gegen einander geschleudert, absetzte, Martin V. zum alleinigen Inhaber des apostolischen Stuhles erhob und damit die seitherige Kirchenspaltung schloß, — aber auch Wicleffs und Hussens Lehre verdammte und Huß, sowie nach ihm seinem Freund und Mitkämpfer Hieronymus von Prag dem Feuertode übergab. — Es wurde freilich mit dem Allem nichts geschafft, weder zu gründlicher Abhülfe der tiefgewurzelten Schäden und Verderbnisse der Kirche, noch zu ihrem Frieden. — Vielmehr schlugen die Flammen der Scheiterhaufen von Konstanz, wie vom Winde getrieben, nach Böhmen

hinüber und entzündeten das Feuer wilden Aufruhrs in tausend und abertausend Gemüthern; — ja aus der Asche der Märtyrer, die der Rhein wohl leicht hinweggespült, erhob sich ein Sturm, der sich erst nach langem Krieg und vielem Blutvergießen legte. — Rasch hatte sich die Kunde von dem Geschehenen durch ganz Böhmen verbreitet, und kaum war das Konstanzer Concil aufgelöst, als Hussens Anhänger, die Hussiten genannt, sich auf dem Schlosse Wischerad in Prag versammelten, freie Religionsübung forderten und König Wenzel nöthigten, ihnen Kirchen einzuräumen. — Als dann, nach Wenzels Tod, sein Bruder, Kaiser Sigismund, die böhmische Krone in Anspruch nahm, versagten ihm die Hussiten ihre Anerkennung, zogen bewaffnet im Lande umher, zerstörten Klöster und eroberten unter dem furchtbaren Joh. Ziska, ihrem Feldherrn, die Stadt Pilsen und Prag, mit Ausnahme der festen Burg. — Sigismund bot ihnen Frieden, da sie sich aber von ihm getäuscht sahen, erhoben sie sich auf's Neue, nahmen auch die Burg und befestigten auf einer Halbinsel der Moldau den Berg Tabor, von wo aus sie während der nächstfolgenden Jahre die gegen sie heranziehenden kaiserlichen Heere wiederholt in schmähliche Flucht schlugen. — Bald jedoch entstanden unter ihnen selbst Parteien. Die sogenannten Calixtiner, welche übrigens katholisch blieben und nur den Kelch im Abendmahl verlangten, sonderten sich von den Taboriten, die im Jahre 1423 unter demselben Ziska, der zu dem einen schon verlorenen Auge auch noch das andere eingebüßt, in einer der blutigsten Schlachten abermals einen großen Sieg erfochten. — Abermalige Friedensunterhandlungen folgten; Ziska starb, aber Andreas Procopius, der nach ihm den Oberbefehl erhielt,

warf mit gleicher Gewalt die von Neuem anrückenden kaiserlichen Heere nieder und drang 1427 und 1431 mit Feuer und Schwert tief in das deutsche Reich ein. — Um den langen, verderblichen Streit endlich zu schlichten, berief man im selbigen Jahre 1431 eine allgemeine Kirchenversammlung nach Basel, zugleich in der Absicht, den wankenden Stuhl Petri wieder festzustellen, den Klerus zu reformiren und die namentlich in Deutschland immer lauter beklagten Schäden der Kirche zu heilen. — Auch kam nach mehrjährigen Verhandlungen des Concils, unter hartnäckigem Widerstande des damaligen Papstes Eugen IV., mit den Calixtinern ein Friede zu Stande, darauf hin, daß ihnen der Kelch bei'm Abendmahl gestattet wurde; während mit der Hauptmacht der Hussiten, den Taboriten, der Kampf noch fortging, bis zuletzt Procopius von den Katholiken, im Bunde mit den Calixtinern, geschlagen ward, und Böhmen unter den Gehorsam des Kaisers und des Reichs zurückkehrte. — Den übrigens sehr zweckmäßigen Beschlüssen des Baseler Concils, um dem Verderben der hohen und niederen Geistlichkeit zu steuern und eingerissene Mißbräuche abzustellen, trat Papst Eugen so schroff und ränkevoll entgegen, daß man ihn im Jahre 1439 der kirchlichen Oberherrlichkeit entsetzte und Felix V. zu seinem Nachfolger wählte; — worauf die versammelten Väter, des langen Berathens müde, nach und nach aus einander gingen, ohne eine durchgreifende Abhülfe der vorhandenen Mißstände beschafft zu haben.

Nachdem also die drei großen Kirchenversammlungen des 15. Jahrhunderts: zu Pisa, Konstanz und Basel ohne erwünschte Resultate geblieben, nahm einerseits — abgesehen von vielen ernsten Gemüthern, die sich still in sich selbst und

in die Betrachtung göttlicher Dinge versenkt (die Mystiker des Mittelalters) — das Verderben ebensosehr überhand, als andererseits der Nothschrei nach einer Reformation der Kirche an Haupt und Gliedern immer dringender und allgemeiner wurde. — Um solchen Nothschrei zu begreifen, lassen Sie uns im Licht der Geschichte einen Blick auf die damaligen kirchlichen Zustände werfen. Bei einem großen Theil der höheren Geistlichkeit, sowie überhaupt bei den Gelehrten und Einsichtsvollen hatte der Unglaube, — bei den Ungebildeten, dem großen Haufen, in Ermangelung des wahren Glaubens der Aberglaube überhand genommen, während man sich im Allgemeinen mit seinem Gewissen durch einen mechanischen Gottesdienst und leere Ceremonien abfand. — Auf den hohen Schulen, den geistlichen Bildungsstätten, herrschte eine finstere, dürre Philosophie, die Scholastik, die den Verstand mit vielen spitzfindigen, unfruchtbaren Fragen beschäftigte, dagegen an dem wahren Grund und Gegenstand der Theologie, der christlichen Religion, kalt und herzlos vorüberging. — Die heilige Schrift selbst, für das Volk ein verschlossenes Buch, wurde auch von den Gelehrten meist vernachlässigt und ganz übersehen; — wie denn später Carlstadt erklärte, daß er schon Dr. der Theologie gewesen, ohne die Bibel noch gekannt zu haben, — und wie Mathesius, ein Zeitgenosse der Reformatoren, erzählt: ich kann mich nicht erinnern, daß ich in meiner Jugend von den Hauptstücken der christlichen Lehre, den 10 Geboten, den 3 Glaubensartikeln u. s. w. in der Kirche gehört hätte. In den Schulen, schreibt er, las man in den Fasten von der Beichte und einerlei Gestalt des Abendmahls, beschäftigte sich aber besonders mit Brigittgebetlein, mit erdichteten Mirakeln,

Fabeln und Legenden." — Zu verschiedenen Zeiten des Jahres waren an manchen Orten die Predigten darauf berechnet, durch lose Scherze und Possen die Zuhörer zum Lachen zu bringen, besonders zu Ostern das sogenannte Ostergelächter (risus paschalis) hervorzurufen, wovon Mathesius weiter berichtet, ein Prediger hätte gerufen wie ein Kuckuk, ein anderer geschnattert wie eine Gans, ein dritter vom Apostel Petrus allerlei Schwänke erzählt, wie er seine Gastgeber um die Zeche betrogen und dergleichen, während noch andere auf der Kanzel so zweideutige, obscöne Rede geführt, daß man sie nicht nacherzählen könne. — Friedrich Mecuni, früher Mönch, nachher Prediger und Superintendent in Gotha, schreibt aus eigner Erfahrung und auf Grund namhafter Urkunden: „Mit dem Leiden und Verdienst Christi ging man um wie mit leeren Geschichten oder Homers Fabeln." — Vom Glauben, durch den Christi Gerechtigkeit ergriffen wird, war Alles still. — Christus wurde beschrieben wie ein strenger Richter, der Alle verdammen würde, die sich nicht mit päpstlichem Ablaß und Fürbitte der Heiligen, besonders der Jungfrau Maria, zu rechter Zeit versehen hätten, und für welche nicht nach ihrem Tode, um sie aus dem Fegfeuer und vor der Hölle zu retten, eine genügende Zahl von Todten- oder Seelenmessen gelesen würde, welche den Pfaffen, Mönchen und Klöstern viel Geld und reiche Vermächtnisse einbrachten. — Dabei, fährt er fort, drang man freilich auch auf gute Werke, aber nicht auf die rechten, welche Gottes Gebote erfordern; die hielt man für zu schlecht und ersann dagegen täglich neue, ohne welche man zur Hölle fahren müsse, es sei denn, daß wir selbst und Andre an unsrer Statt dafür gebüßt hätten. Dahin gehörte das Fasten, das Abbeten

des Rosenkranzes mit immer wiederholtem Vaterunser und Ave Maria, die Gebete Ursula's, Brigitta's u. A. Daher entstand auch die Menge von Feiertagen und Wallfahrten nach Rom, nach Jerusalem, nach Compostella zum heiligen Jacob, zur heil. Catharina auf dem Berg Sinai, zum heil. Michael, zum h. Wolfgang nach Aachen und Fulda, — welches man jedoch auch mit Geld abkaufen und durch Andere geschehen lassen konnte. — Großen Werth legte man außerdem auf Reliquien, Knochen, Arme, Füsse, Haare und Kleidungsstücke von Heiligen und Märtyrern, auf den Rock Christi, das Hemd Maria's, die Windeln des Jesuskindes, — welches Alles man in Kasten, in silbernen und güldenen Schachteln aufbewahrte und bei s. g. Heiligthumsfahrten unter der Messe zum Berühren und Küssen darbot, und auch dieß nicht umsonst (wie solches ja vor mehreren Jahren zu Trier und noch im vorigen Sommer zu Aachen geschehen ist), — wodurch Kranke und mit allerlei Gebrechen Behaftete wunderbare Heilung finden sollten. —— Möchte nun aber Jemand diese Auslassungen für übertrieben halten, so äußert doch selbst der Jesuit, Cardinal Bellarmin, einer der bittersten Feinde der Reformation, im 6. Bande seiner Werke: „Bevor die lutherische und calvinische Ketzerei einriß, war keine Schärfe in den geistlichen Gerichten, keine Zucht der Sitten, keine Kenntniß einiger heiligen Wissenschaften, keine Ehrerbietung vor göttlichen Dingen und kaum noch etwas von der Religion übrig geblieben"; — gleichwie einem Bossuet, Bischof von Meaux, in seiner Histoire des variations des églises protestantes die Wahrheit das Geständniß abdrang, daß die meisten Geistlichen früher nur von Ablaß, Wallfahrten und Almosen an Mönche gepredigt und Nebendinge zum

Grunde der Frömmigkeit gemacht hätten; — während auch Erasmus, eher ein Gegner als Beförderer der Reformation, im 12. Bande seiner Briefe von den Klerikern und Bettelmönchen schreibt: „Sie hatten angefangen, Christum auszulassen und nichts zu predigen als ihre neuen, unverschämten Lehrsätze.“ Vom Ablaß redeten sie also, daß es auch der einfältigste Mensch nicht vertragen mochte; wie es denn überhaupt immer ärger wurde, und indem das Wesen der Religion sich in heidnische und jüdische Ceremonien verwandelte, alle Kraft der evangelischen Lehre allmählig schwinden, und auch der letzte Funke verglimmen mußte, woran sich die christliche Liebe wieder entzünden konnte. — „Darüber — fährt Erasmus fort — klagen und seufzen alle guten Menschen; dieß gestehen auch alle Gottesgelehrten, welche nicht Mönche sind, und die Mönche selbst in ihren geheimen Gesprächen.“ — — Der Mittelpunkt dieses traurigen mittelalterlichen Verfalls der Kirche aber war leider! Rom und der päpstliche Stuhl selbst. — Hatten sich manche der früheren Inhaber desselben durch hohe Tugend und christliche Frömmigkeit ausgezeichnet und in den Zeiten nach der Völkerwanderung in den neuen abendländischen Reichen das Christenthum gepflanzt, ohne es auf die Reichthümer und Schätze der Nationen abzusehen, so vergaßen viele der späteren ihre rechten geistlichen Oberhirtenpflichten fast ganz, mischten sich in weltliche Händel, trachteten nach irdischer Größe und mißbrauchten ihre angemaßte göttliche Machtvollkommenheit in Sachen des Glaubens und Gewissens auf empörende Weise. — Ja hatte nicht noch bis in's 16. Jahrhundert hinein ein Alexander VI. den päpstlichen Stuhl auf's Aeußerste geschändet und nach dem eignen Urtheil seiner

Zeitgenossen mit einem Nero, Caligula und Heliogabal in Lastern gewetteifert? während Julius II. blutdürstig und kriegerisch gesinnt war, Leo X. aber, aus der Familie der Medicäer stammend, zwar ein Freund der Kunst und mit den schönen Wissenschaften vertraut, übrigens aber einer der größten Freigeister seiner Zeit und in geistlichen und kirchlichen Dingen so unwissend und gleichgültig, daß man ihn in Verbindung mit seiner Genußsucht, Geldgier und Prachtliebe eher für einen Heiden als für einen Christen halten mochte! — —

Und wie verfuhr man denn gegen diejenigen, welche es wagten, ihre Stimme zu erheben gegen das Verderben, das von oben herab die Kirche und den Klerus bis zu den untersten Stufen mehr und mehr durchdrang? — Schon im 12. Jahrhundert hatte man Arnold von Brescia und Peter von Bruis im südlichen Frankreich zum Scheiterhaufen verdammt, weiterhin die Waldenser, Albigenser und Begharden mit Feuer und Schwert verfolgt, auch im Jahre 1498 den Dominikaner Hieronymus Savonarola in Florenz, gleichwie früher Johannes Huß nach langen Qualen eines dumpfen Kerkers wie zu einem Schauspiel der Welt ohne Erbarmen öffentlich verbrannt. — — Gleichwohl fehlte es nicht an einzelnen Lichtstrahlen in dunkler Nacht; und schon im 15., wie zu Anfang des 16. Jahrhunderts kam Vieles zusammen, was als Morgenröthe den unausbleiblichen nahen Anbruch eines neuen Tags verkündigte. — Wie die Sehnsucht darnach immer größer ward, so begann auch die Liebe zu den Wissenschaften, zumal in Deutschland, von Italien und den dortigen Universitäten Bologna und Padua aus neu zu erwachen. — Die Erfindung der Buchdruckerkunst um die Mitte des 15. Jahrhunderts setzte alle

Schätze der Erkenntniß in weiteren, rascheren Umlauf. Eine Reihe neuer deutscher Universitäten wurde gestiftet: zu Ingolstadt, Basel, Mainz, Tübingen, Wittenberg und Frankfurt a. d. Oder. — Die Erscheinung der Schriften eines Thomas a Kempis und Joh. Taulers über die Nachfolge des armen Lebens Christi, das Buch „die deutsche Theologie“, die Predigt eines Geiler v. Kaisersberg sammt den neuen Bahnen, welche Reuchlin und Erasmus zur Erforschung des Grundtextes der h. Schrift Alten und Neuen Testaments brachen, — Alles wies darauf hin, daß Gott mit dieser und der nächstfolgenden Zeit etwas Besonderes vorhabe. — Auch die Fürsten fingen an, den Beschwerden ihrer Völker ernsteres Gehör zu geben. — Kaiser Maximilian I. drang auf eine Reformation und befahl im Reichsabschied vom Jahr 1500 seinem Gesandten an Papst Alexander VI. „der Concordate und andrer Beschwerung halber, so deutscher Nation vom Stuhl zu Rom aufgelegt worden, mit seiner Heiligkeit ernsthaft zu handeln.“ — Auf Befehl König Karls VIII. von Frankreich mußte im Jahr 1497 die theologische Facultät in Paris, die Sarbonne, ein Bedenken ausstellen, was bei den gegenwärtigen elenden Zeiten, wie es heißt, zu thun sei, da der Papst an keine Verbesserung denke, worauf die Erklärung erfolgte, daß der „Papst gehalten sein solle, von zehn zu zehn Jahren ein allgemeines Concil auszuschreiben, zumal jetzt, da die Kirche an Haupt und Gliedern verderbt, und dieß Alles genug bekannt sei.“ — Sogar die Cardinäle gaben einander feierlich das Wort, als sie nach Alexanders Tode zur Neuwahl schritten, den von ihnen Erwählten eidlich zu verpflichten, innerhalb der nächsten zwei Jahre ein allgemeines Concil zur Reformation der Kirche zu

berufen; — und als Julius II. dann auf den päpstlichen Stuhl erhoben wurde, schwur er dieß auch vor dem Cardinalcollegium mit dem ausdrücklichen Beifügen, daß, wenn er wortbrüchig würde, er des Meineids und Bannes schuldig sein, sich auch weder selbst davon absolviren, noch durch einen Andern absolviren lassen wolle, so wahr ihm Gott helfe und sein h. Evangelium. — Als er aber dennoch hernach an nichts weniger dachte, als wie er seinen Eid hielte, ermannten sich die weltlichen Fürsten, griffen zu ihrem verlornen Rechte und brachten im Jahre 1511 selbst eine allgemeine Kirchenversammlung, abermals in Pisa, zu Stande. — In der Instruction Kaiser Maximilians an seine Abgesandten zum Concil heißt es: „Die allgemeine Christenheit und unsre liebe heilige Mutter, die Kirche, leidet allenthalben Noth; der rechte Glaube kommt in Abgang, das Böse nimmt zu. Täglich entsteht eine größere Verwirrung in allen Dingen. Es wird innerlich Krieg geführt; man vergießt viel Christenblut. Demnach ist kein anderes Mittel, als daß ein allgemeines Concil gehalten und darinnen mit gemeinsamem Rath dem Jammer abgeholfen werde.“ — Auch beschloß die Versammlung in einer ihrer ersten Sitzungen, nicht aus einander zu gehen, es sei denn die Allgemeine Kirche in Lehre und Leben, an Haupt und Gliedern verbessert. — Es finden sich in ihrem Schreiben an den Kaiser vom 12. November des Jahres die Worte: „Es stehe Ihro Majestät auf, Sie nehme sich der Sache an; Sie wache, denn es fällt die Kirche. Die Frommen werden unterdrückt, die Gottlosen erhoben, die Ungläubigen werden in den Schooß der Kirche aufgenommen, die aber, so der Kirche mit Rath und That zu Hülfe kommen, hinausgestossen und darniedergeschlagen. Wohlan, groß-

mächtigster Kaiser, es nimmt die Kirche ihre Zuflucht zu Ihro Majestät als ihrem von Gott bestellten Advocaten und Schirmherrn und fleht Sie mit erhobener und kläglicher Stimme um Hülfe an.“ — Da nun Julius II. den Ernst dieses Concils erkannte, berief er im folgenden Jahre 1512 ein anderes nach Rom, da sollte es berathen im Lateran, seiner Pfarrkirche und dem nebenstehenden päpstlichen Palaste. — Er selbst starb darüber; Leo X. setzte es fort; aber die meisten Beschlüsse desselben zielten nur auf Befestigung der päpstlichen Machtvollkommenheit; die übrigen, wie gut sie waren, standen nur auf dem Papier, sodaß viele redliche Anhänger der Kirche an einer Reformation derselben verzweifelten, und als einige Jahre später der erste Stoß gegen den römischen Stuhl erfolgte, der Geschichtsschreiber, Kanonikus Albert Krantz zu Hamburg und viele Andere mit ihm wegen so unmöglicher Sache ihr Mitleid bezeigten und sagten: der arme Mönch, er mögte in seine Zelle gehen und ein Vaterunser beten! — —

— Der arme Mönch war Luther. Gemahnt uns nun dieser Name an den großen Ausgangs- und Wendepunkt in der Geschichte der Kirche, ja der Völker und der Menschheit überhaupt, den wir vorzugsweise die Reformation nennen, so berühren wir eben damit ein historisches Gebiet, welches uns Allen am bekanntesten zu sein pflegt, weshalb es fast zweifelhaft erschien, ob ich's wagen dürfe, Sie, verehrte Anwesende, darauf zurückzuführen. — Doch ist sowohl die Person als auch die Sache, von der es sich hier handelt, für alle evangelischen Herzen immer wieder so anziehend, daß Sie vielleicht nicht ungern auf dem Wege, der sich wie von selbst vor uns geöffnet hat, mich noch eine Strecke weit begleiten. —

Was zunächst die Sache angeht, so wird wohl Keiner, der die Geschichte kennt und ihre Wahrheit nicht verleugnet, die dringende Nothwendigkeit der Reformation in Abrede stellen und nach allem Bisherigen behaupten wollen, es würde sich von selbst allmählig und friedlich Alles zum Bessern gewendet haben. — Derer finden sich dagegen noch Manche, die zaghaften und getheilten Herzens ihres evangelischen Bekenntnisses nimmer recht froh werden, vielmehr das kühne Beginnen, das geharnischte Vorgehen Luthers beseufzen, weil dadurch eine Spaltung, ein Riß in die allgemeine Kirche gekommen, zugleich auch unser deutsches Volk in zwei Heerlager getheilt, von den Schrecken eines 30jährigen Religionskrieges heimgesucht, und die klaffende Wunde confessionellen Haders noch immer nicht geschlossen und geheilt sei. — Beklagenswerth ist das allerdings, wer möchte es läugnen? — Wer wüßte es jedoch auch nicht, daß schon immer die Allgemeinheit und Einheit der Kirche nur eine ideelle war, während es in der Wirklichkeit von jeher nicht an Parteiung und Spaltung fehlte, und um hier nur das Eine anzuführen, bereits in der Mitte des 11. Jahrhunderts die ganze morgenländische Kirche nach endlosen vorhergegangenen Zwistigkeiten sich von der abendländischen trennte. — Und wer möchte überdieß allen Streit und Hader im Gefolge der Reformation dieser selbst und der Person Luthers aufbürden wollen? — Verantwortlich dafür ist vielmehr das Verderben, welches man seit Jahrhunderten unverantwortlicher Weise in der alten Kirche sich hatte anhäufen lassen, — ohne daß diejenigen, welche von Gottes- und Rechtswegen dazu gesetzt waren, demselben gesteuert und abgeholfen hätten. — Verantwortlich für das beseufzte Uebel ist nicht minder all das

blinde, verstockte, feindselige und gewaltsame Gebahren wider die Reformation und ihre Anhänger, wo man der Wahrheit hätte Recht geben und die wiederaufgehende Sonne der Klarheit Christi und seines Evangeliums freudig hätte begrüßen sollen. — —

Was alsdann die Person betrifft, um die es sich hier handelt, so fehlt es gegnerischerseits noch immer wie von Anfang an nicht an Fanatikern, die Luther sammt den Motiven seines Handelns verunglimpfen und schmähen, die sein ganzes Verhalten in's Böswillige, in's Rohe und Gemeine herabzuziehen suchen und ihn dem bethörten großen Haufen ihrer Anhänger wie einen Frevler am Allerheiligsten, wie einen Auswurf der Menschheit darstellen. — War er nun freilich von menschlicher Schwäche nicht frei, wie Keiner es ist, gleichwohl erscheint er in seiner wahren Gestalt vor jedem unbefangenen Blick als die Centralpersönlichkeit des deutschen Volks, naturwüchsig und urkräftig, besonnen, willensstark, voll Glaubens und Geistes, voll Demuth und unerschütterlichen Gottvertrauens, — ein priesterlicher Held, einer der großen Männer, deren Jahrhunderte oft nur Einen hervorbringen, — ein geistiger Heros, ein Reformator, wie ihn die Menschheit von Zeit zu Zeit nöthig hat, damit die todte Form zersprengt, und statt der alten Schläuche und des schaal gewordenen Weines frisches Blut der Reben in neue Schläuche gefaßt werde. — —

Und wenn nun zu dem Allem durch die Reformation auch der römisch-katholischen Kirche ein Segen zugeflossen ist, indem das Licht der Wissenschaft von der protestantischen Kirche aus auch zu ihr hinübergeleuchtet, und der reinigende Strom, den die Reformatoren in die verschlammten Lebens-

bäche leiteten, Vieles von dem mittelalterlichen Unrath hinweggespült hat, wie sollten wir uns dann nicht aus vollem Herzen des großen Sieges der Wahrheit freuen, das göttliche Walten dankbar darin erkennen und zu dem auserwählten Rüstzeug desselben mit Erhebung aufschauen? — Ja, ist auch jener Sieg bis jetzt nur einem Bruchtheile der Christenheit unmittelbar zu gut gekommen und der Riß immer noch vorhanden, — wieviel anders, besser und unendlich segensreicher ist es doch, als wäre das Ganze unzertrennt in den Banden blinden Wahns, geistloser Uniformität und priesterlicher Zwingherrschaft wie eine verderbte Masse zusammengehalten. — —

Lassen Sie mich nun noch für einige Augenblicke den historischen Faden wieder aufnehmen, um auf die Geschichte Luthers und der deutschen Reformation bis zu dem ersten bedeutenden Momente derselben etwas näher einzugehen.

Geboren wurde Luther zu Eisleben im Mansfeldischen, am 10. November 1483, an Einem Tage mit unserm großen Nationaldichter, nur gegen drei Jahrhunderte früher. Sein Vater war Hans Luther, ein Bergmann, ehrbar und verständig, seine Mutter Margaretha, eine gottesfürchtige Frau, die an der frommen Erziehung des Sohnes nicht geringen Antheil hatte. — Von ihrem eigentlichen Wohnorte Möhra, einem Dorfe im Meiningen'schen, siedelte die Familie später nach der Stadt Mansfeld über, wo Luther in den einfachsten Verhältnissen heranwuchs, aber schon frühe so viel Anlage, Geisteskraft und Empfänglichkeit zeigte, daß der Vater ihn zum Studiren bestimmte. Nach gehöriger Vorbildung in den höheren Schulen zu Magdeburg und Eisenach bezog er in seinem 18. Jahre die damalige Universität Erfurt, um nach dem Willen des Vaters, nicht aus eigner

Neigung, die Rechte zu studiren. — Hier war es, wo eines Tages vor dem Thore der Stadt sein Freund Alexis an seiner Seite vom Blitz erschlagen ward, und Luther tief ergriffen den Entschluß faßte, sich Gott und seinem Dienste allein zu widmen. — Es ist dieß der erste Lichtpunkt in seiner Lebensgeschichte, sofern sich hier zuerst sein lautrer Wille entschieden aussprach, und er trotz allen Gegenvorstellungen seines Vaters Mönch wurde, und zwar im Augustinerkloster zu Erfurt. — Wir dürfen es ihm glauben, was er später schrieb: „Ich bin ein frommer Mönch gewesen." Auch machten die Sclavenarbeiten, die er als Novize zu verrichten, und die Plackereien, die er auszustehen hatte, ihm wenig Noth. Aber das tiefe, ernste Gemüth des jungen Mannes war in allerlei Scrupel und finstere Zweifel gerathen. Er glaubte an seinen baldigen Tod und bildete sich ein, er sei der ewigen Verdammniß anheimgefallen. — Es wollte ihm nicht einleuchten, wie eines Menschen Seele durch Fasten, Vigilien, Messe- und horas-Singen oder endlos wiederholtes Hersagen von Gebeten erlöst werden könne. Da fand er in der Erfurter Bibliothek eine alte lateinische Bibel, ein Buch, das er nie gesehen, das ihn eines Andern belehrte als mönchischer Kasteiungen und selbsterwählter Geistlichkeit, indem es ihm Aufschluß gab, wie der Mensch durch die unendliche Gnade Gottes in Christo erlöst und durch den Glauben selig werde. — Es war dieß seine Befreiung aus der Finsterniß, der Fels, auf den er sich fest und immer fester baute. Nach tiefer Niedergeschlagenheit nahm er nun täglich zu an Klarheit und an Frieden, indeß die Bibel und die Schriften des heil. Augustin sein Leitstern wurden. — Bei seinen herrlichen

Gaben aber wuchs er auch an jeglicher Tüchtigkeit, gewann im Kloster an Bedeutung, und da Joh. v. Staupitz, der Generalvicar des Augustinerordens, aufmerksam auf ihn geworden war, berief man ihn im Jahr 1508 an die einige Jahre früher gestiftete Universität Wittenberg, wo er Philosophie und Theologie lehrte und später die Würde eines Doctors der h. Schrift erhielt. — Dabei blieb er im Augustinerorden, in dessen Angelegenheiten er um diese Zeit eine Reise nach Rom zu machen hatte. „Nicht um 1000 fl. wollte ich dieselbe nicht gemacht haben," sagte er später zu seinen Freunden, und mochte sich auch an ihm das noch heute gangbare italienische Sprichwort bewähren: Roma veduta, fede perduta (Rom gesehen, den Glauben verloren.)

Einige Jahre nachher zog ein Dominikanermönch, Tetzel, päpstlichen Ablaß zu verkaufen, in Deutschland umher. — Der Ablaß war nach damaliger Meinung ein Erlaß der Strafen, welcher von der Kirche für die Sünden gesetzt war, und welche diejenigen, die sie in diesem Leben nicht genugsam gebüßt hätten, im Fegfeuer büßen müßten. — Wer nun das that oder gab, was der darüber ausgestellte Brief verlangte, wer z. B. diese oder jene bestimmte Kirche an so und soviel Tagen besuchte, einen Gnadenort beschenkte, zur Erbauung einer Kirche oder eines Klosters oder zum Krieg gegen die Türken beisteuerte, erlangte dafür auf eine bestimmte Zahl von Tagen Erlaß der Sündenstrafen; gleichwie solches auch für Andere geschehen konnte, namentlich für Verstorbene, um ihre Seelen aus dem Fegfeuer zu erlösen. — Früher hatte jeder Bischof solchen Ablaß ertheilen können; späterhin nahm es der Papst für sich allein in Anspruch; — früher hatte man von denen, welchen der Ablaß zu gut

kommen sollte, noch ein reuiges Herz und einen beichtenden Mund verlangt, wovon später kaum mehr die Rede war, indem die Ablaßverkäufer nicht darnach fragten, ob Land und Leute betrogen und die Seelen verderbt würden, wenn sie nur viel Geld für Ablaßbriefe zusammenbrachten. So fielen sie besonders über Deutschland her, brandschatzend wie in Feindes Land, und wurde es zu einer gemeinen Rede, wie einträglich die peccata Germanorum (die Sünden der Deutschen) für den päpstlichen Schatz seien. Sie verkauften auch zahllose sogenannte Butterbriefe, wo man gegen Erlegung eines Schneeberger Groschens die Erlaubniß erhielt, innerhalb der Fasten Butter zu essen; während auch keine wirkliche Sünde so groß und kein Verbrechen so schwer war, daß man sich nicht für Geld davon lösen konnte. — Tetzel vor Allen verstand die Kunst, das Volk zu bethören und seine Waare anzupreisen. Wenn er in eine Stadt einfuhr, trug man die päpstliche Ablaßbulle auf sammtnem Kissen voraus, und mit Fahnen und Kerzen, Gesang und Procession ließ er sich von Priestern und Mönchen, vom Magistrat und allem Volk empfangen. — Nachdem er dann unter Glockengeläute und Orgelspiel in die Kirche gezogen, und ein rothes Kreuz mit des Papstes Panier aufgerichtet war, predigte er vom Ablaß als der wertheſten Gabe Gottes, indem das Ablaßkreuz mit des Papstes Wappen ebensoviel vermöge als Christi Kreuz, und er Brief und Siegel gab zur Vergebung aller Sünden, auch derer, die man noch zu thun Willens sei; wie denn auch die Seelen derer, für die man einlege, augenblicklich aus dem Fegfeuer in den Himmel führen, sobald nur der Pfennig oder Groschen im Ablaßkasten klinge.

In gleicher Weise erzählt Fürst Georg von An=

halt von einem Untercommissär Tetzels, (welches ich, schreibt er, mit meinen Ohren zu Dessau selbst in meiner Jugend gehört) daß derselbe gesagt habe, wie er von dem heiligen rothen Kreuze, dem des Papstes Wappen angehängt, mit seinen Augen das Blut Christi mildiglich herabfließen sehe, welche große Gnade von der Zeit des Leidens Christi an nicht mehr gewesen, sodaß dadurch auch Wunder geschähen, und wer dem widerspreche, sich des Bannfluches schuldig mache. Vergeblich waren bisher über solchen Unfug hier und dort Stimmen laut geworden; vergeblich hatte sich der Kaiser Maximilian, bescheiden genug, soviel mindestens verboten, daß die Ablaßmönche nicht gradezu, ohne vorher Anzeige zu thun, über die Länder herfallen sollten; gleichwie die Fürsten zu Sachsen den Ablaß nicht ohne Weiteres zulassen wollten, weil dadurch ihr Länder schon mehrere Jahre lang genug erschöpft und ausgesogen seien, wie es denn allerdings nicht nur bei Pfennigen und Groschen blieb, sondern Tetzel beispielsweise in Magdeburg eine reiche Frau nicht absolviren wollte, ohne daß sie ihnen zuvor 100 fl. zahlte. Dessen ungeachtet ließ im Einvernehmen mit dem Papste der Erzbischof Albrecht von Mainz und Magdeburg in seinen eignen Bisthümern Magdeburg und Halberstadt Tetzeln das Kreuz aufrichten und Ablaß predigen; wie denn auch noch mehrere im Namen des Erzbischofs als päpstlichen Hauptcontroleurs ausgestellte Ablaßbriefe mit dem in rothem Wachs gedruckten Siegel, oben das Brustbild Petri mit dem Schlüssel in der Rechten, unten des Papstes 3fache Krone, vorhanden sind, von welchen ich vor etlichen Jahren einen in der Manuscriptensammlung zu Wolfenbüttel sah (vom 11. April 1517), worin der Ablaß ausdrücklich auf

vergangene und zukünftige Sünden ausgedehnt wird. Als nun aber der Unfug von Magdeburg, von Halberstadt und Berlin aus auch in's Chursächsische bis in die Nähe von Wittenberg überging, da geschah es, daß Dr. Martin Luther auf Antrieb des Geistes, mit tiefem Ernste gegen den seelenverderbenden, im Stillen vielbeseufzten Handel sich offen erhob und am 31. October 1517 an die Schloßkirche zu Wittenberg 95 Sätze oder Thesen wider den Ablaß anschlug, mit dem Erbieten, über dieselben mit Jedermann, wer es sei, den Streit aufzunehmen. Eben dieß ist nun jener erste vorhin genannte bedeutende und, ohne daß Luther es ahnte, entscheidende Moment in der Geschichte der deutschen Reformation, weshalb in der evangelischen Kirche mit Recht alljährlich jenes 31. Octobers festlich gedacht wird.

Fünfte Vorlesung.

Fortsetzung:
Die Reformation bis zum Reichstag in Worms.

Verehrte Anwesende!

In unsrer letzten Versammlung kamen wir bis zu dem positiven Anfangspunct und dem ersten Hauptmoment der deutschen Reformation und ihrer Geschichte, da Luther am 31. October 1517 an die Schloßkirche in Wittenberg 95 Sätze oder Thesen wider den Ablaß anschlug. Es waren dieselben nach seiner damaligen Stellung zur Sache nicht sowohl gegen den Ablaß an sich, als vielmehr gegen den Mißbrauch und gegen den Greuel des Ablaßhandels gerichtet, auch nicht sowohl gegen den Papst überhaupt und dessen ideelle Stellung in der Kirche, als vielmehr gegen den Uebergriff des Papstthums und dessen angemaßte göttliche Machtvollkommenheit, Sünden zu vergeben und als oberster Richter in Sachen des Glaubens und Gewissens selig zu sprechen oder zu verdammen. Die Anführung einiger der wichtigsten jener 95 Sätze dürfte Ihnen nicht unwillkommen sein. Der erste lautet: „Da unser Herr und Meister Jesus Christus

spricht: Thut Buße! will er, daß das ganze Leben seiner Gläubigen auf Erden eine stete und unaufhörliche Buße sein soll." In der 6. These heißt es „Der Papst kann keine Schuld vergeben, denn allein sofern, daß er erkläre und bestätige, was von Gott vergeben sei." In anderen Thesen kommen solche Stellen vor: „Die Ablaßprediger irren, die da sagen, daß durch des Papstes Ablaß der Mensch von aller Pein los und selig werde", und diese: „Darum muß der größere Theil unter den Leuten betrogen werden durch die prächtigen Verheißungen, ohne allen Unterschied dem geringen Mann eingebildet, von bezahlter Pön oder Strafe. Die werden sammt ihren Meistern zum Teufel fahren, die vermeinen, durch Ablaßbriefe ihrer Seligkeit gewiß zu sein. Es ist nichtig und erlogen Ding, obgleich der Commissar oder Ablaßvogt, ja der Papst selbst seine Seele dafür zum Pfande wollen setzen." These 36: „Es ist außer der Maßen schwer, auch dem allergelehrtesten Theologen, zugleich den großen Reichthum des Ablasses und zugleich die wahre Reue und Leid vor dem Volke zu rühmen." These 48: „Die predigen Menschentand, die da fürgeben, daß sobald der Groschen, in den Kasten geworfen, klingt, von Stund an die Seele aus dem Fegfeuer fahre. Das ist gewiß, alsbald der Groschen im Kasten klinget, daß Gewinn und Geiz kommen, zunehmen und größer werden; die Hülfe aber steht allein in Gottes Willen und Wohlgefallen." These 57: „Ein jeder wahrhaftige Christ, er sei lebendig oder todt, ist theilhaftig aller Güter Christi und der Kirche aus Gottes Geschenk. Fürsichtiglich soll man vom päpstlichen Ablaß predigen, daß der gemeine Mann nicht fälschlich dafür halte, daß derselbe irgend einem Werk der Liebe und Barmherzigkeit in etwas sollte zu vergleichen oder gar fürzuziehen sein." These 61: „Man soll die

Christen lehren, daß der Papst, so er wüßte der Ablaßprediger Schinderei, er lieber wollte, daß St. Peters Münster zu Asche verbrannt würde, denn daß derselbe sollte mit Haut, Fleisch und Bein seiner Schafe erbaut werde." Endlich: „Die Schätze der Kirche, (worunter man die Verdienste und Ueberverdienste der Märtyrer und Heiligen verstand) die Schätze der Kirche, davon der Papst den Ablaß austheilet, sind weder genugsam genannt, noch bekannt bei der Gemeinde Christi. Der rechte wahre Schatz der Kirche ist das heilige Evangelium der Herrlichkeit und Gnade Gottes."

Wie entschieden nun auch solches Alles ausgesprochen war nach Thesen Art, so sollte es doch nur disputirlicher Weise hingestellt sein, wie Luther sich ausdrücklich in einer beigefügten Schrift erklärt: „So verwegen bin ich nicht, daß ich meine Meinung der aller Andern durchaus vorgezogen haben wollte, und bitte ich um Christi willen Alle und Jeden, sie sollen mir entweder einen bessern Weg zeigen, wenn Jemanden derselbe von Oben wäre offenbar geworden, oder wenigstens ihre Meinung dem göttlichen und der Kirche Ausspruch unterwerfen. Auch schickte er selbst dem Churfürsten von Mainz, als Erzbischof von Magdeburg, gleichwie den Bischöfen von Meißen und Merseburg und Anderen seine Sätze zu mit der demüthigen Bitte, die nöthige Besserung vorzunehmen und den Ablaßhändlern in andrer Weise zu predigen anbefehlen zu wollen. Aber sie würdigten ihn keiner Antwort; nur der Bischof von Brandenburg, Scultetus, schickte an ihn den Abt des berühmten märkischen Klosters Lenin und ließ ihm sagen, er finde in den Thesen nichts als die christlich katholische Wahrheit, bitte ihn jedoch, um des Friedens willen und aus Liebe zu ihm (dem Bischof) zu schweigen.

Wie auf Windes Flügeln hatten sich indessen die 95 Sätze binnen kurzer Zeit durch ganz Deutschland verbreitet, ja, wie ein Zeitgenosse schreibt, schier die ganze Christenheit durchlaufen, und — wie Mathesius sagt — es glaubt kein Mensch, welch' ein Gerede davon war. Ungesäumt trat Tetzel mit einer Widerlegung hervor, worin er von Neuem die gröbsten Begriffe aufstellte vom Ablaß und von der Macht des Papstes, Luther aber auf's Aeußerste schmähte und der Ketzerei beschuldigte. Ach daß er mich nur allein übel behandelte, ruft Luther in einer Gegenschrift aus, und mich nach aller Lust einen Ketzer nennte, wollt' ich's gern haben und ihm nimmer Feind sein. Das aber ist in keinem Weg zu leiden, daß er unseren Trost, die heilige Schrift, mißhandelt. Auch dem Papst Leo X. sandte Luther seine Thesen zu mit einer Erklärung derselben und einem demüthigen Schreiben, worin er nicht nur den Ablaßgreuel schildert, sondern auch erklärt, wie ihn die Noth gezwungen, dagegen aufzutreten um der Ehre Christi willen, nachdem er etliche Prälaten vergeblich um Abhülfe aufgerufen, worauf er mit den Worten schließt: „Darum falle ich Ew. Heiligkeit zu Füßen und übergebe mich ihr mit Allem, was ich bin und habe. Ew. Heiligkeit falle nun meiner Sache ab oder zu, schenke oder nehme mir das Leben. Habe ich den Tod verschuldet, so weigere ich mich nicht, zu sterben; denn die Erde ist des Herrn, und was darinnen ist. Er sei gelobt in Ewigkeit!" — In gleichem Sinne schrieb er an Johann von Staupitz, den Generalvicar seines Ordens „Wer arm ist, fürchtet nichts, kann nichts verlieren. Ich habe weder Gut noch Geld, begehr' auch keins. Hab ich Ehr und gut Gerücht gehabt, der es angefangen, mach' es nun zunichte. Der einige nichtige, schwache

Leib ist noch übrig. Richten sie denselben hin durch List oder Gewalt, Gott zum Dienste, verkürzen sie mir wohl die Zeit meines Lebens, eine Stunde oder zwo, und helfen mir desto eher gen Himmel. Ich lasse mir genügen, daß ich an meinem lieben Herrn Jesu Christo einen Erlöser und treuen Hohenpriester habe, — den will ich loben und preisen, so lange ich lebe."

Inzwischen hatte der Papst statt aller Antwort schon ein geistliches Gericht bestellt, und in einem Breve vom 1. August 1518 wurde Luther citirt unter Androhung des Bannes binnen 60 Tagen in Rom zu erscheinen, wofern er nicht widerrief und um Gnade bäte. Durch Vermittlung des Churfürsten Friedrich des Weisen von Sachsen wurde jedoch von dem persönlichen Erscheinen in Rom Abstand genommen, und der Cardinal Cajetan als päpstlicher Legat in Deutschland beauftragt, in Augsburg mit Luther zu verhandlen. Gleich im ersten Verhör verlangte der Cardinal kurzweg, ohne sich in eine Disputation einlassen zu wollen, daß Luther seine Irrthümer widerrufe, für immer von denselben abstehe und Alles vermeide, was die Kirche verwirren könne. Darnach kam es indeß zu mehrmaligem scharfem Streite; als aber endlich der Cardinal ihn andonnerte: Geh' hin und komme nicht wieder zu mir, Du wolltest denn einen Widerruf thun, da verließ Luther Augsburg auf den Rath seiner dortigen Freunde mit der Erklärung: „Eh' will ich sterben, verbrannt und vermaledeiet werden, als daß ich gegen mein Gewissen das einzige Wort spräche: Revoco, — ich widerrufe." — Wie sich aus der später bekannt gewordenen päpstlichen Instruction an den Legaten ergibt, war Luther durch seine Abreise einer drohenden Gefahr entgangen; er kam

wohlbehalten nach Wittenberg zurück. Churfürst Friedrich, damals in seiner Ansicht von der Sache noch schwankend, war indessen bedenklich geworden, und ungeachtet seines Wohlgefallens an Luther hätte er dessen Entfernung aus seinem Lande nicht ungern gesehen. Auch war Luther entschlossen, zu gehen, wohin es immer sei, damit um seinetwillen der Churfürst nicht in Ungunst und Gefahr komme. „Vater und Mutter verlassen mich, — rief er bei einem Abschiedsmahl seinen Freunden zu — aber der Herr nimmt mich auf;" wie er ein andermal auf die Frage, wo er denn bleiben wolle, die Antwort gab: unter dem weiten Himmel! Doch wandte sich der Sinn des Churfürsten, um so mehr da die Universität Wittenberg, seine Stiftung, ihm sehr am Herzen lag, Luther aber und der im selbigen Jahre 1518 dorthin berufene Melanchthon die Hauptzierde derselben waren. Tausende von Jünglingen sammelten sich um ihre Lehrstühle, wie Zeitgenossen berichten, daß aus allen deutschen Landen und weiter her Studirende nach Wittenberg zogen, welche bei'm ersten Anblick der Stadt mit aufgehobenen Händen Gott priesen, daß er wie vor Zeiten aus Zion also jetzt aus Wittenberg das Licht evangelischer Wahrheit in weit entlegene Länder scheinen lasse. Nach dem vergeblich gebliebenen Versuch, durch Cajetan die immer bedenklicher werdende geistige Bewegung niederzuschlagen, sandte der Papst im folgenden Jahre 1519 seinen Nuntius und geheimen Kämmerling Karl von Miltitz an den Sächsischen Hof, um zu sondiren, wie es dort mit Luthers Sache stehe, zugleich aber dem Churfürsten, um auf ihn zu influiren, die geweihte goldne Rose zu überbringen. Außerdem aber überbrachte er mehrere päpstliche Breven und Schreiben der Cardinäle an

den Churfürsten selbst, an dessen Räthe und Bischöfe wie auch an den Wittenberger Magistrat voll der härtesten Ausfälle wider Luther. In einer zu Altenburg veranstalteten Unterredung verfuhr indessen der Nuntius mit der äußersten Gelindigkeit, und wurde es ihm auch nicht zu schwer, Luther zu der Erklärung zu bewegen, wie er gern wolle die Sache für sich zu Tode bluten lassen, wenn nur der Widerpart schwiege. Aber es war schon zu weit gekommen, und handelte es sich jetzt nicht mehr sowohl um Luthers, als um die gemeinsame Sache des deutschen Volkes. Die geflogenen Verhandlungen blieben abermals ohne allen Erfolg, und mit Uebergehung der darauf bezüglichen Einzelheiten dürfte es Sie vielleicht interessiren, bei diesem Anlaß etwas über die goldene Rose zu hören, die der Papst nur gekrönten Häuptern und großen Fürsten (wie noch vor einigen Jahren der Kaiserin Eugenie von Frankreich) als besondere Auszeichnung zu schenken pflegte. In dem päpstlichen Begleitschreiben an den Churfürsten heißt es: „Die allerheiligste güldene Rose, welche am Sonntag Lätare mit dem heiligen Chrysam gesalbt und dem wohlriechenden Muscat bestreut, auch mit apostolischer Benediction und anderen Ceremonien geweiht ist, pflegt nur den vornehmsten weltlichen Königen und Fürsten, so sich um den heiligen apostolischen Stuhl wohl verdient gemacht, verehrt zu werden. Der Kurfürst soll sich daher — wie weiter gesagt wird — über solche allerheiligste Verehrung um so mehr freuen und Gott und dem Heiland, auch uns und dem heiligen Stuhl um so größern Dank erstatten und gegen denselben seine Andacht erweisen, als dergleichen seit langer Zeit keinem Sächsischen Fürsten angediehen." Darauf folgt eine Erklärung des unter der Rose dargestellten Ge-

heimnisses. Durch dieselbe, heißt es, wird der Leib Christi fürgebildet, welcher die Blume aller Blumen, schöner und wohlriechender ist als Alles, was die Erde hervorbringt; so wolle sich denn auch der Churfürst durch den lieblichen Rosengeruch zu freudiger Vollziehung der ihm durch den Nuntius in einem besonderen Breve überbrachten päpstlichen Befehle bewegen lassen. Nach einem besondren Diplom an den Bischof sollte dieser bei Uebergabe der Rose die Messe halten und allen dabei gegenwärtigen Christgläubigen, die für des Fürsten, des Papstes und der römischen Kirche Wohlstand 5 Vaterunser und 5mal den englischen Gruß beteten, vollkommne Vergebung ihrer Sünden und Ablaß ertheilen. Aber auch hier galt es: Zu spät! Der Churfürst, der einige Jahre früher auf das päpstliche Geschenk noch großes Gewicht gelegt haben würde, verbat sich jetzt allen solennen Empfang desselben und ließ es ziemlich kalt durch seinen Minister, Herrn von Feilitzsch, zu Altenburg entgegennehmen.

Mittlerweile wurde Luther, von seinen Widersachern stets gereizt und durch fortgesetztes Studium, besonders der heiligen Schrift, immer weiter getrieben; gleichwie seine Schriften in ganz Deutschland, wie auch in Italien und Spanien mit großem Beifall gelesen wurden. Unter den Widersachern war einer der heftigsten Dr. Eck, Professor zu Ingolstadt, und die Disputation zwischen ihm und Luther in Leipzig über den Primat des Papstes, über die Buße, das Fegfeuer und den Ablaß machte allgemeines Aufsehen.

In einem Bericht darüber vom damaligen Leipziger Professor Schade sagt dieser von Luthers Persönlichkeit: Martinus ist mittlerer Größe, hager von Sorgen und Studiren, dabei jedoch von männlichem, frischem Alter und klarer,

erhobener Stimme.' Er ist aber voller Gelehrsamkeit und fürtrefflicher Wissenschaft der Schrift, sodaß er gleichsam Alles an den Fingern herzählen kann. Griechisch und Hebräisch weiß er soviel, daß er über Auslegung der Schrift zu urtheilen vermag. Auch ist ein großer Wald von Worten und Sachen bei ihm zu finden. Seinem Leben nach ist er höflich und freundlich und hat nichts Sauertöpfisches und Strenges an sich, in Gesellschaft lebhaft und immer heiter, und ob ihm die Feinde noch so sehr drohen, immer fröhlichen Angesichts, daß man schwerlich denken könne, wie der Mann ohne Gott solche Dinge sollte vornehmen.

Es dürfte mit dieser Zeichnung nicht in Widerspruch stehen, was ein sinniger Beschauer über das am besten getroffene Bild Luthers von Luc. Kranach sagt: In den Augen liegt ein stiller Schmerz und unsägliche Wehmuth, das Element aller frommen, zarten Gefühle, und verleiht dem ganzen Antlitz das rechte Adelsgepräge.

Zu Kaiser Carl V., der im Jahre 1519, nach Maximilians Tod, den höchsten Thron der Welt eingenommen, und in dessen Erblanden die Sonne nicht unterging, versah sich Luther das Beste und erflehte in einem unterwürfigen Schreiben nur der göttlichen Wahrheit den Schutz des Kaisers, für sich selbst aber, daß er nicht unverhört und unüberwunden verdammt würde. In ähnlicher Weise wandte er sich an den Erzbischof Albrecht von Mainz und den Bischof von Merseburg, indem er bezeugte, daß er wissentlich nichts als die göttliche Wahrheit gesucht und gelehrt, daß er ein gehorsamer Sohn der Kirche sei, es auch bleiben und gerne schweigen wolle, wenn seine Widersacher ihn in Ruhe ließen. Letzteres fehlte jedoch weit; vielmehr war Dr. Eck, erbittert

durch die Leipziger Disputation, aus welcher er nicht als Sieger hervorgegangen, zu Anfang des Jahres 1520 nach Rom geeilt, um eine päpstliche Bannbulle wider Luther zu erwirken. Auch ließ eine solche nicht lange auf sich warten; bald wurde sie dem Churfürsten von Sachsen vorläufig in Abschrift zugeschickt mit dem Ansinnen, den durch die Bulle verdammten Ketzer zum Widerruf zu bringen oder gefänglich einzuziehen. Während solche Wetterwolken über Luthers Haupte schwebten, gereichte es ihm zu nicht geringer Aufrichtung, daß die Blüthe der deutschen Nation, der Adel, sich ihm zu kräftigem Schutz und Beistand erbot. Falls Ihr in Sachsen nicht sicher seit, schrieb ihm unter Andern der edle Ritter Sylvester von Schaumburg, so begebt Euch zu mir, denn ich und meines Versehens Hundert vom Adel wollen Euch redlich zuhalten und gegen Eure Widerwärtigen vor Gefahr schützen. Franz von Sickingen auf der Ebernburg (deren Ruinen man noch oberhalb Kreuznach an der Nahe sieht), der tapferste Held seiner Zeit, erbot sich gleichfalls zu treuen Diensten, auch ihn zu hausen, zu herbergen und wider alle seine Feinde zu schützen.

Wach' auf, du edle Freiheit! — begann Ullrich von Hutten seinen Brief an Luther. — Wenn Euch in dem, was ihr jetzund, wie ich sehe und spüre, mit großem Ernst und andächtigem Gemüth vorhabt und handelt, etwa ein Hinderniß vorfiele, sollte es mir wahrhaftig leid sein. Der Herr sei fürder auf unsrer Seite und stärke uns, seine Sache zu fördern und seine heilsame göttliche Lehre, durch der Päpste Statuten und Menschengesetze bisher verfinstert und verunreinigt, wiederum lauter und unverfälscht hervorzubringen. Es geht die Sage, das Ihr excommunicirt und in den Bann

gethan seid. O wie seid Ihr so selig, Luther! denn von Euch werden alle frommen und gottesfürchtigen Herzen singen und sagen wie im Ps. 94.: Sie rüsten sich wider die Seele des Gerechten und verdammen unschuldig Blut; aber der Herr wird ihnen das Unrecht vergelten. — Seid nur ganz beherzt und wanket nicht; durch Hülfe unseres Herrn Jesu Christi wollen wir gewaltig hindurchdringen und endlich den Sieg behalten.

Auch aus Franken und vom Rhein kamen ihm die besten, edelsten Kräfte entgegen; und obwohl er ausdrücklich erklärte, daß er das Evangelium nicht mit Gewalt und Blutvergießen verfochten haben wolle, so schüttelte er doch, gehoben vom Geiste des deutschen Volkes, immer kühner und kräftiger an dem alten, immer unerträglicher gewordenen Joche. — Die bisher erzeigte Demuth, die mir schlecht von Statten gegangen, schrieb er an Spalatin, den Hofprediger des Churfürsten, sie soll ein Ende haben; wie er denn um diese Zeit mit einer seiner trefflichsten Schriften hervortrat: „An kaiserliche Majestät und den christlichen Adel deutscher Nation von des christlichen Standes Besserung.“ Nicht minder trefflich ist bald darnach sein Tractat „Von der babylonischen Gefangenschaft“ und der Sermon „von der Freiheit eines Christenmenschen,“ — in welchem letzteren er zeigt, wie der Christ durch den Glauben frei, dienstbar aber und unterthänig durch die Liebe ist; wie der Glaube die Seele mit Christo vereinigt als eine Braut mit ihrem Bräutigam, indem Alles, was Christus hat, der gläubigen Seele eigen ist, und was die Seele hat, Christi eigen wird; — wie aus dem Glauben die Liebe und Lust zu Gott, und aus der Liebe ein freies,

williges, fröhliches Leben fließt, dem Nächsten zu dienen umsonst. — —

Inzwischen hatte sich das Gerücht von der nahen Publication der päpstlichen Bannbulle durch ganz Deutschland verbreitet und die Gemüther in große Spannung versetzt. — Noch im Herbst 1520 erschien sie wirklich. Aber die Bischöfe zögerten mit ihrer Veröffentlichung. In Erfurt, wo Dr. Eck darauf bestand, daß sie angeschlagen und publicirt werde, umringten ihn die Studirenden mit bewaffneter Hand, zerrissen die gedruckten Exemplare der Bulle und warfen sie in's Wasser. — In Wittenberg wurden die churfürstlichen Räthe gewarnt, daß man sich des Aeußersten zu versehen habe, falls die Publication geschehe. Aehnlich war es an andern Orten. — Luther selbst appellirte an ein allgemeines Concil; nicht minder aber empört durch die in der Bulle gegen ihn ausgeschüttete Schmähung, gleichwie dadurch, daß man in Löwen, Cöln und Mainz seine Bücher verbrannt hatte, machte er durch öffentlichen Anschlag kund, daß er zu bestimmter Stunde die päpstlichen Decrete sammt der Bulle den Flammen übergeben wolle; und am Morgen des 10. December zog eine Schaar von Studenten und Doctoren mit ihm vor das Elsterthor, zündete einen Scheiterhaufen an, und nachdem man zuerst das päpstliche Gesetzbuch, die Schriften Dr. Ecks und andrer Widersacher verbrannt hatte, warf Luther mit eigner Hand die Bulle in's Feuer, womit er sich von aller päpstlichen Gewalt und Gerichtsbarkeit lossagte. — Nur um so stärker drangen nun die päpstlichen Nuntien in den Churfürsten von Sachsen, daß er Luther's Schriften verbrennen lasse, ihn selbst aber gefangen nach Rom liefere. Der Churfürst aber ließ durch seine Räthe antworten, wie es ihm nicht genugsam

bewußt sei, daß Dr. Martini Lehre, Schriften und Predigten dermaßen überwunden worden, um sie zu verbrennen. Die Sache sei vielmehr dahin zu richten, daß Dr. Martinus vor gleichen, gelahrten, frommen und unverdächtigen Richtern an einem gelegenen, ungefährlichen Orte zur Verhörung komme. —

Das Gewicht, welches Friedrich des Weisen Stimme im deutschen Reiche hatte, mochte nicht wenig dazu beitragen, daß es ungeachtet mancher Bedenken von Seiten des Widerparts wirklich zu einem öffentlichen Verhöre kam; und der erste, vom Kaiser Carl nach seiner Krönung in Aachen berufene Reichstag zu Worms im Frühjahr 1521 sollte der Schauplatz werden des zweiten, großen, entscheidenden Moments wie des eigentlichen Glanzpunktes in der Geschichte Luthers und der Reformation (wovon ich heute noch reden will). —

Ein kaiserliches Citationsschreiben war erfolgt, der Churfürst hatte eingewilligt, und Luther, mit einem kaiserlichen und mehreren fürstlichen Geleitsbriefen versehen, machte sich zu rechter Zeit in Begleitung eines Herolds und einiger Wittenberger Freunde getrosten Muthes auf den Weg. — Ueberall, wo er durchzog, waren die Augen auf ihn gerichtet. — Besonders feierlich war der Empfang in Erfurt, wo der Rector der Universität mit einem ansehnlichen Gefolge zu Pferd und zu Fuß ihm stundenweit entgegenkam, während bei seinem Einzuge sich die ganze Stadt erregte, und man nicht nachließ, ihn zu bitten, daß er im Augustinerkloster predige. — Manche sahen ihn freilich seine Straße ziehen nicht ohne bange Sorge, es möge ihm in Worms gehen wie weiland Huß in Konstanz, man werde ihn zu Asche verbrennen. Nur Luther selbst hatte keine Sorge. „Wenn sie

gleich ein Feuer machten — sprach er — zwischen Wittenberg und Worms, bis an den Himmel hinan, wollte ich doch im Namen des Herrn erscheinen und Christum bekennen und denselbigen walten lassen." — Oder wie er unterwegs von Frankfurt aus an den churfürstlichen Hofprediger schrieb: Wir kommen, lieber Spalatin, obgleich der Satan mir vielerlei Unpäßlichkeiten in den Weg gelegt (Luther war nämlich auf der Reise in Eisenach erkrankt). Christus aber lebt, derohalben wollen wir hinein in Worms trotz aller höllischen Pforten;" — gleichwie er von Oppenheim aus demselben Spalatin entbot, als dieser ihn ermahnen ließ, sich nicht so geradezu nach Worms und in solche Gefährlichkeiten zu begeben: „Und wenn auch so viel Teufel zu Worms wären als Ziegel auf den Dächern, doch wollte ich hinein" (wobei ein englischer Schriftsteller mit Recht bemerkt, daß solche Herausforderung der Teufel bei Luther nicht etwa eine blose Phrase oder leeres Großsprechen war, indem er wirklich glaubte, daß es Teufel gebe, Geister, die der Hölle angehören und beständig die Menschen bedrängen). — Am 16. April kam er in Worms an. Viele vom Adel waren ihm entgegengefahren; einige tausend Menschen begleiteten ihn zu seinem Quartier. — Gleich folgenden Morgens lud ihn der Reichsmarschall Ullrich v. Pappenheim, am selbigen Nachmittag im Reichsrath zu erscheinen. Zur bestimmten Stunde war das Gedränge auf den Strassen so groß, daß Viele, um ihn zu sehen, auf die Dächer stiegen, und Luther mit dem Herolde und dem Reichsmarschall, um der Menge auszuweichen, durch Häuser und Gärten seinen Weg nahm. Auf dem Wege rief ihm eine Stimme aus dem Volke zu wie mit feierlicher Bitte und Beschwörung: „Wer mich verläugnet vor

den Menschen, den will ich auch verläugnen vor meinem himmlischen Vater." — Vor dem Versammlungssaale klopfte ihm der berühmte Feldherr, Georg Freundsberg, auf die Schulter und sprach: „Münchlein, Münchlein, Du gehst jetzt einen Gang, einen solchen Stand zu thun, dergleichen ich und mancher Oberster auch in der allerernstesten Schlachtordnung nicht gethan habe. Bist Du auf rechter Meinung und Deiner Sache gewiß, so fahre in Gottes Namen fort und sei nur getrost, Gott wird Dich nicht verlassen." — Nach dem Bericht eines Augenzeugen waren im Saale selbst, in den Vorzimmern und vor den Fenstern über 5000 Menschen zusammen. Der Erbmarschall erinnerte Luther, jetzt vor Kaiser und Ständen nicht anders zu reden, er werde denn erst gefragt. Da trat der churtrier'sche Official hervor und fragte ihn im Namen des Kaisers, ob er die vorgelegten Bücher für die seinigen erkenne, und ob er, was darin enthalten sei, widerrufen wolle. — Luther bejahte die erste Frage, bat sich aber zur Beantwortung der zweiten Bedenkzeit aus, die der Kaiser auch gewährte. — Gleich am folgenden Tage wurde er dann wieder in den Reichsrath gefordert. Er hatte unter einer Menge Volkes lange warten müssen, daß es darüber Abend geworden war, und als er eintrat, im Saale schon alle Fackeln brannten. Als man ihm dann das Wort gab, redete er den Kaiser, die Churfürsten, Fürsten und Herrn an, bat um gnädigstes Gehör und bezeugte, daß er in dem, was er bisher mit einfältigem Herzen gelehret und geschrieben, nichts Anderes angesehen und gesucht habe als allein Gottes Ehre und der Christgläubigen Nutzen und Seligkeit, damit dieselben rechtschaffen und rein unterrichtet würden. — Darnach machte er einen Unterschied unter seinen Büchern.

Einige seien solche, darin er vom Glauben und christlichen Werken recht und christlich gelehrt, nach dem eignen Zeugniß seiner Widersacher, — die könne er nicht widerrufen. — In den andern greife er das Papstthum an und der Papisten Lehre, die mit ihrer falschen Lehre und bösem Exempel die Christenheit an Leib und Seele verwüstet hätten. „Denn Niemand — sprach er — kann verneinen und dissimuliren, weil es die Erfahrung zeugt, und alle frommen Herzen darüber klagen, daß durch des Papstes Gesetz und Menschenlehre der Christgläubigen Gewissen auf's Allergreulichste und Aergerlichste verstrickt, beschwert und gemartert, auch Geld und Güter, vornämlich in deutscher Nation, erschöpft und verschlungen sind und noch unziemlicher Weise verschlungen werden." — Auch diese Bücher könne er nicht widerrufen, weil er dadurch zu einem Schanddeckel allerlei Schalkheit und Tyrannei werden würde. — — Die dritte Art seiner Bücher gehe wider einige Privatpersonen, die sich unterstanden, römische Tyrannei zu vertheidigen und die gottselige Lehre zu fälschen und zu unterdrücken; — darinnen er sich wohl zuweilen heftiger erwiesen, als sich seines Amts gezieme; doch könne er auch diese nicht widerrufen, damit er nicht Ursache gebe, forthin allerlei gottloses Wesen zu vertheidigen und neue Greuel und Wüthen anzurichten. — „Weil ich aber — fuhr er fort — ein Mensch bin und nicht Gott, kann ich meinen Büchlein anders nicht helfen, noch sie vertheidigen, als mein Herr und Heiland seiner Lehre gethan hat. Da er vor dem Hohenpriester Hannas, um seine Lehre gefragt, von des Hohenpriesters Knecht einen Backenstreich empfing, sprach er: habe ich übel geredet, so beweise es, daß es böse sei. — Hat nun der Heiland, welcher wußte, daß er nicht konnte irren, sich nicht geweigert, Zeug-

niß wider seine Lehre zu hören, — auch von einem geringen, schnöden Knecht, — wie vielmehr ich, der Erde und Asche ist und leichtlich irren kann, soll begehren und warten, ob Jemand Zeugniß wider meine Lehre geben wolle. Darum bitte ich durch die Barmherzigkeit Gottes, Ew. Kaiserliche Majestät, Chur- und Fürstliche Gnaden, oder wer es sei, hohen oder niedern Standes, wolle Zeugniß geben, mich mit prophetischen und apostolischen Schriften überweisen, daß ich geirret. So ich dessen überzeugt werde, will ich allen Irrthum widerrufen und der Erste sein, der meine Büchlein in's Feuer wirft" u. s. w.

Dieses und noch Mehreres sprach Luther deutsch; da man aber wußte, daß der Kaiser die deutsche Sprache wenig verstand, sie auch nicht leiden mochte (wie er denn gesagt haben soll, deutsch pflege er nur mit seinen Pferden zu reden), also begehrten sie von mir, erzählt Luther selbst in seiner Relation, ich sollte es noch einmal lateinisch wiederholen. Mir aber triefte der Schweiß und war mir des Getümmels halber, und daß ich gar unter den Fürsten stund, sehr heiß. Da sagte der sächsische Rath, Ritter v. Thunau: „Könnt ihr es nicht thun, so ist's genug, Herr Doctor." Ich aber wiederholte alle meine Worte lateinisch, welches meinem Churfürsten überaus wohl gefiel." — Als dann aber der Trier'sche Official strafend einfiel und eine runde, richtige Antwort verlangte, ob er widerrufen wolle oder nicht, — da nahm sich Luther zusammen und sprach: „Weil denn kaiserliche Majestät, Chur- und Fürstliche Gnaden eine schlichte, einfältige, richtige Antwort begehren, so will ich die geben, die weder Hörner noch Zähne haben soll, nämlich also: Es sei denn, daß ich mit Zeugnissen der heiligen Schrift oder

mit öffentlichen, klaren und hellen Gründen und Ursachen überwunden und überwiesen werde, (denn ich glaube dem Papst und den Concilien allein nicht, weil es offenbar ist, daß sie oft geirrt haben und ihnen selbst widersprechend gewesen sind) und ich also mit den Sprüchen, so von mir angezogen und angeführt sind, überzeugt bin, und mein Gewissen in Gottes Wort gefangen ist, so kann und will ich nichts widerrufen, weil es weder sicher, noch gerathen ist, etwas wider das Gewissen zu thun. Hier stehe ich, ich kann nicht anders, Gott helfe mir! Amen." —

Das war am 18. April 1521. Und bewegen wir im Geiste die Bedeutung des ganzen Vorganges und besinnen uns, wie Alles anders gekommen wäre, hätte der hart Bedrängte und Bedrohte einen Augenblick geschwankt, so können wir nicht in Abrede stellen, daß es ein welthistorischer Moment war, da Luther todesmuthig vor Kaiser und Reich im Angesichte Gottes von der Wahrheit Zeugniß gab. — Der Untergang des Mittelalters und der Aufgang der neuen Zeit, eines neuen Tages oder Jahrtausends in der Entwicklungsgeschichte der Menschheit war in dem Moment beschlossen. — —

Da ich Solches ausgeredet hatte — sagt Luther in seinem Bericht — ließ man mich gehen, und wurden mir Zween zugegeben, die mich führten und begleiteten. Da erhob sich ein Getümmel, und es schrieen die Edelleute, ob man mich gefangen führe; aber ich sagte, sie begleiten mich nur. Also kam ich wieder in meine Herberge und kam nicht wieder in des Reiches Rath.

— — Sein freudiges Bekenntniß hatte ihm viele edle, auch fürstliche Herzen gewonnen. Der alte Herzog Erich von

Braunschweig schickte ihm eine silberne Kanne mit Einbecker Bier, daß er sich damit erquicke. Da nun Luther fragte, was für ein Fürst seiner also in Gnaden gedenke, und vernahm, daß dieser Herr es sei, der auch zuvor selbst aus der Kanne getrunken, zum Zeichen, daß er sich nichts Böses zu versehen habe, trank Luther auch, indem er sprach: wie heute Herzog Erich meiner gedacht, also gedenke seiner unser Herr Christus in seinem letzten Kampfe, — welcher Worte auch der Herzog in seiner letzten Stunde gedachte und von einem an seinem Lager stehenden Edelknaben, Franz von Kramm, verlangte, ihn mit evangelischem Troste zu erquicken. — Spalatin, der mit dem Churfürsten in Worms war, erzählt aus eigner Anschauung, wie Gott Luther also geehrt, daß man mehr auf ihn gesehen habe als auf alle Fürsten und Herren; — alle Tage sei es in seiner Herberge voller Volkes gewesen; außer andern Grafen, Rittern und Edelleuten sei auch Landgraf Philipp zu Hessen, Graf Wilhelm zu Henneberg und Herzog Wilhelm von Braunschweig zu ihm gekommen; — gleichwie Churfürst Friedrich ihn (Spalatin) noch am selbigen Abend habe zu sich rufen lassen und mit großer Verwunderung gesagt: Wohl hat der Pater Dr. Martinus geredet vor dem Herrn Kaiser und allen Fürsten und Ständen des Reichs; er ist mir nur fast zu herzhaft gewesen; „denn mein gnädigster Herr (fügt Spalatin hinzu) damals noch etwas kleinmüthig war, hätte zwar nicht gern wider Gottes Wort gethan — aber auch den Herrn Kaiser ungern auf sich geladen."

Nachdem man in den nächsten Tagen noch durch Privatgespräche und Conferenzen mit dem Erzbischof von Trier und Andern Luther vergeblich umzustimmen versucht hatte,

wurde ihm endlich seinem Wunsche gemäß der Abschied von Worms bewilligt, und zwar versprochener Maßen unter freiem, sicherem Geleit, doch so, daß er sich unterwegs des Predigens enthalte, — wogegen Luther sich vorbehielt, daß Gottes Wort ungebunden bleibe; wie er denn auch in Hersfeld auf Nöthigung des dortigen Benedictiner-Abtes und in Eisenach predigte. — Als er dann seinen Weg nach Salzungen lenkte, wurde er unweit Altenstein und Waltershausen durch einige vermummte Reiter aus dem Wagen gehoben, auf ein Pferd gesetzt, einige Stunden im Walde herumgeführt und dann auf die Wartburg bei Eisenach gebracht, wo er mit Vorwissen des dortigen Amtmanns Johann von Berlepsch um 11 Uhr Nachts ankam. — Der Churfürst hatte es so veranstaltet, weil er nicht ohne Grund, trotz des freien Geleits, Luthers Sicherheit für gefährdet erachtete. Denn allerdings standen die Sachen schlimm. — Zwar hatte es im Allgemeinen wenig Eindruck gemacht, daß, noch ehe Luther nach Worms kam, in einer zweiten Bulle unbedingt und ohne die frühere Rücksicht auf etwaigen Widerruf der Bann über ihn ausgesprochen war, und alle seine Anhänger des ewigen Fluchs und Interdicts schuldig erklärt wurden. — Auch schadete es eben nicht viel, daß der Papst in seinem Eifer noch am Gründonnerstag des Jahres, als der Reichstag schon versammelt war, in der berüchtigten Abendmahlsbulle (In coena Domini), in welcher an diesem Tag jährlich von Neuem über alle Ketzer der Fluch ausgesprochen wird, dießmal Martinum Lutherum besonders genannt und vermaledeit hatte. — — Aber entschieden bedenklich war es, daß Kaiser Carl, mehr ein Spanier als ein Deutscher, beständig von Fremden umgeben und durch die päpstlichen Gesandten

aufgereizt, nicht etwa durch Luthers mannhafte Verantwortung zur Besinnung gekommen war, sondern vielmehr gleich darnach, ohne zuvor, wie sich's gehörte, das Gutachten der Fürsten einzuholen, an den Reichsrath schrieb: Weil Luther nicht widerrufen wolle, so müsse er nach dem Exempel seiner Vorfahren den alten Glauben schützen, dem römischen Stuhl Hülfe leisten und Luther sammt dessen Anhänger in Bann und Acht erklären. — Als der Kaiser bald darnach abgereist war, wurde sofort das kaiserliche Edict publicirt, kraft dessen Luther in die Acht und Aberacht gethan, auch Alle, die ihn schützten, in gleiche Strafe verdammt wurden. — So löste sich der Reichstag auf, ohne daß der wichtigsten Angelegenheit deutscher Nation und den von den Reichsständen gleich anfangs, noch vor Luthers Erscheinen, übergebenen 101 Beschwerden wegen der schreiendsten kirchlichen Mißbräuche, mit der dringendsten Bitte an den Kaiser, es möge endlich, wie sie sich ausdrückten, eine Besserung und gemeine Reformation geschehen, irgend welche gebührende Rechnung getragen worden wäre. — Wie Luther später nach Wittenberg schrieb: Ich meinte, kaiserliche Majestät sollte Einen oder 50 Doctoren versammelt und den Mönch redlich überwunden haben. So aber ist nichts mehr gehandelt, denn soviel: „sind die Bücher dein? — Ja! — Willst du sie widerrufen? — Nein! — So hebe dich!“ — indem er hinzufügt: „o wir blinden Deutschen.“ — —

Nach der Angabe Paolo Sarpi's in seiner Geschichte des Tridentiner Concils war der Verfasser des kaiserlichen Edicts der päpstliche Nuntius Aleander, welcher hier seinen Grimm gegen die reformatorische Bewegung in lauter Gift und Galle ausschüttete, indem Luther mit ausdrücklichen

Worten bezeichnet wird nicht als ein, sondern als der böse Feind in Menschengestalt, mit einer Mönchskutte angethan, der alle auf's Höchste verdammten, lange verborgen gebliebenen Ketzereien in einer stinkenden Pfütze gesammelt, auch etliche neue erdacht habe, unter dem Namen und Schein der evangelischen Lehre und der Predigt vom Glauben aber den rechten Glauben zerstöre und allen Frieden und aller guten Dinge Ordnung umkehre und niederdrücke.

Und leider blieb dieß Gift nicht wirkungslos. Denn obgleich, dem Geschichtschreiber Pallavicini zufolge, mehr als 400 Edelleute sich für Luther verbündeten, namentlich Hartmuth von Cronenberg, einer der trefflichsten Ritter seiner Zeit, aus Verdruß dem Kaiser den Dienst aufkündigte, und Franz v. Sickingens Truppen bei der Hand waren, — so wurden doch durch jenes päpstlich-kaiserliche Edict die deutschen Fürsten und ihre Völker unter einander entzweit, wie der päpstliche Nuntius es bezweckt hatte, da er mit triumphirendem Hohne geäußert: wenngleich ihr Deutschen das römische Joch abwerfen wollt, so wollen wir doch machen, daß ihr euch unter einander selbst aufreibt und in eurem Blut erstickt.*) — Nicht also, wie Friedrich v. Schlegel in seinen Vorlesungen über die neuere Geschichte sagt, war Luthers Erscheinen, sondern seine Behandlung auf dem Reichstag zu Worms die erste Ursache, welche die Auflösung

*) Wie es bei Seckendorf im Original lateinisch heißt: Eia, si nihil adeo praeclare his comitiis effecimus, tamen certum est, nos magnam hoc edicto in Germania lanienam concitare, qua Alemanni ipsi in viscera sua saevientes propediem in proprio sanguine suffocabuntur.

des deutschen Reichs und die Trennung der deutschen Nation in der Folge herbeiführen mußte. —

Gleichwohl aber wollen wir uns die Freude an Luthers gutem Bekenntniß vor vielen Zeugen nimmer rauben oder trüben lassen, vielmehr mit immer neuer Erhebung des Geistes zu dem Streiter Gottes, dem Helden evangelischen Glaubens aufsehen und in einer demnächstigen Versammlung ihm in sein einsames Gemach auf der Wartburg folgen.

Sechste Vorlesung.

Fortsetzung:

Die Reformation bis zum Jahre 1525.

Verehrte Anwesende!

Von dem Reichstage zu Worms, wo Luther unter den Fürsten gestanden und seine mannhafte Verantwortung mit den unvergeßlichen Worten geschlossen hatte: Hier steh' ich, ich kann nicht anders; Gott helfe mir! sahen wir ihn neulich auf dem Rückwege nach Wittenberg von einigen Reitern angehalten und auf dunkeln Waldespfaden zur Wartburg bei Eisenach geführt. Das Schreiben des Kaisers an den Reichsrath, daß er nach dem Exempel seiner Vorfahren den alten Glauben schützen, dem römischen Stuhl Hülfe leisten und Luthern, weil er nicht widerrufen wolle, in Bann und Acht erklären müsse, hatte den Churfürsten von Sachsen, Friedrich den Weisen, besorgt und zweifelhaft gemacht, ob er den Gebannten und Geächteten offenbarlich werde zu schützen vermögen; wie denn auch bald, nachdem der Reichstag sich aufgelöst, das kaiserliche Edict erschien, kraft dessen Luther mit allen seinen Anhängern urkundlich für einen Ketzer erklärt, in die Acht und Aberacht gethan, und Alle, die ihn noch schütz-

ten, in gleiche Strafe verdammt wurden. Da sollte das einsame Schloß auf einer Höhe des Thüringer Waldes, im 11. Jahrhundert von einem Thüringischen Grafen erbaut, im 13. Jahrhundert der Schauplatz des Sängerkriegs und der noch heute in Sagen und Bildern fortlebenden Liebeswerke der heiligen Elisabeth, — es sollte dem theuern Manne Gottes zu einem Pathmos werden und zu einem Asyl gegen die List und Gewalt seiner Feinde. Längere Zeit wußten davon außer dem Churfürsten nur sehr Wenige; es verbreitete sich das Gerücht, Luther sei umgekommen, oder er würde irgendwo gefangen gehalten; und während seine Feinde frohlockten, trauerten seine Freunde, daß es den Widersachern der Evangelischen endlich doch gelungen sei, ihn aus dem Weg zu räumen. Körperlich leidend und angegriffen, wurde in der Einsamkeit auch seine Gemüthsstimmung bald sehr trüb und melancholisch. Der traurige Zustand der Kirche und sein Wittenberg lagen ihm besonders hart an. Es reute ihn seine in Worms bewiesene Demuth und Nachgiebigkeit, wie er es nannte; noch einmal wünschte er, dort stehen und reden zu dürfen, um dann noch ganz anders zu sprechen. Oder er verdammte sich wegen seiner Herzenshärtigkeit, „daß meine Augen nicht Thränenquellen sind, — wie er an Melanchthon schrieb — und nicht ganz in Wehmuth und Schmerz zerfließen über das Erschlagen meines Volkes. Aber da ist Niemand, der sich aufmache und zu Gott halte, der sich zur Mauer mache für das Haus Israel in den letzten Tagen des göttlichen Zornes." Dann aber ermuthigte er sich auch wieder im Gedanken an seine Rückkehr, und daß Gott den Geist Vieler, auch des gemeinen Volkes Herz erwecken werde, daß mich dünkt, schreibt er, man werde die Sache nicht mit Ge-

walt dämpfen können, oder wenn man sie wird anfangen zu dämpfen, wird es zehnmal ärger werden. Was ihn indeß auch beunruhigte und beschwerte, und wie oft er über Anfechtungen des Satans klagte, dem er durch Arbeitsamkeit und Gebet nicht tapfer genug widerstehe, so ist's doch bewunderns- werth, was er Alles in seiner Einsiedelei mit eisernem Fleiß zu Stande brachte. Hier verfaßte er seine treffliche Schrift über die Ohrenbeichte, worin er zwar der Privatbeichte das Wort redet, übrigens aber nachweist, daß es ebensowenig thunlich, als auf ein göttliches Gebot gegründet sei, alle seine Sünden aufzuzählen, wobei es sich von Seiten der Klerisei nur darum handle, die Menschen sammt ihrem innersten Heiligthum, dem Gewissen, ganz in die Gewalt zu bekommen und ihnen allerlei Büßung aufzulegen, durch welche man für seine Sünden Gott genugthun solle, da doch Niemand durch die Werke gerecht werde, sondern allein durch den Glauben an die Gnade Gottes in Christo. Hier schrieb er auch die Auslegung mehrerer Psalmen, des Magnificats oder des Lobgesanges Maria's, die Kirchenpostille und das Buch von den geistlichen und Klostergelübden. In letzterem beweist er, daß solche Gelübde nicht auf Gottes Wort gegründet, sondern demselben entgegen, wider den Glauben, wider die Liebe, wider christliche Freiheit und wider menschliche Vernunft seien; wie denn der Apostel Paulus ausdrücklich es zu den Lehren der Teufel rechne, daß man verbiete, ehelich zu werden, und gebiete, zu meiden die Speise, die Gott geschaffen hat, um sie zu nehmen mit Danksagung. Obwohl es ihm leid war, zu bemerken, daß Viele aus unlautrer Absicht die Klöster verließen oder mit schwankendem Gewissen das Mönchskleid abwarfen, so billigte er im Allgemeinen doch die Priester-

ehe und wies nach, wie sich zwar schon im 4. und 5. Jahrhundert Spuren der Eheverbote für Geistliche zeigen, nichts desto weniger aber von der Apostel Zeiten her über 1000 Jahre die Priesterehe in der Kirche bestanden und erst durch Gregor VII. im Jahre 1074 zu hierarchischen Zwecken allgemein untersagt, mit harten Strafen belegt und gewaltsam aufgehoben worden sei, während man übrigens gegen die größten Aergernisse im häuslichen Leben der Pfaffen alle Nachsicht gehabt habe. Ich will der Mönche Gelübde angreifen, schreibt er an Spalatin, und die jungen Leute aus der Hölle des ehelosen Standes erretten; ich will ihnen etwas Bündiges aus der Schrift an die Hand geben, damit sie nicht ohne sicheren Grund des Wortes Gottes hernach von Gewissensangst geplagt werden. Ohne daß Luther dabei noch irgend an sich selbst dachte, hatte schon vor Erscheinung dieses Buchs der Probst zu Kemberg, Namens Feldkirch, sich verheirathet, desgleichen ein Pfarrer zu Hersfeld, beide als ehrenhafte Männer bekannt.

Inzwischen gereichte es Luther zu großer Freude, daß an manchen Orten trotz alles Widerstrebens der Bischöfe die reine Lehre emporkam und vom Volke fröhlich aufgenommen wurde. Unter andern in Freiberg und Halberstadt, in Erfurt und Nördlingen verlangte man schon in dem Jahre 1521 evangelische Prediger, gleichwie in Pommern durch Johannes Bugenhagen das Licht des Evangeliums in neuem Glanze hervorbrach. Am stärksten regte sich der Geist evangelischer Freiheit in Sachsen. Die Augustiner-Mönche in Wittenberg hatten die Winkelmesse aufgegeben, und in Folge davon richtete Luther an sie sein Buch vom Mißbrauch der Messe, worin er mit Sprüchen der hei-

ligen Schrift oder mit himmlischen Donnerschlägen, wie er sie nennt, solchen Mißbräuche straft. Die Augustiner von Meißen und Thüringen hielten noch im selbigen Jahre ein Capitel und schafften, gestützt auf den heiligen Augustin und auf die Lehre der Schrift, nicht nur die Messe, sondern auch das klösterliche Leben förmlich ab; und wenn gleich die Domherrn aus Sorge um ihre Pfründen meistentheils gegen die Aenderung waren, so kam es doch zum Beschluß, daß die tüchtigsten Mönche zum Predigen gebraucht werden, die andern aber ihr Brod durch ihrer Hände Arbeit verdienen sollten. Der Churfürst, besorgt, man möge sich übereilen, oder es möchten mit der Messe auch die Einkünfte der Kirchen und Klöster wegfallen, ließ sich von einer Commission, zu welcher auch Melanchthon gehörte, Bericht und Gutachten erstatten. Dieselbe erklärte, das Vornehmen der Mönche sei in Gottes Wort begründet, auch Kirchen und Stifter nicht dazu fundirt, daß man Messe halten, und die Domherrn ohne alle Besserung des christlichen Volks horas canonicas heulen sollten, sondern daß darin junge Leute in christlichem Glauben erzogen und das Volk in heiliger Schrift unterwiesen würde.

Bei dem Allem war es höchst beklagenswerth, daß Dr. Carlstadt aus Mißverständniß christlicher Freiheit oder auch, um sich hervorzuthun, mit einem sich überstürzenden Eifer, da es ihm mit dem Reformiren der Kirche noch zu langsam ging, ein wüstes Wesen in Wittenberg anrichtete, indem er die Bilder mit Ungestüm aus den Kirchen warf, den öffentlichen Gottesdienst störte und das Abendmahl nicht etwa nur in beiden Gestalten austheilte, sondern auch Jeden unvorbereitet dazu gehen ließ. Er hatte sich einigen Schwärmern angeschlossen, die aus Zwickau im sächsischen Erzgebirge

nach Wittenberg gekommen sich göttlicher Offenbarungen rühmten, die Kindertaufe verwarfen und von einem nach 5, 6 oder 7 Jahren eintretenden derartigen Umsturz aller Dinge weissagten, daß kein Unfrommer oder Sünder sollte leben bleiben. Zum Theil beriefen sie sich auf Luther, sagten aber, es werde noch ein Andrer über ihn kommen mit einem höheren Geist. Es war dieß außer einigen Andern namentlich Nicolaus Storch, ein Tuchmacher, und der nachher so berüchtigte Thomas Münzer, der schon in Zwickau durch seine Predigten das Volk erregt hatte. Luther, den der Churfürst durch Melanchthon fragen ließ, was zu thun sei, erwiederte, man solle die Geister prüfen; noch höre er nichts von ihren Reden und Thaten, was der Satan nicht auch thun und nachäffen könne. Zugleich widerlegte er ihre Einwürfe gegen die Kindertaufe und schrieb: Wenn sie blos Offenbarungen vorgeben und dadurch berufen sein wollen —, ob sie auch sprächen, daß sie bis in den dritten Himmel entzückt worden, so haltet es darum nicht für gut. Da nun auch Carlstadt und seine Anhänger es immer ärger machten, baten die Wittenberger dringend, daß Luther zurückkomme, um dem Unfug kräftig zu steuern. Der Churfürst aber bestand darauf, daß Luther noch nicht wieder nach Wittenberg komme, da ihm nicht nur Herzog Georg von Sachsen feindlich gesinnt sei, sondern auch der Papst und der Kaiser seine Auslieferung verlangen würden, welches ihm, dem Churfürsten, zu schwer falle, da ihm nichts betrübender wäre, als wenn Gottes Werk sollte gehindert werden, und er auch Luthern in Gnaden gewogen sei. Luther dagegen, der die Gefahr der Kirche erkannte, machte sich freudigen Geistes von der Wartburg auf gen Wittenberg. Unterwegs

schrieb er an den Churfürsten, der Jammer um die gute Sache des Evangeliums lasse ihm keine Ruhe; vor Herzog Georgs Zorn fürchte er sich nicht. „Stünde die Sache zu Leipzig (wo der Herzog residirte), wie zu Wittenberg, schreibt er, so wollte ich doch hineinreiten, wenn es gleich, (Ew. Churfürstliche Gnade verzeihe meine närrische Rede) wenn es gleich 9 Tage lauter Herzog George regnete, und ein jeglicher wäre 9fach wüthender, denn dieser ist. Es ist ein andrer Mann, mit dem ich handle, fährt er fort; hab's auch nicht im Sinn, von Ew. Churfürstlichen Gnaden Schutz zu begehren; ich komme in gar viel einem höhern Schutz nach Wittenberg. Ursach dringt, und Gott zwingt und ruft. So sei es also im Namen Jesu Christi, ob ich auch alle Stunden des Todes gewarten müßte."

Alsbald nach seiner Ankunft trat er gegen die Umsturzmänner auf und predigte 8 Tage hinter einander mit so hinreissender Beredsamkeit, daß sich nach und nach der wilde Sturm legte. Ich bin dem Ablaß und allen Papisten entgegen gewesen, sprach er unter Anderm, aber mit keiner Gewalt. Hätte ich wollen mit Ungemach fahren, ich wollte Deutschland in ein großes Blutvergießen gebracht, ja zu Worms wohl ein Spiel angerichtet haben, daß der Kaiser nicht sicher gewesen wäre. Aber ich habe allein Gottes Wort getrieben, gepredigt und geschrieben. Das Wort hat Alles gehandelt und ausgerichtet. Das ist allmächtig. Das nimmt gefangen die Herzen, und wenn die gefangen sind, so laß' Alles Andere hintennach von ihm selbst zerfallen."

Nicht minder freilich durchschaute es Luther wohl, wie der durch ihn hervorgerufene gewaltige Umschwung der Dinge nicht umhin konnte, auf beiden Seiten unreine Leiden-

schaften aufzuregen und die Gemüther aus der gewohnten Ordnung zu bringen. Der tödtliche Haß und Widerspruch gegen das Evangelium und seine Anhänger und Verfechter auf der einen Seite machte, daß man auch auf der andern nicht immer in den Schranken der Mäßigung blieb; wie es sich ja auch zu jetziger Zeit in Italien zeigt, daß man da, wo sich ein neuer, besserer Zustand bilden will, durch eine Zwischenzeit voll Unruhe und Verwirrung hindurch muß. Ich sehe, schrieb Luther im Frühjahr 1522, daß der Satan damit umgeht, nicht nur das Evangelium zu vertilgen, sondern ganz Deutschland mit seinem eignen Blute zu überschwemmen. Er warnt daher vor Aufruhr und Empörung und ermahnt dringend zum Gebet und zur Besonnenheit, daß man, wie er sich ausdrückt, diejenigen nicht überfahre, welche noch am Alten festhielten, und sie nicht mit Gewalt fortzureissen suche, welches Manche nur thäten, um etwas Neues zu wissen und für gut lutherisch zu gelten. Ich bitte, sagt er bei dieser Gelegenheit, man wolle meines Namens schweigen, sich nicht lutherisch, sondern Christen heißen. St. Paulus wollte nicht leiden, daß die Christen sich sollten nach seinem oder sonst eines Apostels Namen nennen. Wie käme denn ich Aermster dazu, daß man die Christgläubigen sollte mit meinem heillosen Namen nennen?

An manchen Orten drang auch derartige Ermahnung durch, und waren es insbesondere die Edlen und Ritter, Laien also, auf die mit dem Sinn für evangelische Wahrheit damals auch der Geist christlicher Liebe und Milde übergegangen zu sein scheint, den Bischöfe, Priester und Mönche nur zu oft verleugneten. So schrieb einer der heldenmüthigsten deutschen Ritter seiner Zeit, Hartmuth v. Cronberg,

an die vier Bettelorden, wie die christliche Liebe ihn zwinge, sie brüderlich zu ermahnen, daß sie die reine evangelische Lehre, deren klares Licht Gott wieder erscheinen lasse, mit Freuden annähmen und Gott für seine Gnade dankten; daß sie nicht immer sprächen von Luthers Lehre, als die ketzerisch sei und gottlos; die Lehre, die Dr. Martinus gepredigt, und gegen welche Niemand einen christlichen Grund gefunden, sei nicht seine, sondern geflossen aus dem Bronn des Lebens, Christo Jesu. — Auch an Papst Leo X. richtete derselbige Ritter ein Schreiben mit der ebenso inständigen als demüthigen Bitte, seine weltliche Macht Kaiser Carl zu übergeben, seine geistliche Gewalt aber zu Nutz und Frommen der Christenheit zu gebrauchen. — Wie dem aber auch sein mochte, harte Kämpfe standen Luther noch bevor, und an Anlässen zu immer neuem Streite ließen seine Gegner es nicht fehlen. So war es eben im Jahr 1522 König Heinrich VIII. von England, dessen weiteres Leben fast als eine fortlaufende Kette von Lastern und unmenschlicher Grausamkeit erscheint, — der Luther auf's Aeußerste reizte. — Zu dessen Schrift von der babylonischen Gefangenschaft hatte nämlich der König eine Gegenschrift herausgegeben, in welcher er nicht nur die 7 Sacramente der römischen Kirche mit schwachen Gründen vertheidigte, sondern zugleich mit sehr unköniglichen Schimpf- und Schmähreden Luther heftig angriff, wodurch er sich zwar von päpstlicher Seite den Ehrentitel eines Beschützers des Glaubens erwarb, von Seiten Luthers aber sich eine rücksichtslos scharfe Entgegnung zuzog. Das ganze Buch König Heinrichs, schrieb er, steht auf Menschensprüchen und Brauch. Kann er beweisen, daß dieselbigen Artikel des Glaubens machen, so gebe ich mich ge-

fangen; wo nicht, so habe ich gewonnen, denn ich berufe mich auf Gottes Wort und Schrift gegen Menschensprüche und Brauch. Auch möchte ich wissen, fährt er fort, wie der König mein Herz geseh'n, daß er mich so dürftiglich schilt, als sei ich hoffährtig und hässig. Ich meinte, es wüßte mein Herz Niemand als Gott. So ist auch mein Schelten nimmer so giftig gewesen wie des Königs von England, sondern ich habe mit Schriften Ursach gezeigt, fröhlich und frei drein gehauen, wie die Propheten, Christus und die Apostel auch thaten. Oder flucht nicht Petrus einem Simeon, dem Zauberer, daß er mit seinem Gelde soll zum Teufel fahren? So auch Christus nicht immer sanft gewesen ist, sondern die verstockten Juden, die ihn mit giftigem Haß verfolgten, Otterngezücht, Mörder und Kinder des Teufels nennt, die Schriftgelehrten und Pharisäer aber, ob sie wohl auf dem Stuhl Mosis saßen, Heuchler, Blinde und verblendete Blindenleiter schilt und über sie Wehe und aber Wehe ruft. — Ruhiger und milder, ohne einen persönlichen Gegner im Auge zu haben, faßte er sich um dieselbe Zeit in einer andern Schrift „Von Menschenlehre zu meiden," — zu Trost und Errettung der armen Gewissen, wie er sagt, so in Klöstern und Stiften durch Menschenlehre gefangen liegen, damit sie sich rüsten und stärken, durch Gottes Wort zu bestehen in Todesnöthen und andern Anstössen. Den frechen, zuchtlosen Köpfen aber, fährt er fort, die ihr christliches Wesen allein damit aufwerfen, daß sie Eier, Fleisch, Milch essen, nicht beichten, Bilder stürmen u. s. w., will ich hiermit nicht gedient haben. Nur den armen, gefangenen, demüthigen Gewissen will ich die christliche Freiheit predigen, daß, wo arme Kinder, Nonnen oder Mönche sind, die gern heraus

wären, ihr Gewissen berichten mögen, wie sie mit Gott und ohne Schaden ihrer Seele herauskommen und solcher Freiheit züchtiglich und christlich brauchen können.

Ueberhaupt war Luther, wie heftig er auch oft gegen die Widersacher evangelischer Wahrheit eiferte, im tiefsten Grunde seiner Seele theilnehmend, liebevoll und stets bereit, Anderer Noth zu lindern, ohne je an sich selbst zu denken oder für sich selbst etwas zu verlangen. — Glaubt denen nicht, schrieb er einst an den Churfürsten, indem er demselben für die ihm geschenkten Kleiderstoffe dankte, glaubt denen nicht, die sagen, ich habe Mangel. Ich habe leider mehr, zumal von Ew. Churf. Gnaden, als ich im Gewissen vertragen kann. Bitte derhalben, Ew. Churf. Gnaden wolle warten, bis ich selber klage, damit ich nicht durch Euer Zuvorkommen scheu werde, für Andere zu bitten, die viel würdiger sind solcher Gnade. Doch will ich Euch zu Ehren den schwarzen Rock tragen. — Dagegen verwandte er sich ein andermal bei dem Churfürsten inständig für einen armen alten Mann mit Hinweisung auf Christi Wort, »date, et dabitur vobis«, indem er hinzufügt: Wo date (gebet) reich ist, da wird dabitur (Euch wird gegeben) noch viel reicher sein. Auch soll Ew. Ch. Gnaden sich gewiß halten, daß ich den Mann nicht werde also lassen, ich werde ehe selbst für ihn betteln gehn. — Ja, wie herzhaft Luther auch erscheint und von seinen Gegnern aufgereizt ihnen Trotz bot und in Zorn erglühte, so war er doch nicht minder von so demüthiger, friedsamer Gesinnung, so bescheiden und zartfühlend, daß ein oberflächlicher Beobachter ihn für einen schwachen, schüchternen Menschen gehalten hätte. Wie es denn ohne Zweifel eine beachtenswerthe Thatsache ist, daß, so lange er lebte, der Streit

und Hader nicht zum offnen Ausbruch kam, und ein Beweis seiner Seelengröße, daß die gewaltige Bewegung, die er angeregt hatte, ihn nicht fortriß, daß er sie vielmehr mit fester Hand leitete und den Frieden aufrecht hielt. — Ehe wir dem Gange der Geschichte weiter folgen, erlauben Sie mir wohl, demselben etwas vorgreifend, hier einige von den weichen, sanften Seelenklängen anzuführen, die bei einem so festen, großen Herzen doppelt rührend sind. — Eines Abends bei Sonnenuntergang im Garten zu Wittenberg hatte sich ein Vogel zur Nachtruhe auf einen Baum gesetzt. Dieß kleine Vöglein! sagte Luther: über ihm sind die Sterne und der tiefe Himmel voller Welten; aber es hat seine Flüglein zusammengelegt, hat sich traulich da zur Ruhe begeben wie in seine Herberg. Sein Schöpfer hat ihm auch eine Herberge gegeben. — Ein andermal blickt er mitten in der Nacht von seinem einsamen Patmos hinaus in's Freie. Lange Wolkenzüge segeln durch das große, unermeßliche Himmelsgewölbe. Wer stützt das Alles? fragt er; Keiner hat je seine Säulen geseh'n, und doch wird es gestützt. Gott stützt es, antwortet er sich selber, und wir sollen wissen, daß Gott groß ist, daß Gott gut ist, und sollen vertrauen, wo wir nicht sehen können. — Eine rührende Haltung zeigte er weiterhin am Sterbebette seines Töchterchens. Er ist darein ergeben, daß sein Lenchen sterben soll, und sehnt sich doch unaussprechlich: „ach daß sie leben möchte!“ In schauerbewegten Gedanken folgt er dem Flug ihrer kleinen Seele in das unbekannte Jenseits und tröstet sich mit den Worten: „Weinet nicht; das Mägdlein ist nicht todt, sie schläft.“ — Kennzeichnend für die Zartheit und Tiefe seines Gemüths ist überdieß Luthers Liebe zur Musik. Vor ihr fliehe der Teufel, sprach er, und

oft schaffte er sich wohl in den Tönen seiner Flöte oder Laute den Ausdruck für Manches, was er in Worte zu fassen nicht vermochte.

Eben hier möchte es nun auch an der Stelle sein, über das große Werk Luthers, durch welches er sich um unsere Kirche und in gewisser Hinsicht um das ganze deutsche Volk ein unsterbliches Verdienst erworben, ein Wort zu sagen; ich meine die Uebertragung der h. Schrift A. und N. Testaments in unsre Muttersprache. — Wohl waren schon aus früherer Zeit Verdeutschungen der Bibel vorhanden, wenigstens einzelner Theile derselben. Schon um die Mitte des 4. Jahrhunderts christlicher Zeitrechnung hatte Ulfila, Bischof der Gothen, sie in's Gothische übersetzt, wovon ein Theil des Neuen Testaments handschriftlich noch in dem sogenannten codex argenteus auf der Bibliothek zu Upsala existirt. Auch war in der ersten Hälfte des 9. Jahrhunderts, kurz nachdem die Sachsen zum Christenthum bekehrt worden, auf Veranlassung Ludwigs des Frommen die sogenannte altsächsische Evangelienharmonie erschienen, welche man jetzt Heliand oder Heiland nennt. Es ist dieß aber keine eigentliche Bibelübersetzung, sondern eine nach den Berichten der vier Evangelisten verfaßte poetische Erzählung des Lebens Christi, ein Epos, in welchem Christus als ein gewaltiger Völkerfürst auftritt, der umgeben von seinen Getreuen im Gefolge unzählbarer Schaaren daherzieht, um die Gaben des ewigen Lebens auszutheilen. — In ähnlicher Art hatte der Benedictinermönch Ottfried im Elsaß ebenfalls im 9. Jahrhundert eine Evangelienharmonie dichterisch in Reimen verfaßt, welche neuerdings unter dem Titel „Krist“ herausgegeben ist; während im 11. Jahrh. Notker, Mönch und Abt des Klosters zu St. Gallen, die Psalmen

und Hader nicht zum offnen Ausbruch kam, und ein Beweis seiner Seelengröße, daß die gewaltige Bewegung, die er angeregt hatte, ihn nicht fortriß, daß er sie vielmehr mit fester Hand leitete und den Frieden aufrecht hielt. — Ehe wir dem Gange der Geschichte weiter folgen, erlauben Sie mir wohl, demselben etwas vorgreifend, hier einige von den weichen, sanften Seelenklängen anzuführen, die bei einem so festen, großen Herzen doppelt rührend sind. — Eines Abends bei Sonnenuntergang im Garten zu Wittenberg hatte sich ein Vogel zur Nachtruhe auf einen Baum gesetzt. Dieß kleine Vöglein! sagte Luther: über ihm sind die Sterne und der tiefe Himmel voller Welten; aber es hat seine Flüglein zusammengelegt, hat sich traulich da zur Ruhe begeben wie in seine Herberg. Sein Schöpfer hat ihm auch eine Herberge gegeben. — Ein andermal blickt er mitten in der Nacht von seinem einsamen Patmos hinaus in's Freie. Lange Wolkenzüge segeln durch das große, unermeßliche Himmelsgewölbe. Wer stützt das Alles? fragt er; Keiner hat je seine Säulen geseh'n, und doch wird es gestützt. Gott stützt es, antwortet er sich selber, und wir sollen wissen, daß Gott groß ist, daß Gott gut ist, und sollen vertrauen, wo wir nicht sehen können. — Eine rührende Haltung zeigte er weiterhin am Sterbebette seines Töchterchens. Er ist darein ergeben, daß sein Lenchen sterben soll, und sehnt sich doch unaussprechlich: „ach daß sie leben möchte!“ In schauerbewegten Gedanken folgt er dem Flug ihrer kleinen Seele in das unbekannte Jenseits und tröstet sich mit den Worten: „Weinet nicht; das Mägdlein ist nicht todt, sie schläft.“ — Kennzeichnend für die Zartheit und Tiefe seines Gemüths ist überdieß Luthers Liebe zur Musik. Vor ihr fliehe der Teufel, sprach er, und

oft schaffte er sich wohl in den Tönen seiner Flöte oder Laute den Ausdruck für Manches, was er in Worte zu fassen nicht vermochte.

Eben hier möchte es nun auch an der Stelle sein, über das große Werk Luthers, durch welches er sich um unsere Kirche und in gewisser Hinsicht um das ganze deutsche Volk ein unsterbliches Verdienst erworben, ein Wort zu sagen; ich meine die Uebertragung der h. Schrift A. und N. Testaments in unsre Muttersprache. — Wohl waren schon aus früherer Zeit Verdeutschungen der Bibel vorhanden, wenigstens einzelner Theile derselben. Schon um die Mitte des 4. Jahrhunderts christlicher Zeitrechnung hatte Ulfila, Bischof der Gothen, sie in's Gothische übersetzt, wovon ein Theil des Neuen Testaments handschriftlich noch in dem sogenannten codex argenteus auf der Bibliothek zu Upsala existirt. Auch war in der ersten Hälfte des 9. Jahrhunderts, kurz nachdem die Sachsen zum Christenthum bekehrt worden, auf Veranlassung Ludwigs des Frommen die sogenannte altsächsische Evangelienharmonie erschienen, welche man jetzt Heliand oder Heiland nennt. Es ist dieß aber keine eigentliche Bibelübersetzung, sondern eine nach den Berichten der vier Evangelisten verfaßte poetische Erzählung des Lebens Christi, ein Epos, in welchem Christus als ein gewaltiger Völkerfürst auftritt, der umgeben von seinen Getreuen im Gefolge unzählbarer Schaaren daherzieht, um die Gaben des ewigen Lebens auszutheilen. — In ähnlicher Art hatte der Benedictinermönch Ottfried im Elsaß ebenfalls im 9. Jahrhundert eine Evangelienharmonie dichterisch in Reimen verfaßt, welche neuerdings unter dem Titel „Krist“ herausgegeben ist; während im 11. Jahrh. Notker, Mönch und Abt des Klosters zu St. Gallen, die Psalmen

übersetzte und eine Auslegung derselben beifügte. — Seit der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts, wo sich in Deutschland das Verlangen nach Schrifterkenntniß allgemeiner regte, waren dann noch vor Luther in hoch- und in plattdeutscher Sprache wohl 20 verschiedene Bibelübersetzungen an's Licht getreten, sämmtlich jedoch nicht aus dem Grundtext gearbeitet, sondern nach der in der römischen Kirche angenommenen mangelhaften lateinischen Uebersetzung, der sogenannten Vulgata, sämmtlich undeutsch und geschmacklos, und keine weder ihrer Beschaffenheit, noch ihrer Wirkung nach mit der lutherischen nur von fern zu vergleichen. — Mit großem Fleiße hatte sich Luther auf die erst zu seiner Zeit wieder aus dem Dunkel hervorgezogene Grundsprache des Alten und des Neuen Testaments, das Hebräische und Griechische, gelegt, in der bestimmten Absicht, die ganze Bibel in's Deutsche zu übertragen. — Mit geringen Hülfsmitteln versehen hatte er, bei Tag und bei Nacht arbeitend, schon auf der Wartburg das ganze Neue Testament und einen Theil des Alten verdeutscht, darnach aber in Wittenberg mit Melanchthon und anderen gelehrten Freunden die Arbeit durchgesehen und mit der größten Sorgfalt bei jeder neuen Auflage sein ganzes Leben hindurch daran gebessert. — Das N. T. erschien schon 1522 in zweiter Auflage, die ganze Bibel aber zuerst im J. 1534 zu Wittenberg. — Fragen wir nun, was Luthers Verdeutschung vor allen andern früher oder auch später erschienenen unverkennbar auszeichnet, so ist dieß nicht nur ihre Gründlichkeit (ob immerhin einzelne Unrichtigkeiten vorkommen mögen), sondern vor Allem das hob Luthers Werk so hoch über seine Vorgänger und drückt ihm den Stempel unvergänglicher Dauer auf, daß er sich in den Sinn und Geist

der Offenbarungsurkunde hineinlebte und sich ganz und gar mit Seele und Geist und Gemüth dem göttlichen Stoff öffnete und hingab. — So ist auch durch ihn die Bibel erst ein Volksbuch geworden, oder wie man es wohl ausgedrückt hat: „er zog die Bibel erst unter der Bank hervor“, indem er mehr wie jeder Andere den herzlichen, kräftigen, gesunden Ausdruck und Ton des Volkes traf, während er zugleich unsere Sprache zu ihrer Reinheit erhob und namentlich den Sieg des Hochdeutschen über die anderen Mundarten durch seine Bibelübersetzung entschied. — Ohne daß es wohl einer weiteren Ausführung bedarf, wie bedeutungsvoll bei uns nicht etwa ein akademisches Lexikon — wie in Frankreich das der académie française oder in Italien das der academia della Crusca — die Regel und Richtschnur der Sprache geworden ist, sondern das Buch der Bücher, und zwar in einer Uebertragung, welche den in Luther mit Vollkraft wieder erwachten evangelischen Geist abspiegelt; — lassen Sie mich, ehe wir weiter gehen, nur noch anführen, wie sich der fromme und gelehrte Fürst Georg von Anhalt, Dompropst zu Magdeburg und Meißen, über die Arbeit im Ganzen ausspricht. „Wer kann sagen — schreibt er — was für ein großer Nutz und göttliche Wohlthat ist, daß die ganze Bibel, beide A. und N. Testaments, durch den ehrwürdigen, lieben Dr. Martin Luther und Andere, so er dazugezogen, aus den Ebräischen und Griechischen Hauptquellen in unsre deutsche Sprache, aus sonderlicher Gnade und Gabe des heiligen Geistes, so reinlich, klar und verständlich gebracht worden, daß auch David und die h. Propheten sammt den Evangelisten und Aposteln, ja unser Herr Christus selbst so vernehmlich und deutlich in Wort und Sinne reden, als wären sie in unsrer Muttersprache ge-

boren und erzogen." — Er schließt dann mit der Mahnung: „Wir aber sollten Gott danken für solche Gnade und bitten, daß wir solche Translation lieb und werth halten, behalten und auf unsre Nachkommen bringen mögen." —

Wenn nun unstreitig in erster Stelle die Bibel nach Luthers Verdeutschung das rechte Volks- und Erbauungsbuch geworden ist, und dadurch das Werk der Reformation mächtig gefördert wurde, so wird sich damit auch die große Bedeutung des aus der Reformation gebornen evangelischen Kirchenliedes des 16. Jahrhunderts sammt dessen volksmäßigem Gesange nicht verkennen lassen. — Vor Allem waren es Luthers Lieder, welche wie auf Windesflügeln von einem Ende Deutschlands zum andern flogen und Aller Herzen ergriffen und erhoben. — Sein „Wir glauben All' an Einen Gott" — oder „Nun freut euch, liebste Christeng'mein" — oder „Erhalt uns Herr bei deinem Wort" — oder „Aus tiefer Noth schrei' ich zu dir" — oder sein Heldengesang „Eine feste Burg ist unser Gott", den der alte Dessauer des allmächtigen Gottes Generalmarsch nannte, — sie schrieben sich wie mit lebendigen Buchstaben in tausend und abertausend Herzen ein, um so mehr da sie, kaum gedichtet, an den Thüren gesungen, von den Straßen aber bald in alle Kirchen und Häuser drangen, und also oft ganze Städte wie mit einem Schlage für den evangelischen Glauben gewonnen wurden. — Neben Luther und durch ihn angeregt leuchteten dann zu gleicher Zeit ein Paul Speratus mit seinem „Es ist das Heil uns kommen her", ein Nicolaus Decius mit seinem „Allein Gott in der Höh' sei Ehr'" — und Andere als Verfasser evangelischer Kirchenlieder hervor, während späterhin ein Paul Gerhardt, eine Churfürstin Louise Henriette von Brandenburg,

ein Georg Neumark, Joachim Neander, Gottfried Arnold, Gellert und Klopstock, — mancher Ehrennamen zu geschweigen — bald in Schmerzenslauten, bald in Jubeltönen, immer aber in evangelischem Geiste aussangen, was sie im tiefen Herzensgrunde bewegte, woran die in herzerhebenden Weisen singende Gemeinde sich erbaute und bis auf diesen Tag erbaut. —

Nehmen wir nun den Faden der Geschichte noch für einige Augenblicke wieder auf, so führt uns derselbe auf den Reichstag zu Nürnberg, der noch im selbigen Jahre 1522, als Luther nach Wittenberg zurückgekehrt war, begann. Nach Leo X. Tode hatte Hadrian VI. den päpstlichen Stuhl bestiegen. Einer Verbesserung der Kirche, welche er in guter Meinung vornehmen wollte, widerstrebten die Kardinäle, da man, wie es bei Pallavicini heißt, solch aufrührisches Feuer, wie in Deutschland ausgebrochen, dämpfen müsse, und zwar nicht mit Nachgiebigkeit, sondern mit Schrecken und mit einem Blutregen. — An mehreren Orten wurde auch in dieser Art verfahren, das Augustinerkloster in Antwerpen wurde z. B. zerstört, und die Mönche, die der reinen Lehre anhingen und nicht widerrufen wollten, wurden zum Tode verurtheilt. In gleichem Sinne überbrachte der päpstliche Legat den versammelten Reichsständen ein Breve, in welchem die Deutschen insgemein, sonderlich die Fürsten, hart angelassen wurden, daß eine so streitbare, andächtige Nation durch ein Mönchlein, der vom christlichen Glauben abgefallen und gegen Gott lügenhaft gewesen, sich wollte verführen lassen, da doch ihre Voreltern den Johann Huß und Hieronymus v. Prag auf dem Concilio zu Konstanz mit verdienter Strafe belohnt hätten. — Zugleich ließ jedoch der Papst erklären: „Wir wissen, daß in

dem h. Stuhl seither viel gräuliche Mißbräuche in geistlichen Dingen gewesen, und daß die Krankheit vom Haupt in die Glieder gefahren", weshalb er mit Fleiß auf eine Besserung bedacht sein wolle; nur müsse man hiermit, da die Krankheit fast veraltet sei, langsam verfahren, — wozu Luther die Glosse machte: so, daß man alle 100 Jahre einen Schritt thäte. — Auch ließen sich dadurch die Reichsstände nicht irre machen, sondern übergaben, wie schon zu Worms geschehen, abermals 100 Beschwerden nicht nur wegen der List und der Kunstgriffe der römischen Klerisei, für Dispensen, Ablässe u. s. w. alles Geld bis auf den letzten Groschen aus Deutschland zu ziehen, sondern auch, wie sie ungescheut sagten, wegen des schandbaren Lebens der meisten Geistlichen. — Zugleich trugen sie auf ein allgemeines Concil an, binnen Jahresfrist, in Cöln oder Mainz oder Straßburg, jedenfalls in einer deutschen Stadt, wo eine gründliche Untersuchung geschehen müsse, welches die rechte evangelische Lehre sei. Von Seiten des päpstlichen Legaten wurde darauf erklärt, solche Dinge müsse man nicht unter die Leute bringen, der Papst werde Alles thun, was sich mit Ehren thun lasse; gleichwie der Kaiser im Reichsabschied vom Jahre 1524 sich sehr ungehalten darüber äußerte, daß die päpstlichen Urtheile und kaiserlichen Mandate wider Luther bisher nicht gehandhabt seien, und zugleich befahl, das Wormser Edict in aller Strenge zu vollziehen. — Am schlimmsten aber war es, daß dem päpstlichen Legaten, der sich nach beendigtem Reichstag von Nürnberg nach Regensburg begab, sein Bemühen gelang, die deutschen Stände, die seither in erfreulicher Art gemeinsam gehandelt hatten, unter einander zu entzweien. — Ohne daß noch die evangelisch gesinnten Fürsten als solche sich mit einander ver-

bündet, oder auch nur Einer von ihnen sich ausdrücklich von Rom losgesagt hätte, schlossen der Bruder des Kaisers, Erzherzog Ferdinand, die Herzöge Wilhelm und Ludwig in Bayern sammt einer namhaften Zahl von Bischöfen einen Bund, durch den die nachher immer größer gewordene Spaltung in Deutschland sich zu realisiren anfing. Ihr Programm führte den Titel: Vereinigung etlicher Stände, so der papistischen Religion anhängig, — und verbanden sie sich ausgesprochener Maßen, Kaiserlicher Majestät Edict und Mandat contra Doctorem Martinum Lutherum in ihrem Gebiete vollziehen zu wollen, während sie, um den Beschwerden deutscher Nation Genüge zu thun, eine sogenannte Constitution zur Abschaffung der Mißbräuche aufstellten, hauptsächlich gerichtet gegen das ärgerliche Leben des niedern Klerus, welchem besonders das Hexen und Wahrsagen verboten wurde, wobei aber wie zum Hohn des deutschen Volkes von einer gründlichen, schon seit länger als hundert Jahren auf den großen Concilien zu Konstanz und Basel, wie auf den Reichstagen immer lauter geforderten und zu immer schreienderem Bedürfniß gewordenen Reformation keine Rede war. — —

Eben bei diesem traurigen Stand der Dinge ist's dann wiederum nur um so erfreulicher, daß im Volk die Hinneigung zum gereinigten Glauben immer entschiedener hervortrat, und die Anhänglichkeit an denselben immer stärker wurde. — Nicht nur im nördlichen, sondern auch im südlichen Deutschland, vornemlich in den freien Reichsstädten erglänzte das reine Licht des Evangeliums immer heller. — Zu Straßburg z. B. ertheilte der Rath im Jahr 1524 die Erlaubniß, in allen Kirchen das Evangelium frei zu predigen,

setzte den Mönchen einen Unterhalt aus und bestimmte die Einkünfte der Klöster zu wohlthätigen Zwecken. Im selbigen Jahre bewilligte der Rath zu Ulm, daß in der Stadt selbst und auch im Münster das Wort Gottes gepredigt werde, nachdem schon früher an Sonn- und Feiertagen viele Hunderte sich vor den Thoren um evangelische Prediger versammelt hatten. — In Nürnberg nahmen zu Ostern des Jahres über 3000 Menschen das heil. Abendmahl unter beiden Gestalten. Die beiden Pröbste zu St Sebaldus und St. Lorenz schafften alle Mißbräuche der Messe ab, und als Erzherzog Ferdinand bei dem Rath der Stadt Klage führte, erklärte dieser herzhaft, daß man nicht irgend einer unchristlichen Irrsal anhängig sein, sondern bei dem h. Evangelium und lauteren Wort Gottes stehen und bleiben wolle. — Auf gleiche Weise geschah es zu Schwäbisch-Hall im Würtembergischen, zu Heidelberg durch den Churfürsten v. d. Pfalz und im Zweibrückischen durch Pfalzgraf Wolfgang, während noch im Jahre 1523 zu Frankfurt a. M. durch eine Deputation des Raths sämmtliche Prediger in Kirchen und Klöstern nach einhelligem Beschluß des Raths beschieden wurden, fortan nichts als das Wort Gottes pur und lauter zu predigen. — In Breslau zeigten sich auch die Bischöfe der evangelischen Lehre geneigt, und in Magdeburg fiel derselben fast die ganze Stadt an einem Tage zu. Am 23. Juni 1524 willigte nämlich der Magistrat in die Bitte der Bürgerschaft, man solle ihnen das Wort Gottes rein, ohne Menschensatzungen vortragen, die Messe einstellen und das h. Abendmahl unter beiden Gestalten spenden. Auch müsse die Priesterehe erlaubt sein; die Klöster müßten aufgehoben, den Mönchen zeitlebens ihr Unterhalt gewährt, und ihre Bettelei abgeschafft werden.

Um dieselbe Zeit publicirte der Bischof von Samland in Preußen ein Edict, kraft dessen die Taufe hinfort deutsch geschehen sollte, zugleich aber Luthers Schriften, besonders seine Bibelübersetzung, gebilligt und empfohlen wurden. — Gleichermaßen neigte sich der damalige Großdeutschmeister, Markgraf Albrecht von Brandenburg, der evangelischen Lehre zu, und da er auf einer Reise in persönliche Berührung mit Luther kam, rieth ihm dieser, er solle heirathen und Preußen in die weltliche Form eines Fürsten- und Herzogthums bringen, worauf derselbe denn auch im Jahre 1525 das Ordenskleid ablegte und Preußen als erbliches Herzogthum von Polen zum Lehen empfing, im Jahre 1544 aber die Universität Königsberg stiftete und fast ohne Widerstand die Reformation durchführte. — Nicht minder fand Erzherzog Ferdinands Schwester, die Königin von Dänemark, an Luthers Schriften und der Wiederherstellung des wahren Glaubens entschiedenes Wohlgefallen, hatte auf einer Reise in Wittenberg eine Unterredung mit Luther und nahm öffentlich, zum großen Verdruß ihres Bruders, das Abendmahl unter beiden Gestalten; gleichwie die Königin Margarethe v. Navarra im J. 1524 einige Theologen nach Straßburg sandte, um sich mit dortigen Predigern über die reine Lehre zu besprechen, welcher auch der vertriebene Herzog Ulrich v. Würtemberg so ergeben war, daß er nach seiner Wiedereinsetzung die Reformation in seinem Lande einführte.

Freilich blieb die Reaction nicht aus. So wenig man abließ, in Schriften Luther feindselig anzugreifen und zu bekämpfen, ebensowenig fehlte es an gewaltsamen, zum Theil blutigen Repressalien wider die evangelische Wahrheit und ihre Bekenner. — Herzog Georg, von Anfang an der reformatorischen

Bewegung zuwider, verfuhr in seinem Gebiete massenhaft mit Gefängniß und Martern, mit Verjagung von Haus und Hof. In Schwaben wüthete im J. 1524 ein wahnsinniger Ketzermeister, Namens Reichler (ähnlich jener Konrad v. Marburg zur Zeit der h. Elisabeth), der die Evangelischen, besonders die Prediger, wo er sie fand, an die nächsten Bäume aufhängen ließ. Im Elsaß wurde nicht selten mit Hinrichtungen verfahren; die Städte Wien, Ofen und Prag boten blutige Schauspiele von Enthauptungen und Scheiterhaufen dar. — Heinrich v. Zütphen, früher Prediger in Bremen, als muthiger Zeuge der Wahrheit von Pfaffen und Mönchen verfolgt, wurde zu Dietmar in Schleswig-Holstein nach stundenlanger, grausamer Mißhandlung lebendig verbrannt. — Schon im Jahr 1523 war eine heftige Verfolgung in den Niederlanden, wo der verrufene Jacob Hochstraten und Nicolaus Egmondanus wie Bluthunde wütheten. Unter andern Opfern ihres grausigen Fanatismus wurden auf ihren Betrieb zwei junge Augustinermönche aus Antwerpen, Heinrich Voes und Johann Esch, da sie nicht widerrufen wollten, in Brüssel zum Scheiterhaufen geführt und öffentlich verbrannt. Wie es blos Fabeln und menschliche Satzungen waren, die sie nicht annehmen wollten, so waren es die reinsten Lehren des Christenthums, zu denen sie sich standhaft bis an ihr Ende bekannten, obwohl man nachher erdichtete, sie hätten noch im Feuer widerrufen. In einem Sendschreiben Luthers an die Christen in Holland und Brabant preist er sie selig, weil sich der Herr unter ihnen solche Märtyrer ausersehen, während Erasmus bezeugt, daß dieses vergossene Blut reichlich gefruchtet und Viele zur Erkenntniß der Wahrheit gebracht habe. Das bekannte Lied Luthers „Von den zweien Märtyrern Christi

zu Brüssel, verbrannt im Jahre 1523", schließt mit den Worten:

Die Aschen will nicht lassen ab,
Sie stäubt in allen Landen,
Hie hilft kein Bach, Loch, Grub noch Grab,
Sie macht den Feind zu Schanden;
Die er im Leben durch den Mord
Zu schweigen hat gedrungen,
Die muß er todt an allem Ort
Mit aller Stimm' und Zungen
Gar fröhlich lassen singen.

Noch lassen sie ihr Lügen nicht,
Den großen Mord zu schmücken,
Sie geben für ein falsch Gedicht;
Ihr Gewissen thut sie drücken.
Die Heil'gen Gott's auch nach dem Tod
Von ihn'n gelästert werden,
Sie sagen: in der letzten Noth
Die Knaben noch auf Erden
Sich sollen han umkehret.

Dies laß man lügen immerhin,
Sie haben's doch kein Frommen,
Wir sollen danken Gott darin;
Sein Wort ist wiederkommen.
Der Sommer ist hart vor der Thür,
Der Winter ist vergangen.
Die zarten Blümlein geh'n herfür.
Der das hat angefangen,
Der wird es wohl vollenden.

Siebente Vorlesung.

Fortsetzung:
Die Reformation bis zum Jahre 1529.

Verehrte Anwesende!

Wie sehr man sich auch von verschiedenen Seiten der reformatorischen Bewegung entgegenstemmte, doch machte sie sich immer weiter Bahn, und ohne Sturm und Ungestüm, ohne Zwang und Befehl der Fürsten und Obrigkeiten änderte sich Vieles wie von selbst bei dem blosen Lichte des Evangeliums. Häufig bat man Luther um Rath wegen zu verbessernder Einrichtungen des Gottesdienstes, dessen veraltete Formen durch keine menschliche Gewalt mehr zu halten waren. Immer räth er von Uebereilung ab und dringt auf klare Einsicht in den Grund des Irrthums. Im Jahre 1523 gab er das verdeutschte Taufbüchlein heraus, „daß man anfahe, auf deutsch zu taufen (wie er im Vorwort sagt), und nicht mehr lateinisch, damit die Pathen und Beistehenden desto mehr zum Glauben und ernstlicher Andacht gereizt werden. So gedenke nun (fährt er fort), daß im Taufen diese äußerlichen Stücke das Geringste sind, als da sind: unter Augen blasen,

Kreuz anstreichen, Salz in den Mund geben, Speichel in die Ohren und Nase thun, mit Oel auf Brust und Schultern salben und mit Chrysam den Scheitel bestreichen, brennende Kerzen in die Hände geben, und was mehr ist von Menschen hinzugethan. Das sind nicht die rechten Griffe, die der Teufel scheut oder fleucht, er verachtet wohl größere Dinge. Sondern da sieh' auf, daß Du im rechten Glauben dastehst, Gottes Wort hörst und ernstlich mitbetest. Das helfe uns Gott!" — In einer gleichzeitigen Schrift: „Weise christliche Messe zu halten, oder zum Abendmahl zu geh'n" erklärt er, „zu Gottes Tische zu gehn, ist ja eine Ordnung, von Christo selbst eingesetzt, — zur Zeit Christi, der Apostel und der ersten Gemeinde auf's Einfältigste und Christlichste ohne allen Zusatz gehalten, hernach aber mit so viel Menschenfündlein vermehrt, daß allein der Name auf unsre Zeit kommen ist, sonst nichts." — Alles, was die Messe als ein Opfer erscheinen läßt, will er dann aufgehoben wissen, da Christus nach der Schrift einmal sich selbst geopfert habe, wegzunehmen Vieler Sünden, nicht aber, daß er sich oftmals opfere oder vom Priester opfern lasse. Auch sollte bei der Communion Brod und Wein ausgetheilt und genossen werden, nach welcher Ordnung zuerst in Wittenberg und bald an vielen andern Orten verfahren wurde. — Zur Abstellung der mancherlei bei'm Gottesdienst eingerissenen Mißbräuche verlangt er in einer andern Schrift zuerst: daß die christliche Gemeinde nimmer zusammenkomme, es werde denn daselbst gebetet und Gottes Wort gepredigt, sei es auch auf's Kürzeste, damit Gottes Wort im Schwange gehe und, wie er sich ausdrückt, daß nicht wieder ein Lören und Tönen daraus werde, wie bisher gewesen. Eins ist von Nöthen, schließt er, nämlich

daß Maria zu Christi Füßen sitze und sein Wort höre. Das ist das beste Theil, ein ewig Wort; alles Andere muß vergehen, wieviel sich auch Martha zu schaffen macht, dem Herrn zu dienen. — Ein besonderes Anliegen war es Luthern, erbauliche Lieder unter das Volk zu bringen; auch erschien im Jahre 1524 zu Wittenberg das erste evangelische Gesangbuch. Er selbst hatte am geistlichen Gesang solche Freude, daß, als einst vor seiner Hausthüre das Lied des Paul Speratus: „Es ist das Heil uns kommen her", welches er vorher noch nicht gehört, von einem Bettler gesungen wurde, er es nochmals singen ließ und mit Thränen Gott dankte, daß er sein Wort durch solche Gesänge so weit und breit erschallen lasse. — Nachdem zu Ende des Jahres 1524 sämmtliche Augustinermönche zu Wittenberg das Kloster verlassen hatten, und auch der Prior sich nicht länger wollte halten lassen, verließ es Luther endlich gleichfalls und übergab es dem Churfürsten, legte dann auch das bis dahin getragene Mönchskleid ab und kam in die Kirche mit einem Priesterrock, wozu ihm der Churfürst das Tuch geschenkt hatte.

Lassen Sie mich hier noch einer Schrift Luthers aus derselben Zeit erwähnen, worin er den wahren Begriff der Kirche festsetzt. Dabei, sagt er, soll man die christliche Kirche oder Gemeinde gewißlich erkennen, wo das lautre Evangelium gepredigt wird, und die Sacramente recht, nach Christi Einsetzung, verwaltet und gebraucht werden. Denn gleichwie man an dem Heerpanier als ein gewisses Zeichen erkennt, was für ein Herr und Heer zu Feld liegt, so auch an dem Evangelio, wo Christus und sein Heer liegt. Daher Bischöfe, Stifte, Klöster, und was des Volks ist, längst keine Christen oder christliche Gemeinden gewesen sind, dieweil sie auf Menschenlehre steh'n

und das Evangelium gar von sich vertrieben haben und noch vertreiben. In solchem Handel muß man sich gar nicht kehren an Menschengesetze, Brauch und altes Herkommen, es sei vom Papst oder Kaiser, Fürsten oder Bischöfen, es habe's die halbe oder ganze Welt so gehalten, es habe 1 oder 1000 Jahre gewähret. Denn die Seele des Menschen ist ein ewig Ding, darum muß sie auch nur mit ewigen Worten regiert sein.

Inzwischen hatte das Wort Gottes, von Luther und seinen Anhängern verkündigt, in Wittenberg, so auch an vielen andern Orten die Klostergefängnisse gesprengt, und Schaaren von Mönchen und Nonnen traten hinaus, frische Luft zu athmen unter Gottes freiem Himmel. — In der Charwoche 1523 verließen 9 adelige Jungfrauen: Veronica und Margaretha von Zeschau, Laneta von Golis, Ave von Schönfeld und andere, unter ihnen auch Katharina von Bora, das Kloster Nimptsch bei Grimma, bald darnach 16 andere das Kloster Widderstätten im Mansfeldischen. Keine Spur davon, daß Luther gesonnen gewesen sei, eine derselben zu heirathen; einer Frau Argula von Stauffen, zu ihrer Zeit eine Art Prophetin, die ihn ermahnt hatte, in den Ehestand zu treten, ließ er vielmehr durch Spalatin sagen, er denke nicht daran, hoffe auch, nicht lange mehr zu leben. Da sich jedoch die gewesenen Nonnen, zuerst an ihn zu wenden pflegten, machte ihm ihr vorläufiges Unterkommen viel zu schaffen. Ich bitte Euch, schrieb er an Spalatin, den chursächsischen Hofprediger, daß Ihr ein Werk der Barmherzigkeit an ihnen thut und bei Euren reichen Hofleuten etwas Geld für mich bettelt, daß ich sie 8—14 Tage erhalten kann, bis ich sie ihren Anverwandten übergebe. Ich selbst, fügt er bei dieser Gelegenheit hinzu,

ich habe jährlich 9 alte Sechziger (nach jetziger Rechnung 22 Thaler 12 Groschen), außerdem bekomme ich von der Stadt keinen Heller, verlange auch nichts, auf daß ich Pauli Ruhm nachahme und Niemand beschwerlich werde. (Später brachte er es indeß auf 2- bis 300 fl. jährlich.)

Noch größere Sorge aber machte Luthern die gerechte und nützliche Verwendung der Klostergüter. In einer eignen Schrift darüber heißt es: „Da sich die Sache überall so stellt, als habe Gott und die Welt der Möncherei satt, und das Evangelium mächtig dazu hilft, daß ein großer Fall geschieht der vorigen Stifte, Klöster und greulichen Grundsuppen, die sich bisher unter dem Namen göttlichen Dienstes mit aller Welt Reichthum gefüllt haben; so ist darauf zu sehen, daß solcher leidigen Stifte Güter nicht in die Rappuse kommen, und jeder an sich reißt, was er erhascht." Nach seinem Rath sollten Alle, die im Kloster bleiben wollten, nicht ausgestossen oder unfreundlich behandelt, sondern ihnen genug gegeben, denen aber, die das Kloster verlassen, ihr Eingebrachtes zurückerstattet oder sonst soviel gewährt werden, daß sie sich eine geeignete Existenz verschafften. Das Uebrige solle zur Unterstützung Dürftiger in der Gemeinde bestimmt sein, und aus den Bettelklöstern solle man gute Schulen machen für Knaben und Mädchen. — So zog denn auch der Churfürst v. Sachsen, Friedrich der Weise, von Kirchen- und Klostergütern nichts an sich. Wenn dieselben jedoch in manchen deutschen Ländern auch für Staatszwecke verwendet wurden, so ist dabei nicht zu übersehen, daß das Vermögen der Kirchen, Stifte und Klöster so enorm angeschwollen war, daß die Staaten schier verarmten, und eine Ausgleichung des Mißverhältnisses endlich erfolgen mußte, wie man ja auch in neuester Zeit selbst in dem

erzkatholischen Spanien auf eine Veräußerung der übermäßig großen Kirchen- und Klostergüter Bedacht genommen hat. — Ja wie sollte es nicht zu loben sein, daß die Reformation mit den durch sie disponibel gewordenen Mitteln statt der Möncherei und der verrotteten Stifter für Chorherrn und überzählige Priester den Unterricht der Jugend und der Volksbildung in ein neues Leben rief? So gab Luther im Jahr 1524 eine Vermahnung heraus an die Rathsherren aller Städte Deutschlands, christliche Schulen einzurichten und zu halten. Meine lieben Herren und Freunde, schreibt er, ich bitte Euch um Gottes und der Jugend willen, zu bedenken, welch eine ernste, große Sache es ist, da Christo und aller Welt viel anliegt, daß wir dem jungen Volke helfen und rathen. Damit ist auch uns Allen geholfen und gerathen. Hat jeder Bürger bisher soviel Gelds und Guts an Ablaß, Messen, Vigilien, Stifte, Bettelmönche, Brüderschaften, Wallfahrten, und was des Geschwärms mehr ist, verlieren müssen, und nun solches Raubens und Gebens los ist, so wolle er doch hinfort, Gott zu Dank und Ehren, desselben einen Theil zu guten Schulen geben. — Was hat man seither in Klöstern und hohen Schulen gelernt, denn nur Esel, Klötz und Blöcke werden? in 20 und soviel Jahren hat Einer noch weder latein noch deutsch gewußt, zu geschweigen des schändlichen Lebens, darinnen die edle Jugend in Klöstern so jämmerlich verderbt ist. — Wie denn allerdings das sogenannte Küchenlatein der Mönche eben nicht den besten Klang hat, und zu seiner Zeit in den epistolis virorum obscurorum sehr ergötzlich persiflirt ward. — Mit ebenso dringender Ermahnung wendet er sich dann an die Regierungen und an die Eltern; wie solches denn auch nicht ohne Erfolg blieb, und gewiß

wäre es ein großes Unrecht, zu übersehen, wieviel wir, insbesondere auch was Jugendbildung und Volksunterricht, was Schulen, Gymnasien und Universitäten betrifft, bis auf diesen Tag der Reformation zu verdanken haben.

Zwischen Alles, was indeß damals in friedlichem Wege zum Bessern angebahnt wurde, kam eine traurige Episode. Wie ein verheerender Sturm erhob sich im Jahre 1525 fast über alle deutschen Lande der Bauernkrieg. Allerdings war zu der Zeit der Zustand des Landvolks in Deutschland sehr gedrückt, elend und kläglich. Zu den Fürsten und Freiherrn standen nach damaliger strenger Feudalverfassung die Vasallen in der engsten Lehnspflicht, während die unterste Volksclasse in vielen Gegenden ihren Herren gegenüber der persönlichen und häuslichen Leibeigenschaft, der vollkommenen Sclaverei unterworfen war. In Böhmen und in der Lausitz z. B. wurden die Bauern nicht als Personen, sondern als ein Stück des Landguts betrachtet, wie dieß bis jetzt in Rußland für mehr als 20 Millionen Menschen der Fall war (und zum Theil noch ist). — Nun hatte man schon seit Ende des 15. Jahrhunderts ein dumpfes Murren der hart Beladenen vernommen, und ein Funke wilder Empörung glimmte fort, immer von Neuem angefacht durch die vielen Auflagen und Frohndienste, womit die Fürsten und Herren ihre Unterthanen beschwerten, sammt den Zehnten und Steuern, womit die Geistlichkeit sich auf Kosten des armen Volks bereicherte. In den Niederlanden war der Geist der Verzweiflung und eigenmächtiger Hülfe gegen den Uebermuth der Edelleute noch am Ende des 15. Jahrhunderts ausgebrochen; 1491 tobte der Aufruhr gegen den Abt von Kempten im Algäu; 1503 war das Bündniß der Bauern in der Umgegend von Speier,

unter dem Namen „der Bundschuh“, 1514 der Aufstand in Würtemberg wegen des von Herzog Ulrich eingeführten Pfenniggeldes; im folgenden Jahre wurden in Kärnthen 2000 aufrührerische Bauern erschlagen, und um dieselbe Zeit fand eine furchtbare Empörung statt in Ungarn und in der Wendischen Mark wegen unerhörter Frevel und Tyrannei der Prälaten und des Adels. — Da nun alle diese Tumulte der Reformation vorhergingen, so konnte man ihr nur aus gehässiger Parteisucht alle Schuld der leider schon seit Jahrhunderten provocirten, jetzt aber gewaltiger losbrechenden stürmischen Bewegung zuschreiben, gleichwie man auch neuerdings feindseliger Weise die Reformation als die eigentliche Quelle der Revolution verschrieen und den Protestantismus als die giftige Wurzel der Empörung zu verdächtigen gesucht hat, obwohl seit den letzten 70 Jahren das katholische Frankreich und das katholische Spanien, Portugal und Italien die rechten Herde der Revolution waren, und die Stürme, welche unser deutsches Vaterland erschütterten, offenkundig eben von dort herüberkamen. — Der Wahrheit zur Steuer soll es jedoch nicht verschwiegen werden, daß dem großen Haufen das tyrannische Joch seiner Dränger im neu aufgegangenen Licht des Evangeliums nur noch unerträglicher erscheinen mochte, und daß man in irriger Anwendung des von Neuem hervorgehobenen Princips christlicher Freiheit nur um so ungeduldiger an seinen Ketten rüttelte. —

In der Gegend von Bamberg und in Schwaben brach noch im im Sommer 1524 der Lärm aus. Im Thurgau hatten sich mehrere tausend aufrührerische Bauern gegen den Abt von Reichenau geschaart, hauptsächlich weil man ihnen evangelische Prediger versagte. Furchtbar wurde aber der Aufstand erst im Jahr 1525, seit

Thomas Münzer die Seele desselben geworden. — Von Alstädt in Sachsen, wo er schon durch schwärmerische Reden und Schriften das Volk aufgerührt hatte, suchte er sich in Mühlhausen einzuschleichen. — Luther warnte den dortigen Rath und die Gemeinde vor dem finsteren Fanatiker und machte auch den Sächsischen Fürsten dringende Vorstellungen. Der Satan, schrieb er, merkt wohl, daß durch das bisherige Toben gegen das Evangelium die Kraft desselben nur gewachsen ist, und das Wort Gottes, je mehr man's drückt, desto mehr läuft und zunimmt. Darum fährt er es nun an mit falschen Geistern und Sekten, und nachdem der ausgetriebene Satan jetzt 1 Jahr oder 3 herumgelaufen ist durch dürre Stätten, Ruhe gesucht und nicht gefunden, hat er sich in Ew. Churfürstl. und Fürstl. Gnaden Landen niedergethan und sich ein Nest gemacht und denkt, unter unserm Schirm und Schutz wider uns zu fechten. Doch ist's mir eine sondere Freude, daß nicht die Unsern solch Wesen anfahen, und daß auch Jene sich nicht rühmen, unsers Theils zu sein, sondern vom Himmel kommen sind, und mit der heil. Schrift ist's nichts. Gott selber hören sie mit ihnen reden wie mit den Engeln, und ist's ihnen ein schlecht Ding, daß man zu Wittenberg den Glauben, die Liebe und das Kreuz lehret. Aber es sind nicht Christen, die über das Wort Gottes auch mit Fäusten daran wollen und nicht vielmehr Alles zu leiden bereit sind, — ob sie sich gleich 10 heiliger Geister voll und übervoll berühmten. Kirchen und Klöster zerbrechen und Heiligenbilder verbrennen, das können auch die allerärgsten Buben thun. Christus und seine Apostel haben die Herzen gewonnen mit Gottes Wort; darnach sind die Tempel der Heiden und ihre Götzenbilder von selbst gefallen. —

Nachdem sich Münzer dann in Nürnberg, Basel und an andern Orten herumgetrieben, kam der Bauernaufruhr unter großem Zulauf von allen Seiten zuerst in Schwaben zum Ausbruch. Die Forderungen, welche man in 12 Artikeln zusammenfaßte, bestanden vorzüglich in folgenden: Die Frohndienste und andere Beschwerden sollten auf milderen Fuß gesetzt werden; Wild, Fische und Holz wollte man frei und ohne Entgeld haben; den sog. kleinen Zehnten (von Fleisch, Eiern u. s. w.) wollte man nicht mehr geben, wohl aber den großen oder Fruchtzehnten, und zwar zum Unterhalt der Pfarrer; letztere sollten das Wort Gottes ohne alle Menschensatzungen vortragen, auch jede Gemeinde das Recht haben, sich selbst einen Pfarrer zu wählen oder ihn abzusetzen. Das Schlimmste aber bei diesen zum Theil nicht übertriebenen Forderungen war, daß man sich zugleich der größten Excesse schuldig machte, die Klöster und Schlösser der Edelleute zerstörte und viel Menschenblut vergoß. — Durch das heranrückende Heer des Schwäbischen Bundes erlitten jedoch die Aufrührer bald in der Nähe von Ulm eine empfindliche Niederlage. Mit einem andern Haufen in der Nähe von Kempten wurde ein Vertrag geschlossen, während noch eine andere Rotte das Städtchen Weinsberg erobert und viele vom Adel umgebracht hatte, worauf Georg Truchseß, der oberste Feldhauptmann, den Ort niederbrannte und die Rebellen hinrichten ließ. Zu gleicher Zeit loderten die Flammen des Aufruhrs wie im Elsaß so auch in Sachsen und Thüringen, besonders in Mühlhausen, wohin Münzer zurückgekehrt war, die Kanzel und das weltliche Regiment an sich genommen, die Gemeinschaft der Güter und andern Unfug eingeführt hatte. — Als sodann Landgraf Philipp von Hessen und der Herzog von Braunschweig und

Sachsen mit ihren Truppen heranrückten, zog sich Münzer nach Frankenhausen zurück, wo sich ein Haufe aufrühreriſcher Bauern gelagert hatte. Obgleich er diese durch die tollsten Versprechungen und vorgeblich göttlichen Zeichen des Sieges zu ermuthigen und anzufeuern suchte, wurde doch die Wagenburg, hinter welcher sie sich verschanzt hatten, gesprengt, Münzer selbst gefangen, und der ganze Schwarm von 8000 Mann, theils auseinandergejagt, zwischen 4- und 5000 aber erschlagen. Die Entwaffnung und Bestrafung der Aufrührerischen bei Meiningen, Hildburghausen und Coburg ging dann rasch von Statten. Im Mai des folgenden Jahres 1526 wurde Münzer mit einigen andern Rädelsführern in Mühlhausen enthauptet.

Indem wir uns nun von diesen blutigen Auftritten wegwenden, lassen Sie mich nur noch bemerken, daß in Chursachsen die Ruhe gar nicht gestört war, und daß, wiewohl die römisch gesinnten Fürsten die ganze Unruhe Luthern allein Schuld gaben, das Feuer des Aufruhrs doch eben da am ärgsten getobt hatte, wo man der reformatorischen Bewegung am hartnäckigsten und feindlichsten entgegentrat.

Noch mitten unter den Stürmen des Bauernkriegs war Churfürst Friedrich der Weise von Sachsen, einer der edelsten Fürsten seiner Zeit und aller Zeiten, gestorben. In einem früheren Testamente hatte er eine bedeutende Summe zu Vigilien und Seelenmessen bei seinem Begräbniß bestimmt, auch 50 Klöstern jedem 20 fl. vermacht, um 4 Wochen lang Andachten für ihn zu halten. In seinem letzten Testament vom Jahr 1525 war dieß Alles weggefallen, und statt dessen nur das Anliegen ausgesprochen, daß Gott ihm um des Verdienstes und bitteren Leidens Christi willen alle seine Sünden

vergeben wolle, und Spalatin erzählt, daß er noch kurz vor seinem Ende zu den Umstehenden gesprochen: „Ihr Lieben, ich bitte Euch um Gottes willen, wo ich nur Einen irgend erzürnt hätte mit Worten und Werken, Ihr wollet mir's vergeben, auch Andre bitten, daß sie mir vergeben"; — indeß er noch gebeichtet und das heilige Abendmahl unter beiden Gestalten mit solcher Andacht genommen habe, daß alle dabei Gegenwärtigen zu Thränen gerührt worden seien.

Um dieselbe Zeit trat Luther in den Stand der heil. Ehe. Die Trauung geschah in Gegenwart des Lucas Kranach und einiger andrer Freunde. Gott hat mich unversehens, schreibt er, da ich viel andre Gedanken hatte, mit der tugendsamen Jungfrau Katharina von Bora, die eine Klosterjungfrau gewesen, wunderbarlich in den Ehestand gebracht. Gott hat's also wollen haben und gemacht; oder wie sein Freund Amsdorf schreibt, er habe damit seinem Vater einen Gefallen und dem Teufel einen Verdruß thun wollen. Damals über 40 Jahre alt, lebte er noch mehr als 20 Jahre in einer glücklichen, gesegneten Ehe, und obgleich sein rascher Entschluß seinen Feinden willkommenen Grund zu allerlei neuen Verunglimpfungen gab, so bezeugt doch Melanchthon in einem seiner Briefe, wer etwa vorgebe, daß nicht Alles in wahrhaft christlicher, gottseliger Weise zugegangen, der handle als ein offenbarer Lügner und Lästerer.

Unterdessen war fast gleichzeitig mit Luther, obgleich anfangs unabhängig von ihm, Ulrich Zwingli in der Schweiz als Reformator aufgetreten. Zuerst in Glarus, dann in Einsiedeln und vom Jahre 1519 an in Zürich, hatte derselbe in Predigten und in Schriften auf Grund des göttlichen Worts das Verderben der Kirche, namentlich den Ablaßhandel

angegriffen, und troß des Widerstandes der Bischöfe und des päpstlichen Nuntius wurde das alte Gefühl schweizerischer Freiheit so mächtig aufgeregt, daß man das Joch römischer Zwingherrschaft nicht länger tragen mochte. Bald befahl der Rath in Zürich allen dortigen Predigern und Seelsorgern, das Evangelium zu predigen, menschliche Satzungen aber zu übergehen. Da der größte Theil des Volkes und der Obrigkeit über die Abschaffung der kirchlichen Mißbräuche einverstanden war, ging die Reformation in der Schweiz überhaupt viel rascher voran als bei uns; wogegen man freilich theilweise auch zu weit ging und im ersten Eifer nicht nur Ablaß und Messen, Cölibat und Fasten, Bilder- und Heiligenverehrung verwarf, sondern auch die Musik in der Kirche, Orgelspiel und Glockengeläute abstellen zu müssen meinte, wie denn noch immer bei dem schweizerisch-reformirten Gottesdienst in größeren Stadtgemeinden wohl sehr schön 4stimmig gesungen wird, aber stets ohne Begleitung der Orgel, auch die Einrichtung und innere Ausstattung der Kirchen fast zu einfach erscheint.

Im Zusammenhang hiermit, da sich nach einer Seite hin auch die Sacramente, namentlich das h. Abendmahl unter dem Gesichtspunkt kirchlicher Gebräuche und Ceremonien betrachten ließen, geriethen die Schweizer eben auch in dieser Beziehung in den äußersten Gegensatz zu dem Cultus und der Lehre der römischen Kirche. Verwarf nun zwar auch Luther das katholische Dogma vom Abendmahl als ein Opfer, in welchem der Priester den Leib Christi als ein unblutiges Opfer immer wieder Gott darbringe, sowie die vom Papst Innocenz III. proclamirte Verwandlungslehre, welcher zufolge vom Brod

und Wein im Abendmahl nach der Consecration blos die Gestalt und Figur übrig bleibt, die Substanz aber magischer Weise zum Leibe und Blute Christi wird, so behauptete Luther doch nicht minder die wesentliche Gegenwart Christi im Abendmahl, festhaltend an den Worten der Einsetzung: „das ist mein Leib, das ist mein Blut.“ — Wenn Zwingli dagegen die Worte uneigentlich verstand, sodaß Brod und Wein nur sinnlich wahrnehmbare Zeichen und Pfänder des für uns geopferten Leibes und Blutes Christi seien, so kam es darüber zu einem heftigen Streit und in Folge davon zu einer traurigen Spaltung innerhalb der evangelischen Kirche, welche die Gemüther derer, die sonst auf einem und demselbigen Grunde standen, gegen einander erbitterte, in gehässiger Art entzweite, und die sich erst nach Jahrhunderten wieder ausgleichen sollte.

Kehren wir jetzt zu unsrer eigentlichen Geschichte zurück, so finden wir nach dem Tode Friedrichs des Weisen im Jahre 1525 dessen jüngeren Bruder, Johann den Beständigen, als nunmehrigen Churfürsten von Sachsen. Noch entschiedener und mit noch größerem Eifer nahm sich dieser der Sache des Evangeliums an, ebenso der Churprinz Johann Friedrich von Sachsen. Und als dann auch der Landgraf Philipp zu Hessen, der schon in Worms zu Luther aufgesehen, weiterhin Luthers und Melanchthons Schriften sammt der verdeutschten Bibel fleißig gelesen hatte, sich so mächtig zu der reinen evangelischen Lehre hingezogen fühlte, daß er bei einer Zusammenkunft mit den Sächsischen Fürsten erklärte, ehe wolle er Leib und Gut, Land und Alles verlieren, als von Gottes Wort abfallen, da mochte Luthern wohl das Herz höher schlagen, indem er seinen Freunden schrieb: „Unsre Fürsten

bekennen das Evangelium öffentlich und hangen demselben an. Auch der Landgraf ist Christo gewonnen und sehr eifrig für das Evangelium." Letzterer griff nach eingeholtem Gutachten Melanchthons nun auch in Hessen, dessen sämmtliche Lande: Hessen-Cassel, Darmstadt, Homburg, damals Eins waren, mit sichrer und starker Hand das Werk der Reformation an, wobei ihm die Stimmung seines Volks überall entgegenkam. Auf den 31. October 1526 beschied er sämmtliche Geistliche zu einer Generalsynode nach Homburg, wohin er auch alle römisch Gesinnten aus Stiftern und Klöstern berief, um durch ein öffentliches Religionsgespräch in seiner Gegenwart über den in seinem Lande herrschenden Glauben entscheiden zu lassen. Als Wortführer des evangelischen Glaubens war ihm ein vormaliger Franziskaner empfohlen, Franz Lámbert aus Avignon, ein ebenso frommer als gelehrter Mann, der in Wittenberg ein treuer Anhänger und Bekenner der reinen Lehre geworden. Bei der Disputation über die von ihm aufgestellten Thesen traten nur zwei mit schwachen Gründen für die bisherige Kirchenlehre auf, und erst als dieselbe Niemand mehr vertheidigen wollte und konnte, hieß der Landgraf Mönche und Nonnen ihre Klöster verlassen, sorgte für die Besetzung sämmtlicher Pfarren mit tüchtigen Geistlichen und verwandte die Einkünfte der Klöster auf vier von ihm errichtete Hospitäler und auf die im Jahre 1527 von ihm gestiftete Universität Marburg, an welcher er Lambert zum Professor der Theologie ernannte.

Auch in Preußen fand zu der Zeit das Evangelium einen neuen, gesegneten Wirkungskreis. Für den deutschen Orden, der das Land bisher besessen, hatte die frühere Bestimmung, gegen die Ungläubigen zu streiten, schon seit Jahr-

hunderten aufgehört. Vielfach bedrängt von Polen, ohne Beistand von Kaiser und Reich, fand sich der damalige Großdeutschmeister, Markgraf Albrecht von Brandenburg, im Jahre 1525 bewogen, wie ihm auch Luther gerathen, das Ordensland weltlich zu machen und von der Krone Polen zu Lehen zu tragen; gleichwie er sich noch in demselben Jahre als Herzog von Preußen mit der Prinzessin Dorothea von Dänemark vermählte, indeß ihm auch der Bischof von Samland, schon länger dem evangelischen Glauben zugethan, seine bischöfliche Jurisdiction und weltliche Herrschaft übergab, in Uebereinstimmung mit dem Volke und für sich auch überzeugt, daß christliche Bischöfe nicht berufen seien, als weltliche Fürsten zu herrschen. Das Haus Preußen, gleichsam auf den Grund des evangelischen Glaubens gebaut, nahm dann von einer Zeit zur andern an Glanz und Größe zu, bis es zur Königswürde gelangt, zum Rang der europäischen Großmächte emporgestiegen ist, und der König mit Recht noch heute als der Schirmherr des evangelischen Glaubens und als der Hort der Protestantischen Kirche in Deutschland betrachtet wird.

Bei dem Allem blieb das Wormser Edict noch immer als ein Schreckbild im Hintergrund, und als Kaiser Carl V. im Jahre 1525 von Toledo aus die deutschen Fürsten und Stände zum Reichstag nach Augsburg beschied, geschah dieß in der ausgesprochenen Absicht, nicht nur ihre Hülfe gegen die Türken in Anspruch zu nehmen, sondern auch wegen Vollziehung des Wormser Edicts und Ausrottung der lutherischen Ketzerei zu handeln. Als jedoch der Churfürst von Sachsen, der Landgraf von Hessen, Churpfalz und andre gemäßigt denkende Stände widerstrebten, indem sie erklärten, die gött-

liche Wahrheit lasse sich nicht so mit Gewalt aus den Gemüthern reißen, und Sachen, die der Seele Heil beträfen, solle man nicht also handeln, daß das gegenwärtige Uebel größer werde, wurde der Tag in Augsburg auf den Vergleich hin geschlossen, die Sache vorläufig auf sich beruhen zu lassen bis zu einer neuen Reichsversammlung im folgenden Jahre zu Speier. Aber auch hier wurde nicht viel geschafft, obgleich man bei den Berathungen oft hart an einander kam, bis endlich der nicht ungünstige Reichs-Receß erfolgte, daß der Kaiser selbst nach Deutschland kommen, auch die Berufung eines Concils bewirken wolle; bis dahin sollten sich die Stände hinsichtlich des Wormser Edicts so gegen ihre Unterthanen verhalten, wie sie es gegen Gott und den Kaiser verantworten könnten.

Unterdessen war Luther mit Fleiß darauf bedacht, das Werk der Reformation innerlich weiter auszubilden und besonders die Ordnung des aus den alten Fugen gewichenen öffentlichen Gottesdienstes neu festzustellen, ohne daß jedoch, wie er in dem Buche von der deutschen Messe erklärt, aus seiner Ordnung ein bindendes Gesetz gemacht, oder Jemands Gewissen damit verstrickt werden solle. Denn die Ordnungen, schreibt er, sollen zur Förderung des Glaubens und der Liebe dienen; wenn sie das nicht mehr thun oder in Mißbrauch gerathen, dann sind sie schon todt und gelten nichts mehr. Nicht minder war er darauf bedacht, den Gottesdienst in geeigneter Art zu verschönern, besonders durch heilige Bilder und durch Musik und Gesang, wie er im Vorwort zur Ausgabe der theils von ihm verdeutschten, theils selbst verfaßten Kirchenlieder sagte: „Ich nicht der Meinung bin, daß durch's Evangelium sollten alle Künste zu Boden geschlagen werden

und vergehen, wie etliche Abergeistliche vorgeben, sondern ich wollte alle Künste, sonderlich die Musika, gern sehen im Dienste dessen, der sie gegeben und geschaffen hat." Wie er mit der Verachtung der Künste gewiß auf Zwingli deutet, so entbrannte der gegen diesen schon früher geführte Streit über das Abendmahl um diese Zeit noch heftiger als zuvor. Die Schrift Luthers vom Jahr 1527: Daß die Worte Christi: „dieß ist mein Leib" noch feste stehen, wider die Schwärmgeister — übertraf fast alle seine übrigen Schriften an Eifer und Ungestüm; und da auch Zwingli nicht ohne Bitterkeit antwortete, so kam man immer weiter aus einander. Dazwischen fiel eine schwere Krankheit Luthers, die ihn schier zu verzehren drohte, aber auch eine sanftere, versöhnlichere Stimmung herbeiführte. Eines Tages, als er sein Ende nahe glaubte, betete er inbrünstig: „O du lieber Gott, wie gern hätte ich mein Blut vergossen um deines Wortes willen, das weißt du, doch ich bin's wohl nicht werth; dein Wille geschehe." Dann wandte er sich zu seiner Ehefrau: „Meine allerliebste Käthe, ich bitte Dich, will mich Gott dießmal zu sich nehmen, daß Du Dich in seinen heiligen Willen ergebest;" darnach zu Dr. Bugenhagen, (welchem wir die Erzählung davon verdanken) „Ich wollte noch geschrieben haben wider Zwingli und Andre, so die Lehre vom Sacrament verkehren, aber Gott will es vielleicht nicht haben; sein Wille geschehe. Wenn ich Einigen scheine, mit Worten zu frei und hart gewesen zu sein, so reut es mich nicht. Ich habe ja Niemanden Arges gegönnt, das weiß Gott." Ein anderes Mal fragte er nach seinem kleinen Sohne: „Wo ist denn mein allerliebstes Hänschen?" Als das Kind gebracht wurde, lachte es den Vater an. Da sprach er: O Du gutes, armes

Kindlein! Nun ich befehle Dich und Deine Mutter dem treuen Gott. Ihr habt nichts; Gott aber, der ein Vater der Wittwen und Waisen ist, wird Euch wohl ernähren und versorgen. Er wies dann auf die zwei silbernen Becher hin, welche er früherhin zum Geschenk bekommen, und sprach: die ausgenommen, weißt Du, daß wir nichts anders haben, worauf er Weib und Kind abermals Gott befahl. Ueber diese und andre Reden, erzählt ein Augenzeuge, war die Doctorin hoch erschrocken und betrübt, ließ es sich jedoch nicht merken, stellte sich so getrost und sprach: Mein liebster Herr Doctor, wollt Euch meinethalben nicht bekümmern. Ist's Gottes Wille, so will ich Euch bei unserm Gott lieber als bei mir wissen. Es ist nicht allein um mich und unser Kind zu thun, sondern um viele fromme christliche Leute, die Eurer noch bedürfen. Ich befehle Euch Gott und hoffe und vertraue, er werde Euch gnädiglich erhalten. — Luther genas. Mehr aber als eigenes Leid betrübte ihn die Verfolgung, welche sich auf's Neue hier und dort über die evangelisch Gesinnten erhoben. So ließ des Kaisers Bruder, Erzherzog Ferdinand, im Jahre 1527 ein schreckliches Mandat ausgehen wider die lutherischen Ketzer, wonach Alle, welche die Messe oder heilige Oelung änderten oder abstellten, oder im Nachtmahl Brod und Wein nähmen, oder Anderes dergleichen, mit Gefängniß, mit Verbannung oder sonst nach Gelegenheit und nach der Größe ihres Frevels ohne Gnade an Leib und Leben und mit dem Feuer gestraft werden sollten. So geschah es, daß ein Prediger in Halle, dessen einziges Verbrechen war, das Abendmahl unter beiden Gestalten gespendet zu haben, von gedungenen Mördern heimlich überfallen und erstochen wurde, während Leonhard Kaiser, Vicar eines Passauer Domherrn, wegen seiner An-

hänglichkeit an die reine evangelische Lehre in's Gefängniß gelegt, zum Tode verurtheilt und auf Befehl des Herzogs von Baiern öffentlich am 16. August 1527 lebendig verbrannt wurde. Desgleichen wurden im selbigen Jahre Georg Carpentarius in München und im folgenden Jahre Peter Flysteden und Adolf Klarenbach zu Cöln als Ketzer durch's Feuer hingerichtet. Harte Verfolgung erlitten von Herzog Georg in Sachsen die Herrn von Einsiedel, gleichwie am Rhein viele der Ketzerei verdächtige Priester heimlich ertränkt und nachher todt gefunden worden sein sollen.

Gehen wir nun von diesen Greueln des Fanatismus für einige Augenblicke noch zu einem erfreulichen Vorkommniß über. Es war dieß die General-Kirchenvisitation, welche im Jahre 1528 in den verschiedenen Kreisen Chursachsens auf Luthers Betrieb stattfand im Zusammenhang mit einer von Melanchthon entworfenen vortrefflichen Kirchen- und Schulordnung. Nach der den Visitatoren, zu welchen auch Luther und Melanchthon sammt mehreren ausgezeichneten Laien gehörten, von den theologischen Räthen des Churfürsten ertheilten Instruction sollte auf die Lehre wie auf den Wandel der Geistlichen das Augenmerk gerichtet, alle aber ermahnt werden, das Wort Gottes, wie es bisher in Churfürstlichen Landen gelehrt worden, in Einfalt vorzutragen. Schon waren, um nur eines Landes zu gedenken, im Altenburgischen von 100 Predigern kaum noch 4 bei der römischen Messe geblieben. Als in Salfeld die Franziskaner widerstrebten, wurden sie nicht weiter beunruhigt, sondern, wie es in der Instruction vorgesehen war, Gott befohlen. Gekrönt aber wurde das Werk der Kirchenvisitation, die bis zum Jahre 1529 dauerte, durch Luthers kleinen und großen Katechismus, welche beide

in diesem Jahre erschienen. In beiden ist der wesentliche Inhalt evangelischer Lehre auf's Trefflichste dargelegt, und hat zumal der kleine mit seinen naiven Fragen: „Was ist das?" und den darauf folgenden reichhaltigen, klaren, herzansprechenden Antworten sowohl für die damaligen als die nachherigen Zeiten kaum seines Gleichen, weshalb derselbe auch noch fortwährend in vielen evangelischen Volksschulen gebraucht wird und theils von neuem wieder eingeführt ist. „Diesen Katechismum — sagt Luther in der Vorrede — in solcher kleinen, schlichten, einfältigen Form zu stellen, hat mich gezwungen und gedrungen die klägliche Noth, so ich neulich erfahren, da ich auch ein Visitator war. Hilf, lieber Gott! wie manchen Jammer hab' ich gesehen, daß der gemeine Mann doch so gar nichts weiß von der christlichen Lehre, sonderlich auf den Dörfern, und leider viele Pfarrherren fast ungeschickt und untüchtig sind, zu lehren. Und sollen doch alle Christen heißen, getauft sein und des heiligen Sacraments genießen, können weder Vater Unser, noch den Glauben oder die 10 Gebote, oder einiges Wort Gottes, leben dahin wie das liebe Vieh und unvernünftige Säue. O Ihr Bischöfe, was wollt Ihr doch Christo antworten, daß Ihr das Volk so schändlich habt lassen hingehen, Euch selbst geweidet reichlich, aber nicht die Heerde, und Euer Amt nicht einen Augenblick je bewiesen." Nachdem er dann die Prediger und Pfarrer ermahnt, „wollet Eures Amtes Euch von Herzen annehmen und uns helfen, den Katechismum in die Leute, sonderlich in das junge Volk zu bringen," dringt er auch bei den Eltern darauf, die Jugend mit Ernst zum Katechismum zu halten, und daß jeder Hausvater mindestens wöchentlich ein Mal seine Leute nach der Reihe frage, was sie davon wissen. „Denn ich

gedenke noch wohl der Zeit — sagte er — ja es begibt sich noch täglich, daß man grobe alte, betagte Leute findet, die hiervon gar nichts gewußt haben oder noch wissen."

Während Solches nun in Sachsen geschah, machte auch anderwärts das Evangelium fröhliche Fortschritte, so in Franken durch Markgraf Georg von Ansbach und Baireuth und die ihm gleichgesinnten Landstände, desgleichen im Herzogthum Braunschweig und in den Städten Goslar, Göttingen, Hamburg, Ulm, Straßburg und anderen. Obwohl die Bischöfe hier und da noch mit Gewalt und Machtsprüchen eingreifen wollten, so machte sich doch, eben auch unter Druck und Widerstand, der frei gewordene Geist unsers Volkes mehr und mehr Luft. Namentlich erhebend und herzerfreuend ist dabei der Gedanke, daß das Licht evangelischer Wahrheit und das Princip christlicher Freiheit, wie es damals über geistige Finsterniß und über knechtische Bevormundung des Glaubens und Gewissens triumphirte, im Ganzen und Großen die seitdem verflossenen Jahrhunderte hindurch den Sieg behalten und eines gesegneten Einflusses auf allen Lebensgebieten bis zu diesem Tage nicht ermangelt hat.

Achte Vorlesung.

Fortsetzung.

Die Reformation bis 1530.

Verehrte Anwesende!

Als der Kaiser Carl V. nach Beendigung seines Krieges in Italien und gegen Franz I. von Frankreich die deutsche Religionssache wieder vorzunehmen gedachte und zum Jahr 1529 einen neuen Reichstag nach Speier ausschrieb, erklärte er, als das oberste Haupt der Christenheit die Verachtung seines Befehls nicht länger dulden zu wollen, indem er zugleich alle Neuerungen in Religionssachen verbot und den früheren günstigen Reichsabschied mit unerhörter Willkühr ohne Weiteres förmlich wieder aufhob. — Auf dem Reichstage selbst aber verrieth sich mehr als je der Geist des Hasses, der Rache und der feindseligen Absicht, die Evangelischen zu verderben. Ein ständischer Ausschuß für die Religionsangelegenheiten wurde ernannt und so constituirt, daß auf die Seite der Römischkatholischen ein entschiedenes Uebergewicht kommen mußte. So erfolgte deun auch ein Beschluß, wonach es bei dem Wormser Edict verbleiben, also die Fürsten Luther sammt allen Anhängern der evangelischen Lehre als Ketzer

des Bannes und der Acht für schuldig halten, auch sich aller Neuerungen enthalten sollten. Diejenigen aber, welche die neue Lehre angenommen, sollten mit ihren Neuerungen nicht fortfahren und die Abhaltung eines allgemeinen Concils abwarten. Insbesondere sollte das Amt der Messe nicht weiter abgethan, auch Alles, was der römischen Lehre vom Meßopfer zuwiderlaufe, bei den Ständen deutscher Nation nicht angenommen, noch öffentlich zu predigen gestattet werden.

Sofort erklärten dagegen die evangelischen Stände mündlich und in einer eignen Schrift: diese Sache, da sie Gottes Ehre und der Seelen Heil betreffe, lasse sich nicht so durch Stimmenmehrheit abmachen. Die Ursache des entstandenen Religionsstreites wollten sie dem Gericht des allwissenden Gottes anheimgestellt sein lassen; da indeß zur Ausgleichung desselben seither von beiden Seiten ein gemein, frei, christlich Concil für das beste Mittel erachtet sei, so könne man ihnen nicht zumuthen, ihre Lehre, die sie bis jetzt für christlich gehalten, ohne Weiteres abzuschaffen, und eben damit dieselbe wider ihr Gewissen zu verdammen, ebensowenig wie sie es vor Gott verantworten könnten, ihre Unterthanen von der göttlichen Wahrheit abzubringen und an das Wormser Edict zu binden. — Statt Antwort wurde ihnen durch ein Decret alles fernere Gehör versagt, der Beschluß des Ausschusses für bindend erklärt und den Beschwerdeführern kurz aufgegeben, sich der Majorität anzuschließen; — worauf der Erzherzog König Ferdinand sammt den kaiserlichen Gesandten und Commissarien alsbald abreiste. Rasch übergaben nun die evangelischen Fürsten den noch versammelten Ständen eine Protestation, worin sie wiederholt feierlich erklärten, zwar Niemand zum Glauben zwingen, ebensowenig aber wider

ihr Gewissen die rechte Lehre verwerfen zu wollen. Wollten sie Christum und sein heiliges Wort verläugnen, so würden sie ihm, ihrem Herrn und Heiland, Ursache geben, sie wieder zu verläugnen vor seinem himmlischen Vater. Da es noch streitig, ob die römische Kirche die rechte, heilige, christliche Kirche, und die von ihr angenommene und approbirte Lehre die rechte sei, so erkennten sie sammt ihren Predigern es für das Gewisseste, bei Gottes Wort zu bleiben und Schrift durch Schrift zu erklären, wobei sie auch mit Gottes Gnade und Hülfe zu verharren gedächten. Im Uebrigen wollten sie sich nach dem vorigen Reichsabschied verhalten, aber hiermit öffentlich protestiren vor Gott und allen Menschen, daß sie in alle Handlungen und Abschiede wider Gott und sein heilig Wort, wider ihrer Seelen Heil und gut Gewissen, oder wider den vorigen Speierschen Reichsabschied nicht willigten, sondern sie für nichtig und ungültig hielten. Es unterschrieben die Protestation Churfürst Johann von Sachsen, Markgraf Georg von Brandenburg, Herzog Ernst und Franz von Braunschweig-Lüneburg, Landgraf Philipp von Hessen, Fürst Wolfgang von Anhalt und 14 Reichsstädte. Bald darnach ließen sie dieselbe publiciren und stellten noch vor ihrer Abreise von Speier durch ihre Minister eine förmliche Appellation aus an den Kaiser, an das demnächstige freie, allgemeine christliche Concil (welches freilich nie zu Stande gekommen ist) und an einen jeden dieser Sache bequemen unparteiischen, Richter während sie für sich und ihre Unterthanen frei und offen vor Gott und der ganzen christlichen Welt bezeugten, daß ihr Gemüth nicht anders stehe, als allein die Ehre Gottes, seines heil. Worts und ihre und aller Menschen Seligkeit zu suchen.

Bewunderungswürdig erscheint uns heute noch die Kraft und Standhaftigkeit, welche man auf dem Reichstag evangelischerseits den Umtrieben der römisch-katholischen Partei im Reich entgegensetzte. Der Churprinz Johann Friedrich schrieb an seinen Vater: „Habe mit besonderer Freude vernommen, daß der allmächtige Gott Ew. Gnaden und andern Fürsten und Ständen die Gnade verliehen, durch übergebene Schrift Gott und sein göttlich Wort vor Männiglich frei und ungescheut bekannt zu haben, und daß Ew. Gnaden sammt den Andern sich haben vernehmen lassen, dabei zu bleiben und sich durch Menschenwerk nicht davon abführen zu lassen."

Von diesem Reichstage des Jahres 1529 in Speier datirt sich dann auch der Name, den die Evangelischen von da an immer allgemeiner erhielten und den sie sich auch selbst beilegten — Protestanten. Wie dieser Name demnach eine historische Bedeutung hat, ebensowenig ermangelt er der inneren Berechtigung auf dem Gebiete des Glaubens und des Gewissens für die damalige Zeit wie für alle Zeiten. Wohl hat man gegnerischerseits oft und bis auf unsere Tage hin den Namen so gedeutet, als ob wir Evangelische oder wie man uns sonst auch nennt, Akatholische — alles festen, positiven Glaubens und Glaubensgrundes baar und ledig wären, nur Opposition machten gegen das Bestehende, Althergebrachte und durch's Alter Geheiligte, also daß wir nichts hätten und nichts wüßten als zu protestiren, zu negiren, zu verneinen." Nun wissen wir allerdings von keinem andern Grunde und wollen von keinem andern wissen, als dem, der einmal gelegt ist, und außer welchem Niemand einen andern legen kann — Jesus Christus, gestern und heute und derselbige auch in Ewigkeit, von keinem andern Grunde, auf dem wir bauen

und uns erbauen, als das lautere, ewige Gotteswort, verfaßt in den Schriften der Propheten und Apostel, der ersten und ältesten Zeugen Christi und seines Evangeliums. So protestiren wir allerdings von dieser Position aus und machen Opposition, wo es den religiösen Glauben und das Gewissen angeht, gegen Alles, was sich als Menschenlehre und Menschengebot mit angemaßter göttlicher Autorität geltend machen will, ob es immerhin von noch so großer Majorität als altkirchliche Satzung devot angenommen oder als neuer Glaubensartikel feierlich proclamirt werde. — Nicht minder, ja nur um so viel mehr halten wir uns jedoch auch vollberechtigt, uns Evangelische zu nennen, und thun wir dieß um so lieber, als damit die früheren an verhängnißvollen Zwiespalt erinnernden Sondernamen: Lutherische und Reformirte hoffentlich immer mehr antiquirt werden, — wie sie in der unirten Kirche schon abolirt sind; während überdieß die Benennung „Evangelische" nicht nur das Wesen unsrer Glaubensgemeinschaft tiefer und gründlicher charakterisirt, sondern uns auch über den Gegensatz sämmtlicher verschiedenen Confessionen erhebt, indem wir als Glieder der allgemeinen christlichen Kirche im Geiste mit allen Christgläubigen und evangelisch Gesinnten unter dem einigen unsichtbaren Haupte seiner großen Gemeinde uns verbunden wissen. Eben in diesem universal christlichen Sinne nannte man auch bis in's 17. Jahrhundert hinein die Widersacher des evangelisch-protestantischen Glaubens nicht Katholiken, sondern Papisten oder Römische, als solche, die sich von der ursprünglichen, der wahren, Einen und Allgemeinen Kirche abgesondert haben, gleichwie man auch jetzt unterscheidend von Ultramontanen oder von Jesuiten und jesuitisch Gesinnten redet, gegen deren hierarchische,

propagandistische, anti-evangelische, reactionäre, verdammungs- und verfolgungssüchtige Grundsätze und Tendenzen zu protestiren wir nimmer aufgeben können oder dürfen.

Was nun den weiteren Verlauf unserer Geschichte betrifft, so hatten die evangelischen Fürsten und Stände nicht gesäumt, ihre Protestation durch eine besondere Gesandtschaft Kaiser Carl (damals in Piacenza) überreichen zu lassen mit der wiederholten Erklärung, in allem Uebrigen gern consentiren zu wollen, diese einige Glaubens- und Gewissenssache ausgenommen, die nicht durch Mehrheit der Stimmen entschieden werden könne. Nach langem Warten endlich zur kaiserlichen Audienz gelassen, wurden die Gesandten dahin beschieden, daß die Protestirenden sich dem einmal von der Mehrheit gefaßten Beschlusse zu bequemen hätten; auf eine dagegen eingelegte Appellation aber setzte man sie gefangen, um sie dann nach einigen Wochen in Ungnaden zu beurlauben. Für den Fall eines ungünstigen Bescheids hatten inzwischen die evangelischen Stände schon wegen Abschlusses eines Schutz- und Trutzbündnisses berathschlagt, während Luther nicht nur vor aller Einmischung irdischer Gewalt in die Religionsangelegenheiten einen unüberwindlichen Abscheu hatte und sich einzig auf Gott verlassen wollte, sondern auch, was ihm im Dogma vom heiligen Abendmahl Glaubens- und Gewissenssache war, immer auf's Neue schneidend scharf betonte. Auch der Churfürst von Sachsen und Andere fühlten sich durch die betreffende Differenz gebunden, und wenngleich der Landgraf von Hessen die vorhandene Mißhelligkeit nimmer bedeutend genug fand, um sich nicht gegen den gemeinsamen Feind brüderlich zu vereinigen, so trat doch den Uebrigen immer wieder wie ein Schreckgespenst die Furcht entgegen, ob man sich guten

Gewissens mit denen, die über das Abendmahl zwinglisch lehrten, in ein Bündniß einlassen könne. — Bei dem Allem wurde ein Angriff von Seiten des Kaisers immer drohender. Hatte derselbe wohl 2 Jahre früher Rom mit Sturm erobert und den Papst wegen schnöder Treulosigkeit 7 Monate lang in der Engelsburg gefangen gehalten, so entsprach es doch jetzt seiner Politik, mit demselben Papst Clemens VII. ein Bündniß zu schließen darauf, daß er, der Kaiser, sammt seinem Bruder, dem Erzherzog Ferdinand, die Ketzer in Deutschland unter den Gehorsam des römischen Stuhls zurückbringen wolle. Der Landgraf von Hessen, der zu seinem größten Verdruß den innern Zwiespalt unter den Evangelischen sich immer weiter verbreiten sah und alle traurigen Folgen desselben im voraus überschaute, bemühte sich nun, im Interesse einer standhaften Gegenwehr im Falle der Noth und des Angriffs zunächst wo möglich eine Vereinigung in der Lehre zu stiften. Eben dazu veranstaltete er noch im Herbst des Jahres ein Gespräch der vornehmsten Gottesgelehrten von beiden Parteien in Marburg. Er hatte den Muth, das letzte Mittel einer Annäherung und Versöhnung der streitenden Theile noch zu versuchen, wiewohl in den letzten Jahren der Ton der Bitterkeit in den beiderseitigen Streitschriften auf's Aeußerste gestiegen war. Luther antwortete auf die an ihn ergangene Einladung: „Ew. fürstl. Gnaden gnädiges Begehren, mich nach Marburg zu begeben des Zwiespalts halben vom Sacrament, ob Gott wollt' Fried und Einigkeit geben, hab' ich unterthäniglich vernommen. Wenngleich ich schlechte Hoffnung hab' zu solchem Frieden, so ist doch Ew. fürstlichen Gnaden Fleiß und Sorge hierinnen hoch zu loben, und ich für mich willig bin, solchen Dienst mit allem Fleiß zu beweisen.

Bin auch nicht weniger zu Fried und Einigkeit geneigt, denn die Andern. Soviel aber ist gewiß, wo sie nicht etwas von ihrer Meinung weichen, so scheiden wir von einander ohne Frucht, weil ich so ganz für mich gewiß bin, daß sie irren."

Auch Zwingli kam ungern, und Melanchthon zweifelte an einem erwünschten Erfolg. Doch kam man am 1. October 1529 in Marburg zusammen; mit Zwingli Oekolampad, Professor der Theologie in Basel, und 2 Straßburger Theologen, mit Luther Melanchthon, Justus Jonas und einige Andere. — Nach einer Privatunterredung zwischen den Einzelnen fand am folgenden Tage das Gespräch mehr öffentlich statt in Gegenwart des Landgrafen und seiner ersten Räthe, auch mehrerer Privatpersonen und Gottesgelehrten von beiden Parteien. Man einigte sich in Allem, außer im Artikel vom Abendmahl. Luther hielt sich streng an den Buchstaben der Worte: „Das ist mein Leib", — die er auch vor sich hin auf den Tisch geschrieben, um sie unabläßig vor Augen zu haben. Vergebens bat Zwingli mit Thränen, daß man sich ungeachtet dieser einzigen Verschiedenheit als Brüder erkenne. Doch gab man sich darauf wenigstens die Hand des Friedens, daß die harten Schriften und Worte fortan unterbleiben, und jeder seine Lehre ohne Schelten treiben solle, wenngleich nicht ohne Verantwortung und Widerlegung. In 14 Lehrpunkten wurde dasjenige, worüber man sich verglichen, zusammengefaßt, und der Aufsatz mit den Worten geschlossen: „Wiewohl wir uns, ob der wahre Leib und Blut Christi leiblich im Brod und Wein sei, dieser Zeit nicht verglichen haben, so soll doch ein Theil gegen den andern christliche Liebe, sofern jedes Gewissen immer leiden kann, erzeigen, und beide Theile Gott den

Allmächtigen fleißig bitten, daß er uns durch seinen Geist im rechten Verstand bestätigen wolle.“ Immer dringender erschien indeß die Nothwendigkeit des Zusammenhaltens der Evangelischen, je klarer die Gefahr, in der sie schwebten, hervortrat. „Der Sache ist, ob Gott will, wohl Rath zu finden, schrieb der Landgraf an den Churfürsten, so wir nur bei einander halten.“ Die Gottesgelehrten erhoben aber immer wieder Einsprache, wie unter Andern Luther in dem vom Churfürsten geforderten Bedenken schrieb: Wir möchten lieber zehnmal todt sein, denn solch Gewissen haben, daß unser Evangelium sollte eine Ursach gewesen sein einiges Bluts oder Schadens. Daß Ew. churf. Gnaden darüber muß in der Gefahr sein, schadet nicht. Unser Herr Christus ist mächtig genug, kann wohl Mittel und Wege finden, solche Gefahr zu wenden. — Es muß ja Christi Kreuz getragen sein. Die Welt will's nicht tragen, sondern auflegen; so müssen's freilich wir Christen tragen, auf daß es nicht ledig daliege und nichts sei. — Ew. churf. Gnaden haben bisher redlich daran getragen. Noch hat Gott gnädiglich wieder ausgeholfen, Trost und festen Muth gegeben und wunderbarlich alle bösen Tücken und Stricke des Feindes aufgedeckt, zerrissen und zu Schanden gemacht. Er wird's auch ferner nicht böse machen, so wir glauben und beten.“ — Die meisten der weltlichen Fürsten und Herren dagegen behaupteten, daß man zwar den Kaiser als den natürlichen Herrn der Protestanten anerkenne, wo derselbe aber über ihren Glauben, Seele und Gewissen herrschen wolle, gehe er zu weit und greife Gott in sein Regiment, in welchem Falle kein Mensch schuldig sei, weder dem Kaiser noch sonst einer Obrigkeit zu gehorchen. —

Bei so getheilten Ansichten blieb denn auch eine Zusam-

menkunft in Schmalkalden, gleichwie eine frühere in Rodach und eine spätere in Nürnberg ohne nennenswerthen Erfolg, und vorläufig legte man alle Verhandlungen um so mehr bei Seite, als es immer bestimmter verlautete, daß der Kaiser bald nach Deutschland komme, und ein neuer Reichstag bevorstehe. — Zu letzterem erschien auch bald das kaiserliche Ausschreiben und zwar in auffallend gelinder Fassung. „Kaiserliche Majestät, hieß es, habe einen Reichstag in Augsburg angesetzt, nicht nur wegen Besorgung der Hülfe wider die Türken, sondern auch um die Zwietracht, im heiligen Glauben entstanden, beizulegen, eines Jeglichen Gutbedünken und Opinion in Liebe und Gütlichkeit zu hören und Alles, so zu beiden Theilen nicht recht sei ausgelegt oder gehandelt, abzuthun." Da also auch über die Lehre gehandelt werden sollte wie auf einem National-Concil, so hielten es die evangelischen Fürsten für nöthig, diejenigen Artikel, welche bisher streitig gewesen und die Grundlehren des evangelischen Glaubens ausmachten, zusammenzufassen, um sie dem Kaiser vorzulegen. Der Churfürst von Sachsen beauftragte damit Luther, Melanchthon, Justus Jonas und Bugenhagen, welche mit Zugrundlegung der schon früher von Luther aufgestellten 17 Schwabacher Artikel ihre Arbeit dem Churfürsten in Torgau übergaben. U n t e r M e l a n c h t h o n s H ä n d e n e n t s t a n d h i e r a u s n a c h h e r d i e A u g s b u r g e r C o n f e s s i o n o d e r G l a u b e n s b e k e n n t n i ß. Rechtzeitig im Frühjahr 1530 machte sich der Churfürst auf, in seinem Gefolge der Churprinz Johann Friedrich, Herzog Franz von Lüneburg, Fürst Wolfgang von Anhalt, 7 Ritter und 70 vom Adel, von gelehrten Räthen die beiden Kanzler Dr. Brück und Dr. Baier, von Geistlichen der Hofprediger Spalatin, Dr. Jonas, Melanchthon und Luther. Letzterer predigte auf

der Reise in der Charwoche zu Weimar, wo der Churfürst, der Churprinz und andere Fürsten und Grafen das heilige Abendmahl nach Christi Einsetzung empfingen. Zu Ostern predigte Luther in Coburg; hier aber auf der Coburger Feste ließ ihn der Churfürst in der Stille zurück, weil er von dem Wormser Edict her noch in des Kaisers Bann und Acht war. Bald kamen auch der Landgraf mit 120 zu Roß, Churfürst Joachim von Brandenburg, Herzog Wilhelm von Baiern und viele andere Fürsten, sämmtlich mit stattlichem Gefolge. Der Churfürst von Sachsen und der Landgraf hatten auch ihre Prediger mitgebracht, die auf Vieler Bitten öffentlich auftraten, wogegen die römisch Gesinnten ein Verbot des Kaisers, der noch zu Insbruck verweilte, zu erwirken suchten. Der Kaiser sandte darauf den Grafen von Nassau und Nuenar, seinen Minister, (beide dem Evangelio nicht abhold, welchem sie später auch öffentlich beitraten) mit der Eröffnung an den Churfürsten, wie der Kaiser das Predigen eingestellt zu sehen wünsche. Der Churfürst aber, mit Recht Johann der Beständige genannt, erwiederte ebenso fest als ehrerbietig, das Verbot des Predigens laufe gegen das Gewissen, zumal bei jetzigen Zeitläuften, da Trost und Hülfe in allen Nöthen aus Gottes Wort zu holen sei. Sollte es unterbleiben, so würde man sich billig daran ärgern, da schon auf zwei Reichstagen zu Speier ohne Anstoß evangelische Predigten gehalten worden seien, und laufe es auch dem kaiserlichen Ansehen zuwider, daß also unverhört die Lehre sollte niedergelegt werden. Während nun Luther auf dem Coburger Schlosse seine Zeit mit Gebet und schriftstellerischen Arbeiten zubrachte, redigirte Melanchthon zu Augsburg die Confession, unterwarf einen Artikel nach dem andern der Beurtheilung der Stände, ihrer

Räthe und Gottesgelehrten, bis sie zuletzt der Churfürst an Luther sandte, der darauf erwiederte: „Ich habe Magister Philipps (Melanchthons) Schrift überlesen. Die gefällt mir fast (sehr) wohl, und weiß nichts daran zu bessern, noch zu ändern; würde sich auch nicht schicken, denn ich so sanft und leise nicht treten kann. Christus, unser Herr, helfe, daß sie viele und große Frucht schaffe, wie wir hoffen und bitten." Luther war zu der Zeit körperlich sehr leidend, hatte sich auch, wie er schrieb, schon ein Plätzchen in Coburg zur Grabstätte ersehen. Der Churfürst bewies ihm die herzlichste Theilnahme: „Lieber ehrwürdiger Doctor, schrieb er ihm, nehmt allda vorlieb; laßt Euch die Weile nicht lang sein. Wegen Gesundheit Eures Leibes sind wir alle hochbekümmert, bitte Gott, er wolle Euch lang erhalten um seines lieben Wortes willen; ja Euch selbst ermahnen wir, wollt Eurer Gesundheit ja wohl pflegen. Unser Arzt schickt Euch Arzneien bei diesem Boten." Luther antwortet: „Es ist fürwahr ohne Noth, daß Ew. fürstlichen Gnaden so gnädiglich an mich denken und sorgen. Denn wir sollen an Ew. churfürstlichen Gnaden denken, sorgen und bitten, wie wir denn auch wahrlich und treulich thun. Die Zeit ist mir fürwahr nicht lang. Aber Ew. Gnaden ist und muß jetzt sein an einem langweiligen Ort; da helfe unser lieber Vater im Himmel, daß Euer Herz fest und geduldig bleibe in seiner Gnade, die er uns so reichlich erzeiget." Als endlich nach langem Warten die Ankunft des Kaisers nahe bevorstand, brach noch über die Rangfolge bei der Einholung desselben ein heftiger Streit unter den Fürsten aus; eine noch größere Bewegung aber entstand über einen andern Punkt. Zufällig oder vielleicht absichtlich wollte nämlich der Kaiser gerade am Abend vor dem Frohnleichnamsfest

in Augsburg einziehen, und die Evangelischen sahen voraus, daß man von ihnen verlangen werde, der Procession mit allem in katholischen Ländern gewöhnlichen Gepränge beizuwohnen. Die Gottesgelehrten, von denen die evangelischen Stände ein Gutachten darüber forderten, erklärten sich dahin, daß man zwar das Sacrament nicht verachte, aber der Procession sich enthalten müsse, theils weil hier das Sacrament getheilt, und nur das Brod umgetragen würde, theils weil von Christo das Sacrament keineswegs dazu eingesetzt sei, daß es angebetet werde. Zur bestimmten Zeit und Stunde zogen dann sämmtliche geistliche und weltliche Churfürsten, Fürsten und Stände sowie der Rath der Stadt Augsburg in Begleitung einer glänzend gerüsteten Truppe und einiger Tausend Bürger dem Kaiser entgegen. Diesem zogen 400 Mann Garden und 1000 Mann andrer kaiserlicher Truppen voran, er allein unter einem Traghimmel reitend, Erzherzog König Ferdinand, der päpstliche Legat und andere Notabeln in seinem Gefolge. Auf etwa 50 Schritte stiegen alle Fürsten ab, desgleichen König Ferdinand und der Kaiser selbst, der Jedem sehr gnädig die Hand reichte, und erzeigten sich also Alle gegen einander (wie es im Bericht heißt) mit fröhlichen, lieblichen Gesichtern. Der Reichskanzler, Churfürst Albrecht von Mainz, hielt eine kurze Rede, welche der Churfürst von der Pfalz im Namen des Kaisers beantwortete. Als hierauf der päpstliche Legat den Segen sprach, kniete der Kaiser und alle Anwesenden nieder mit Ausnahme des Churfürsten von Sachsen und seiner Glaubensverwandten, welche stehen blieben. Der Churfürst trug dann als Erzmarschall dem Kaiser das Schwert vor, und im Geleit von 17 andern Fürsten, vielen großen Herren, Spaniern, Deutschen und

Wälschen, Edelleuten, Gesandten und kaiserlichen Hofbedienten bewegte sich der Zug bis an den Dom, wo ein Tedeum gesungen wurde, und der päpstliche Legat, indem er den Erzbischof von Salzburg gewaltsam vom Altare zurückdrängte, über den Kaiser den Segen sprach, wie ja auch der Kaiser nicht lange vorher sich zu Bologna vom Papst hatte krönen lassen, der letzte Act dieser Art in der deutschen Kaisergeschichte. Darnach im kaiserlichen Quartiere, der Burg des Bischofs von Augsburg, mußten die evangelischen Fürsten zurückbleiben, und König Ferdinand gab ihnen im Namen und in Gegenwart des Kaisers die Weisung, daß sie sowohl das Predigen einstellen, als auch folgenden Tages der Frohnleichnamsprocession beiwohnen sollten. Sie aber schlugen beides rund ab, und als Ferdinand darauf bestand, gerieth Markgraf Georg von Brandenburg, der für die Evangelischen das Wort führte, in solchen Eifer, daß er sagte: ehe ich wollte meinen Gott und sein Evangelium verleugnen, ehe wollt' ich hie vor Ew. kaiserlicher Majestät niederknieen und mir den Kopf lassen abhauen, — indem er in lebhafter Gebärde mit der Hand an seinem Hals herunterfuhr; worauf der Kaiser mit ganz gnädiger Miene in seinem Flamändisch erwiederte: „Löver Förſt, nit Kop ab, nit Kop ab!" Gleichwohl ließ der Kaiser durch einige seiner Räthe noch spät am Abend sein Begehren wiederholen. Der Churfürst aber, durch die Anstrengung des Tages unwohl geworden, schützte die nöthige Ruhe vor, bis am andern Morgen früh der Churprinz sammt den übrigen evangelischen Fürsten dem Kaiser von neuem ihre Gründe vortrugen, daß sie von Gewissens wegen das Predigen so wenig einstellen, als der Frohnleichnamsfeierlichkeit beiwohnen könnten. „Dergleichen offenbarlich mit

Gottes Wort und Christi Befehl streitende Menschensatzungen — sprach der Markgraf — sind wir so gar nicht gemeint, durch unsere Zustimmung zu stärken und einzuführen, daß wir vielmehr einmüthig ohne weiteres Bedenken uns erklären, solch ungereimte Menschenlehren seien gänzlich aus der Kirche abzuschaffen und zu vertilgen." Schließlich bat er den Kaiser, sich durch keine Lästerung verleiten und gegen ihn aufbringen zu lassen. Denn in dieser Sache, die Gott selbst betrifft, sprach er, bin ich gezwungen durch göttlich unwandelbaren Befehl, solchem Begehren zu widerstreben, und weigere ich mich nicht, im Bekenntniß der Lehre, die ich weiß, daß sie die ewig unbewegliche Wahrheit und die Stimme des Sohnes Gottes ist, alle Gefahr auch des Lebens, welche, wie ich höre, denen bevorsteht, so die reine Lehre angenommen, getrost und todesmuthig zu übernehmen."

So wurde denn am selbigen Nachmittag die Procession gehalten, ohne daß einer der evangelischen Fürsten und Stände zugegen war, auch von Augsburgern kaum 100, die dem Sacrament folgten. Wegen Einstellung des Predigens erfolgte die kaiserliche Entscheidung, daß allen Ständen ohne Unterschied verboten sein sollte, predigen zu lassen, und der Kaiser allein während des Reichstags darüber zu bestimmen habe. Also muß unser lieber Herr Gott auf diesem Reichstag stillschweigen, schrieb der Churfürst an Luther; dieser aber billigte es, daß man in einer fremden Stadt nachgegeben und dem Kaiser Gehorsam geleistet habe. Mit einer feierlichen Messe wurde alsdann der Reichstag eröffnet, welcher die Evangelischen zwar beiwohnten, aber, wie sie vorher erklärten, ohne derselben Reverenz zu thun. Die beiden im Namen des Kaisers aufgestellten Reichstagspropositionen betrafen die Hülfe

wider die Türken und die Beilegung der Religionsstreitigkeiten. Bei dem zweiten Punkte wurden in bedenklicher Weise sowohl die entstandenen Irrungen, als auch die bisherige Nichtbeachtung des Wormser Edicts bitter beklagt, obgleich das Edict zu seiner Zeit verfassungswidrig ohne Beirath und Zustimmung der Stände vom Kaiser octroyirt war. Nachdem Churfürst Johann noch am nämlichen Tage die Stände zu sich geladen und sie ermahnt hatte, sich in dieser hochwichtigen Sache Gottes und des christlichen Glaubens standhaft zu erweisen, entließ er folgenden Tags seine Räthe und Diener und blieb für sich allein in ernster, andächtiger Sammlung und Gemüthserhebung, betend, daß Gott der Sache des Evangeliums beistehe und Alles wohl hinausführe. Als nun die Protestanten beschieden wurden, sich mit ihrer Confession bereit zu halten, wurde an derselben noch mit größtem Fleiß gearbeitet, um sie in's Reine zu bringen, und nachdem der Kaiser nicht ohne Widerstreben die erbetene öffentliche Vorlesung endlich bewilligt hatte, fand solche am Sonnabend nach Johanni, den 25. Juni, wirklich statt.

Luther wandte indessen von der Feste Coburg aus seine Gedanken oft mit großem Anliegen nach Augsburg, übersetzte die Propheten und Psalmen, tröstete sich mit auserlesenen Sprüchen der Schrift und erheiterte sein Gemüth mit heiligen Gesängen, namentlich mit dem in dieser Zeit von ihm verfaßten Triumphgesang der evangelischen Kirche: „Eine feste Burg ist unser Gott.“ Auch predigte er öfter in Coburg und ging alle 14 Tage zum heil. Abendmahl. Oft hörte man ihn in seinem Gemach auf's Eifrigste beten, wie sein Famulus an Melanchthon schrieb: „Ich kann mich nicht genugsam verwundern über Luthers treffliche Beständigkeit,

Freude, Glauben und Hoffnung in dieser jämmerlichen Zeit. Solch Stück mehrt er aber täglich durch fleißige Uebung des Wortes Gottes. Es geht kein Tag vorüber, an welchem er nicht in der Frühe und am Abend auf's Wenigste 3 Stunden zum Gebet nimmt. Es ist mir einmal geglückt, daß ich ihn beten hörte. Hilf Gott! welch' ein Geist, welch' ein Glaube ist in seinen Worten! Herr, ich weiß, sprach er, daß du unser lieber Gott und Vater bist, die ganze Sache ist dein, was wir gethan haben, das haben wir thun müssen, darum magst du sie auch beschützen." Melanchthon hingegen, zwar wie Luther innerlich gebunden an die reine evangelische Lehre, war doch voller Sorgen wegen gänzlichen Zerfalls mit den römisch Gesinnten und nicht abgeneigt, falls diese nur die rechte Lehre und den wahren Gottesdienst annähmen, die bischöfliche Gewalt, ja selbst des Papstes Hoheit zu erhalten, um die Spaltung zu vermeiden. Luther war ihm darin nicht zuwider, nur traute er den Widersachern nicht und fürchtete mit Recht, es werde dann der seit mehr als 100 Jahren erseufzten Reformation der ärgste Rückschlag folgen. „Daß große Sorge in Eurem Herzen so überhand nimmt, — schrieb er an Melanchthon — ist nicht der großen Sache, sondern unseres Unglaubens Schuld. Denn eben diese Sache ist viel größer gewest zur Zeit des Joh. Huß und vieler Andern, als zu unsrer Zeit. Und ob sie gleich groß wäre, so ist der auch groß, der sie angefangen hat und führet, denn sie ist nicht unser. Was kränkt Ihr Euch denn selbst so ohne Unterlaß? Ist die Sache unrecht, so laßt sie uns widerrufen; ist sie aber recht, warum trauen wir nicht Gott und seiner Verheißung? Ich bin nicht sonderlich bekümmert; ob's aus Dummheit oder aus dem Geist herkomme, das weiß mein Herr Christus. Ich habe

eine bessere Hoffnung, denn ich gemeint hätte." Als Melanchthon im nächsten Briefe fragte, wieviel man dem Widerpart nachgeben könne, erwiederte Luther: „für meine Person ist ihm schon allzuviel nachgegeben. Ich gehe Tag und Nacht mit der Sache um, ich denke, betrachte, disputire und durchschaue die ganze Schrift. So wächst mir auch je mehr und mehr der gewisse Grund unsrer Lehre. Dazu werde ich von Tag zu Tag beherzter, daß ich mir, ob Gott will, nichts werde nehmen lassen, es gehe darüber, wie es wolle. Geschieht nicht, was wir wollen, so wird doch geschehen etwas, das besser ist. Denn wir warten auf ein ewiges Reich, wenn's gleich hie allenthalben fehlet."

So war denn endlich der 25. Juni des Jahres 1530 herbeigekommen. Nachmittags 3 Uhr begaben sich sämmtliche Churfürsten und Stände in die bischöfliche Burg, wo in des Kaisers Capelle die Vorlesung der Confession geschehen sollte. Die chursächsischen Kanzler Dr. Brück und Bayer traten mitten in den Raum, der eine das lateinische, der andere das deutsche Exemplar in der Hand. Da sie hier auf deutschem Grund und Boden wären, äußerte der Churfürst von Sachsen, so hoffe er, Ihre Majestät werde auch die deutsche Sprache erlauben. So erfolgte denn die Vorlesung, der alle Anwesenden mit gespannter Aufmerksamkeit zuhörten, und die vom Kanzler Bayer so laut und vernehmlich geschah, daß auch die im Schloßhof versammelte Menge jedes Wort verstehen konnte. Bei den mancherlei falschen Vorstellungen, welche die Feinde des evangelischen Glaubens über denselben zu verbreiten gesucht, vernahm man jetzt mit Erstaunen einen so ruhigen, wohlgeordneten, bündigen Vortrag der reinen evangelischen Lehre, einen so trefflichen Inbegriff des christlichen Glaubens,

und jeder Unbefangene mußte zugestehen; daß solches Alles dem Inhalt der heil. Schrift wie der ächten Ueberlieferung der Kirche entspreche. Nachdem die Lehre abgehandelt war, und nur noch die Mißbräuche aufgezählt wurden, lautete der Schluß folgendermaßen: „Dieses ist fast die Summa der Lehre, welche in unsern Kirchen zu rechtem christlichen Unterricht und Trost der Gewissen, auch Besserung der Gläubigen gepredigt und gelehrt ist: wie wir denn unsere eigne Seele und Gewissen ja nicht gern wollten vor Gott mit Mißbrauch göttlichen Namens oder Worts in die höchste und größte Gefahr setzen, oder auf unsere Kinder und Nachkommen eine andre Lehre, denn so dem reinen göttlichen Wort und christlicher Wahrheit gemäß, fällen und erben. So denn dieselbige in h. Schrift klar gegründet, dazu auch gemeiner christlicher, ja römischer Kirche, so viel aus der Väter Schriften zu vermerken, nicht entgegen ist, so achten wir auch, unsere Widersacher können in oben angezeigten Artikeln nicht uneinig mit uns sein. Derhalben handeln diejenigen ganz unfreundlich, geschwind und wider alle christliche Einigkeit und Liebe, so die Unsern deshalb als Ketzer abzusondern, zu verwerfen und zu meiden ihnen selbst ohne einigen beständigen Grund göttlicher Gebote oder Schrift vornehmen. Denn die Trennung und Zank ist vornehmlich über etlichen Traditionen und Mißbräuchen. So denn nun an den Hauptartikeln kein befindlicher Ungrund oder Mangel, und dieß unser Bekenntniß göttlich und christlich ist, sollten sich billig die Bischöfe, wenn schon bei uns der Tradition halber ein Mangel wäre, gelinder erzeigen; wiewohl wir verhoffen, beständig Grund und Ursach darzuthun, weshalb bei uns etliche Traditionen und Mißbräuche geändert sind.“

Nach beendeter Vorlesung wollte der Kanzler beide Exemplare der Confession dem kaiserlichen Secretär übergeben; aber der Kaiser streckte selbst die Hand darnach aus, gab die deutsche Schrift dem Churfürsten Albrecht von Mainz und behielt die lateinische für sich. Die protestantischen Stände bezeigten darauf dem Kaiser, König Ferdinand und den andern Fürsten ihren Dank für gnädiges Gehör. Ein neues Hochgefühl durchdrang und belebte sie von diesem Augenblicke an. Mehr als je zuvor wußten sie sich durch das Band eines gemeinsamen Glaubens innig verbunden. Es war einer der schönsten Tage der Christenheit, ein Hauptmoment in der Geschichte der evangelisch protestantischen Kirche. Ja, war der 31. October 1517 bedeutungsvoll durch den Anschlag der 95 Thesen an der Schloßkirche zu Wittenberg; war der Tag in Worms, 4 Jahr darnach, am 18. April 1521, herrlich gewesen durch Luthers mannhaftes Zeugniß der Wahrheit; ungleich herrlicher und bedeutungsvoller noch war dieser Tag in Augsburg. Vor Kaiser und Reich, vor Bischöfen und Erzbischöfen, ja vor der ganzen christlichen Welt standen die Evangelischen in fest geschlossenem Bunde, mit einem großen Gebet im Herzen, gerechtfertigt durch ihr Bekenntniß, in voller Einigkeit mit allen wahrhaft gläubigen christlichen Gemüthern, auf einer Höhe, von wo sie mit guter Zuversicht auf die kommenden Jahrhunderte hinschauen — und unter allen Anfechtungen sich des Wortes getrösten konnten: Das Reich muß uns doch bleiben.

Da die Augsburgische Confession unter den Bekenntnißschriften oder Symbolen der evangelisch protestantischen Kirche als solcher die erste Stelle einnimmt und in ihrer Verbindlichkeit für das geistliche Lehramt noch besteht, so dürfte es

nicht als ungeeignet erscheinen, den wesentlichen Inhalt derselben hier kurz anzugeben. Sie besteht im Ganzen aus 28 Artikeln, von welchen 21 thetisch den evangelischen Lehrbegriff und Glauben seinen Hauptpunkten nach darlegen, die 7 andern antithetisch die Gegensätze zu der römisch katholischen Kirche aussprechen.

Ganz einstimmig mit der katholischen Kirche lautet Artikel 1: „Von Gott“ Erstlich wird einträchtiglich gelehrt und gehalten, laut Beschlusses der Kirchenversammlung zu Nicäa (im Jahre 325), daß Ein göttliches Wesen sei, in demselben einigen göttlichen Wesen aber 3 Personen, Gott Vater, Sohn und heiliger Geist. Verworfen werden alle dem zuwiderlaufenden Ketzereien, als der Manichäer, (welche 2 Grundwesen annahmen, ein gutes und ein böses), desgleichen der Arianer (welche läugneten, daß Christus gleichen Wesens mit Gott dem Vater sei) und andrer Irrlehrer.

Im 2. Artikel: „Von der Erbsünde“ heißt es: Weiter wird bei uns gelehrt, daß nach Adams Fall alle Menschen, so natürlich geboren sind, in Sünden empfangen und geboren werden, und von Natur keine wahre Gottesfurcht, keinen wahren Glauben an Gott haben können. Dabei werden verworfen die Pelagianer (welche im Gegensatz zu Augustin lehrten, die menschliche Natur habe durch Adams Fall ihre ursprüngliche Unschuld nicht verloren, wie denn auch die katholische Kirche, halb pelagianisch, die natürliche Verdorbenheit des Menschen schwächer darstellt und damit auf gute Werke und eigenes Verdienst mehr Werth legt).

Der 3. Artikel: „Von Christo“ lautet: So wird auch gelehrt, daß Gottes Sohn sei Mensch geworden, geboren aus der reinen Jungfrau Maria, und daß die zwei Naturen,

„göttlich und menschlich", in Einer Person also unzertrennlich vereinigt Ein Christus sind, wahrer Gott und Mensch, wahrhaftig geboren, gelitten, gekreuzigt u. s. w. (nach Inhalt des 2. Artikels im apostolischen Symbol); auf daß er ein Opfer wäre nicht allein für die Erbsünde, (wie die katholische Kirche behauptet im Interesse des Meßopfers) sondern für alle andern Sünden und Gottes Zorn versöhnte.

Der 4. Artikel: „Von der Rechtfertigung" heißt: Weiter wird gelehrt, daß wir Vergebung der Sünden und Gerechtigkeit vor Gott nicht erlangen mögen durch unser Verdienst, Werk und Genugthun, sondern daß wir Vergebung der Sünden bekommen und vor Gott gerecht werden aus Gnaden, um Christus willen durch den Glauben. (Indem nämlich nur der Glaube wirkt, daß wir vom heiligen Geist erneuert Gott lieben, Gutes thun und selig werden können; wogegen die Katholischen lehren, daß die Menschen den Stand der Gerechtigkeit, der uns um des Verdienstes Christi willen von Gott gegeben wird, auch durch vorhergehende gute Werke verdienen; gleichwie auch darnach das Wachsthum im Guten und die ewige Seligkeit durch eigne Werke und Erfüllung des Gesetzes sich erwerben lasse.)

Der Artikel 6 „Von guten Werken" lautet: Auch wird gelehrt, daß solcher Glaube gute Früchte bringen soll, und daß man müsse gute Werke thun allerlei, so Gott geboten hat, um Gottes Willen, doch nicht um auf solche Werke zu vertrauen, dadurch Gnade vor Gott zu verdienen. Wie Christus sagt: So ihr dieß Alles gethan habt, sollt ihr sprechen: wir sind unnütze Knechte.

Artikel 7: „Von der Kirche." Es wird auch gelehrt, daß allezeit müsse eine heilige christliche Kirche sein und

bleiben, welche ist die Versammlung aller Gläubigen, bei welchen das Evangelium rein gepredigt und die heiligen Sacramente laut des Evangeliums gereicht werden. Denn dieß ist genug zu wahrer Einigkeit der christlichen Kirchen, und ist dazu nicht noth, daß allenthalben gleichförmige Ceremonien, von den Menschen eingesetzt, gehalten werden.

Nach dem 9. Artikel: „Von der Taufe" wird gelehrt, daß sie nöthig sei, und daß dadurch Gnade angeboten werde; daß man auch die Kinder taufen soll, welche dadurch Gott überantwortet und gefällig werden. Derhalben werden die Wiedertäufer verworfen, welche lehren, daß die Kindertaufe nicht recht sei.

Im 10. Artikel: „Vom heiligen Abendmahl" heißt es, daß wahrer Leib und Blut Christi wahrhaftig unter der Gestalt des Brodes und Weines im Abendmahl gegenwärtig sei und da ausgetheilt und genommen werde. Derhalben wird auch die Gegenlehre verworfen. (Einiges in dieser Fassung, der die Reformirten nicht zustimmen konnten, änderte Melanchthon in der späteren Ausgabe, wie man denn auch mit Recht den gesegneten Genuß des heiligen Abendmahls nicht vom Dogma, sondern von der gläubigen Hinwendung und Hingebung des Herzens an den Gekreuzigten und vom Vertrauen auf die durch seinen Tod vollbrachte Erlösung abhängig macht).

„Von der Beichte" wird nach dem folgenden Artikel also gelehrt, daß man in der Kirche Privatabsolution erhalten und nicht fallen lassen soll, wiewohl nicht noth ist, alle Missethat und Sünde zu erzählen, dieweil doch solches nicht möglich ist; nach Ps. 19, 13. „Wer kann merken, wie oft er fehlt." (Doch wurde die Privatbeichte nicht für eine

göttliche Verordnung erklärt, sondern für heilsam, um den einzelnen durch das Bewußtsein der Sünde Geängsteten den Trost der Vergebung zu verkündigen).

Im 12. Artikel „Von der Buße“ wird gelehrt, daß diejenigen, so nach der Taufe gesündigt haben, zu aller Zeit, so sie zur Buße kommen, Vergebung der Sünden erlangen mögen, und ihnen die Absolution von der Kirche nicht geweigert werden soll. Und ist rechte, wahre Buße: Reue und Leid oder Schrecken haben über die Sünde und doch daneben glauben an das Evangelium, daß die Sünde vergeben, und durch Christum Gnade erworben sei; welcher Glaube wiederum das Herz tröstet. Darnach soll auch Besserung folgen, und daß man von Sünden lasse. Hier werden verworfen die, so lehren, daß diejenigen, so einmal sind fromm worden, nicht wieder fallen mögen, auch die Novatianer (eine Sekte aus dem 3. Jahrhundert, welche denen, so nach der Taufe gesündigt hatten, die Absolution weigerte). Auch werden die verworfen, so sagen, daß man nicht durch den Glauben Vergebung der Sünden erlange, sondern durch eignes Genugthun oder Pönitenz. (Die römische Kirche nämlich verlangt zur Buße außer Zerknirschung des Herzens nicht nur Bekenntniß des Mundes, sondern auch Genugthuung des Werkes, womit man die Vergebung sich verdienen soll, daher die kanonischen Strafen und das Unwesen des Ablasses und der Ablaßbriefe).

Es folgen nun andre Artikel vom Kirchenregiment (wonach Niemand in der Kirche lehren und predigen oder Sacramente reichen soll ohne ordentlichen Beruf), von der Kirchenordnung, von der Obrigkeit und weltlichem Regiment, vom jüngsten Tag und Ende der Welt (wider die Chiliasten oder Anhänger der Lehre vom tausendjährigen Reiche), vom

freien Willen, vom Glauben und guten Werken (wobei nicht nur der Apostel Paulus, sondern auch Augustin als Autorität genannt wird), und dann der 21. Artikel von Anrufung der Heiligen, wornach gelehrt wird, daß man der Heiligen zwar gedenken solle, damit wir unsern Glauben stärken und Exempel nehmen von ihren guten Werken, wogegen durch Schrift nicht zu beweisen sei, daß man sie anrufen oder bei ihnen Hülfe suchen solle; denn es ist ein einziger Versöhner und Mittler gesetzt zwischen Gott und den Menschen, nämlich Jesus Christus, welcher ist der einige Heiland, der einige Hohepriester, Gnadenstuhl und Fürsprecher bei Gott, welcher gerecht ist.

Zum Schluß kommen diejenigen 7 Artikel, „über welche Zwiespalt ist, da aufgezählt werden die Mißbräuche, so geändert sind.“ Zuerst: von beiderlei Gestalt des Sacraments, mit Berufung auf den Befehl Christi bei'm Kelche: „Trinket Alle daraus“; wie denn auch nach dem 1. Briefe Pauli an die Korinther die ganze dortige Gemeinde beide Gestalten gebraucht habe, und solcher Gebrauch auch aus den Schriften der Kirchenväter, namentlich des Cyprianus und Hieronymus, und aus den alten Canones sich ganz klar ergebe.

Dann folgt der Artikel „Vom Ehestand der Priester“, wobei auf die gräulichen Laster, auf das viele häßliche, große Aergerniß und die bisherigen allgemeinen, mächtigen Klagen über das wilde Wesen und Leben der ehelosen Priester hingewiesen wird sowie auf die gräuliche, schreckliche Unruhe und Qual ihrer Gewissen, die Viele darüber an ihrem letzten Ende gehabt; dann aber auch darauf, daß der eheliche Stand von Gott eingesetzt sei, und Gottes Wort und Gesetz durch kein menschliches Gelübde und Gesetz geändert werden möge, zumal auch der Apostel Paulus sage: „Ein Bischof soll

unsträflich sein, eines Weibes Mann, der seinem eigenen Hause wohl vorstehe und gehorsame Kinder habe"; während erst Papst Gregor VII. im Jahre 1073 die Priester vom Ehestand mit Gewalt abgedrungen und auch derer Ehe, welche schon lange in dem Stande gewesen, wider alle göttlichen, natürlichen und weltlichen Rechte zerrissen habe.

Es reihen sich hieran noch die Artikel von der Messe, von der Beichte, vom Unterschied der Speisen, von den Klostergelübden und von der Bischöfe Gewalt.

Von der Messe wird erklärt (sofern man darunter nach alttestamentlichem Sprachgebrauch die Abendmahlsfeier oder die heilige Communion verstand): man legt den Unsern mit Unrecht auf, daß wir dieselbe sollen abgethan haben; vielmehr wird sie bei uns mit größerer Andacht und Ernst gehalten als bei den Widersachern. Nur die bezahlten Messen und Winkelmessen sind bei uns gefallen, und ist der gräuliche Irrthum bestraft, als habe Christus durch seinen Tod allein für die Erbsünde genuggethan und zu einem Opfer für die andern Sünden die Messe eingesetzt und dieselbige der Schrift zuwider zu einem Opfer für die Lebendigen und auch für die Todten gemacht, dadurch Sünde wegzunehmen und Gott zu versöhnen.

In Betreff der Beichte heißt es, daß nicht noth sei, die Leute zu dringen, die Sünden wahrhaftig zu erzählen; wie auch Chrysostomus sage: Nicht daß Du bei einem Andern, wer er immer sei, Dich selbst verklagen oder schuldig geben sollst, sondern beichte Gott dem Herrn, dem wahrhaftigen Richter, in Deinem Gebet; nicht sage Deine Sünde mit der Zunge, sondern in Deinem Gewissen.

Der 26. Artikel „Vom Unterschied der Speisen" oder dem

Fasten lehrt: Die leibliche Uebung soll nicht allein an etlichen bestimmten Tagen, sondern stetig getrieben werden. Solche Werke aber einsetzen oder thun, daß man damit Vergebung der Sünden verdiene und für die Sünden genugthue, ist stracks dem Evangelio entgegen.

Gegen die Klostergelübde wird im 27. Artikel erinnert, daß man vorgebe, dieselben seien der Taufe gleich oder noch heiliger als diese, desgleichen als verdiene man mit dem Klosterleben Vergebung der Sünden und Rechtfertigung vor Gott, ja als sei es ein Stand der Vollkommenheit und gegen alle andern Stände weit vor. Die Klostergelübde seien wider Gottes Gebot, von Menschen erdichtet, falscher Gottesdienst und daher unbündig und nichtig. Der rechte Gottesdienst und die rechte Vollkommenheit bestehe nicht in Betteln oder in einer schwarzen oder grauen Kappe, nicht in Abbeten des Rosenkranzes oder in gesetzlich vorgeschriebenen Kasteiungen. Man solle Gott dienen in den Geboten, die Er gegeben, und nicht in denen, die von Menschen erdichtet seien.

Im letzten Artikel endlich „Von der Bischöfe Gewalt" heißt es: Unschicklich hat man der Bischöfe Gewalt und das weltliche Schwert unter einander gemengt, und haben die Bischöfe, im Schein ihrer Gewalt, ihnen von Christo gegeben, nicht allein neue Gottesdienste angerichtet und mit gewaltsamem Bann die Gewissen beschwert, sondern sich auch unterwunden, Kaiser und Könige zu setzen und zu entsetzen, ihres Gefallens, wogegen Christus selbst gesagt hat: wer hat mich zu einem Richter zwischen euch gesetzt? desgleichen: Mein Reich ist nicht von dieser Welt. — Gewalt der Bischöfe übt und treibt man allein mit der Lehre und Predigt des Evangeliums, mit Handreichung der Sacramente sowie mit

brüderlicher Aufsicht in den Kirchen. So geht man jetzt nicht damit um, wie man den Bischöfen ihre Gewalt nehme, sondern man bittet und begehrt, sie wollten mit allerlei Menschenlehre und Menschengeboten die Gewissen nicht zu sündigen zwingen, sondern solche menschlichen Satzungen mäßigen und abthun und nicht durch ihre Härtigkeit Ursache geben zur Spaltung, die sie doch billig sollten verhüten helfen.

Unterzeichnet hatten sich: Churfürst Johann zu Sachsen, Markgraf Georg zu Brandenburg, Ernst, Herzog zu Lüneburg, Philipp, Landgraf zu Hessen, Johann Friedrich, Herzog zu Sachsen, Franz, Herzog zu Lüneburg, Wolfgang, Fürst zu Anhalt, und mehrere Reichsstädte.

Jedem Unbefangenen dürfte es einleuchten, wie dieß Bekenntniß mit ebensoviel Ruhe, Besonnenheit und Mäßigung, als mit Gründlichkeit und Entschiedenheit evangelischer Ueberzeugung verfaßt ist, und wenngleich Ranke in seiner deutschen Geschichte zur Zeit der Reformation, wo er von der Augsburger Confession redet, nicht zu sagen wagt, daß dieselbe den vollen reinen Inhalt der Schrift dogmatisch feststelle, so erklärt er doch anerkennend genug, daß sie die reinste, der Quelle am nächsten kommende, am ächtesten christliche Manifestation des ursprünglichen Geistes der abendländischen Kirche sei. War doch auch Melanchthon so wenig wie die übrigen Reformatoren gewillt, ein neues Glaubensgesetz, eine Norm der Lehre für immer aufzustellen; nur die bereits entwickelte Ueberzeugung wollte man aussprechen, wie die Ausdrücke zeigen: „Es wird gelehrt, es wird einmüthig gelehrt, unsre Kirchen lehren“; und ob weiterhin auch eine zum Theil strenge Verpflichtung auf diese wie auf die späteren Bekenntnißschriften eintrat, so beginnt doch auch das letzte und schroffste symbo-

lische Buch der evangelischen Kirche, die Concordienformel vom Jahre 1580, mit der ausdrücklichen Erklärung: „Wir glauben, lehren und bekennen, daß die einige Regel und Richtschnur, nach welcher zugleich alle Lehren und Lehrer gerichtet und geurtheilt werden sollen, seien allein die prophetischen und apostolischen Schriften Alten und Neuen Testaments“, gleichwie auch das protestantische Princip der freien Forschung und des alleinigen Gebundenseins im Gewissen durch die Wahrheit des göttlichen Worts nimmer aufgegeben oder annullirt ist.

Neunte Vorlesung.

Fortsetzung:

Die Reformation bis 1618.

Verehrte Anwesende!

Obgleich in der weiteren Geschichte der deutschen Reformation so bedeutungsvolle Auftritte und Momente nicht mehr vorkommen, wie solche der Reichstag zu Worms im Jahre 1521 und der Reichstag zu Augsburg im Jahre 1530 unsrer Anschauung darboten, indem wir dort Luther von der Glorie unerschütterlicher Glaubenstreue und standhaften Bekenntnisses der Wahrheit umleuchtet sahen, hier die evangelischen Fürsten und Stände vor Kaiser und Reich, ja vor der ganzen christlichen Welt in fest geschlossenem Bunde, gerechtfertigt durch ihr Bekenntniß, in voller Einigkeit mit allen wahrhaft gläubigen, christlichen Gemüthern auf einer Höhe erblickten, von wo sie mit göttlicher Zuversicht auf die kommenden Jahrhunderte hinschauen konnten, so dürfte es doch nicht ohne Interesse sein, uns auch den ferneren Verlauf einer Begebenheit zu vergegenwärtigen, die von so mächtigem, entscheidendem Einfluß war auf unser ganzes kirchlich-religiöses, wissenschaftliches, nationales und gesellschaftliches Leben,

einer Begebenheit, die dem Geiste unsres Volkes und der germanischen Völker überhaupt einen freieren Aufschwung, eine höhere Richtung gab und den edelsten menschlichen Bestrebungen neue Bahnen öffnete.

Schon durch die Vorlesung der Augsburgischen Confession in der kaiserlichen Capelle vor den versammelten Fürsten und Ständen bekamen mehrere von diesen einen richtigeren Begriff von der Reformation, wie Herzog Wilhelm von Baiern äußerte: „So hat man mir vor nit gesagt von dieser Sachen und Lehre“, oder wie der chursächsische Canzler Brück berichtet, viele Vornehme hätten gesagt, die Sachen wären ihnen viel anders angezeigt, denn wie sie sie aus öffentlicher Vorlesung der Confession verstanden. In einem weiteren Ausschuß der katholischen Fürsten erklärte der Bischof von Augsburg, Christoph von Stadion, es sei ja wahr, daß die Lutherischen wider keinen Artikel des Glaubens hielten, darum solle man nichts wider Recht handeln, vielmehr auf Mittel und Wege zum Frieden der Kirche trachten. Dem widersprach freilich der Cardinal Erzbischof von Salzburg heftig; beide Gestalten im Abendmahl, Reformirung der Messe, Aufhebung des Cölibats, der Fastengesetze und Freiheit in andern Traditionen möge er wohl leiden; daß aber ein Mönch uns Alle reformiren soll, rief er, das ist nicht zu ertragen. So erwiderte derselbe Erzbischof in einem Privatgespräch mit Melanchthon, als dieser vom Gewissen redete: Was Conscienz? der Kaiser wird die Verwirrung des Reichs nicht leiden! — und als Melanchthon die Besserung des geistlichen Standes zur Sprache brachte: „Ach was wollt Ihr doch an uns Pfaffen reformiren, wir Pfaffen sind nie gut gewest.“ — Ueberhaupt wurde, ungeachtet der Anerkennung der in der

Confession gerügten Mißbräuche, doch der Anstoß nicht gehoben, den die Gegner theils an der Losreissung von der Hierarchie, theils aber auch an der Augustinischen Lehrweise der Reformatoren von der Sünde und von der Gnade nahmen. Der Kaiser ließ indeß durch katholische Theologen: Johann Eck und Andere, eine Confutation oder Widerlegung des protestantischen Bekenntnisses aufstellen, mit deren Vorlesung auf dem Reichstag die Sache abgemacht sein sollte, während Churfürst Joachim von Brandenburg (wohl zu unterscheiden vom Markgrafen Georg zu Brandenburg) sich nicht scheute, zu erklären: „Wo dieser Churfürst von Sachsen der neuen lutherischen Lehre nicht würde abstehen, so würde kaiserliche Majestät ihm und ihren Anhängern nach Landen und Leuten, Leib und Leben, Ehr' und Gut, auch Weib und Kindern trachten." Doch war die katholische Partei mehr oder weniger gelähmt gegenüber der frischen Begeisterung der Protestanten, deren Lehren und Grundsätze immer allgemeineren Anklang fanden, und die plötzliche Abreise des Landgrafen Philipp von Hessen noch während der Reichsversammlung zeigte, daß der neue Glaube schon zu tief wurzele, um durch Staatsstreiche beseitigt zu werden. Es wurde daher ein engerer Ausschuß ernannt, um eine Vermittlung zu versuchen, wobei man die protestantische Confession zu Grunde legte. Was dogmatische Formeln betraf, so zeigten sich die katholischen wie die protestantischen Theologen bereit, sich einander anzubequemen. Nur über die Anrufung der Heiligen, über die Buße (ob nämlich die Genugthuung der Werke von Seiten des Menschen zur Vergebung der Sünde nöthig sei) und darüber, ob überhaupt gute Werke verdienstlich seien, und wir darauf unser Vertrauen zu setzen hätten, konnte man nicht

einig werden, gleichwie auch der Gebrauch des Kelches im Abendmahl, die Priesterehe, der Meßkanon sammt den Winkelmessen und der Umfang der bischöflichen Gewalt streitig blieben. Die protestantischen Staatsmänner aber hielten jede Nachgiebigkeit für unzulässig, damit der Saame des Unkrauts nicht wieder unter den Waizen gestreut würde. „Ich kann bei mir nit befinden — schrieb Philipp von Hessen an seinen Gesandten in Augsburg — daß solche Mittel, sie seien von Papisten oder Evangelischen vorgeschlagen, anzunehmen seien. Es sein allein Mittel für die Papisten; denn sie wissen's nicht mit Gewalt zu dämpfen, nehmen sie nun List dazu. So sie in ihren Landen wollten die Prediger des lauteren, reinen Evangelii zulassen und der Pfaffen Ehe nit verbieten, auch die Todtenbitt und Heiligenanruf fallen lassen, so wäre ihnen in andern Dingen viel, um Liebe willen, nachzulassen. Die Predigt des Evangeliums würde es wohl mit der Zeit ausreuten. Sonst ist nit Zeit Weichens, sondern stehen bis in den Tod bei der Wahrheit."

Melanchthon besonders war dagegen so ängstlich wegen des Zwiespaltes und wollte so viel nachgeben, daß er von Vielen getadelt oder gar als Verräther an der gemeinsamen Sache betrachtet wurde, während hintendrein auch die Gegner ihn der Falschheit beschuldigten. Nur Luther, der von Koburg aus stets mit Rath und Gutachten einwirkte, vertheidigte seinen treuen Freund gegen ungerechte Beschuldigungen, wiewohl er auch von Anfang an die Gefahr der Unterhandlungen eingesehen und statt der vergeblichen Einigungsversuche unbedingten Frieden verlangt hatte. In diesem Sinne schrieb er nach Augsburg an den Cardinal Erzbischof von Mainz: „Hie bitt' ich nun, weil keine Hoffnung da ist, daß

wir der Lehre eins werden, Ew. Gnaden wollen sammt Andern dahin arbeiten, daß jenes Theil Frieden halte und glaube, was es wolle, und lasse uns auch glauben die Wahrheit, die jetzt vor ihren Augen bekannt und untadelig erfunden ist. Will aber weder Friede noch Einigkeit folgen, und Gamaliels Rath nicht helfen, so laß fahren, was nicht bleiben will, und zürnen, wer's nicht lassen will; er wird Zorns und Unfriedens, darnach er ringt, übrig genug finden." Die Monate lang fortgesetzten Vergleichsverhandlungen führten denn auch zu keinem Ziele.

Der Reichsabschied wurde im Sinne der katholischen Mehrheit abgefaßt, ohne auf die Entgegnung der Protestanten und die von ihnen übergebene, von Melanchthon verfaßte Apologie ihrer Confession Rücksicht zu nehmen. Doch wollte man ihnen noch 6 Monate Bedenkzeit geben, ob sie sich der unverglichenen Artikel halber mit den christlichen Kirchen, päpstlicher Heiligkeit, dem Kaiser und den andern katholischen Fürsten vereinigen wollten oder nicht; auch werde der Kaiser bei päpstlicher Heiligkeit und allen christlichen Königen und Potentaten soviel verfügen, daß zu christlicher Reformation vieler, von langer Zeit her etwa eingerissener Mißbräuche und Beschwerden ein allgemeines christliches Concil stattfinde. Da man sich indeß von allem dem nichts versprechen durfte, da überdieß eventuell mit Anwendung von Zwangsmaßregeln gedroht wurde, so sahen die Protestanten die Nothwendigkeit ein, sich in Vertheidigungszustand zu setzen, und im Frühjahr 1531 schlossen der Churfürst von Sachsen, 3 Herzöge von Braunschweig-Lüneburg, Philipp von Hessen, Fürst Wolfgang von Anhalt, 2 Grafen von Mansfeld sammt den Städten Magdeburg, Lübeck, Bremen, Straßburg, Ulm,

Constanz und andere, in Schmalkalden einen Bund auf 6 Jahre zu gegenseitiger Vertheidigung. Nicht lange darnach schloß sich Friedrich I., König von Dänemark, der 1527 die Reformation in seinem Reich eingeführt hatte, dem Schmalkaldischen Bunde an, desgleichen sogar der Herzog von Baiern wegen der mit Verletzung der goldenen Bulle geschehenen Wahl Ferdinands zum römischen König. Als jedoch im Frühjahr 1532 Sultan Solymann I. mit einem furchtbaren Heere gegen Ungarn und Oesterreich aufbrach, und daher Ruhe im Innern des deutschen Reiches dringend noth that, kam noch im Sommer des Jahres der Nürnberger Religionsfriede zu Stande, durch den der Religionsstreit bis zur Entscheidung eines Concils und eines neuen Reichstages beigelegt wurde. Wenn König Ferdinand vorher geäußert, er wolle nicht eher ruhen, bis die lutherische Sekte vertilgt sei, und „sollte er darüber betteln gehen", gleichwie Churfürst Joachim von Brandenburg: er „wolle lieber Land und Leute verlieren, sterben und verderben, als in einen Frieden mit den Protestanten willigen", so sicherte die Gewährung dieses Nürnberger Friedens nicht nur der Reformation wieder eine Zeit ruhiger Fortentwicklung, sondern erhöhte auch das Selbstvertrauen der Schmalkaldischen Bundesgenossen und ihre Achtung bei Andern. Besonders genoß der Churfürst von Sachsen, Johann der Standhafte, zu der Zeit ein hohes Ansehen im Reich; auch der Kaiser wurde wieder sein Freund, und ein Mitglied des kaiserlichen Hofes, Graf Nuenar, bezeichnete ihn sogar als den einigen Vater des deutschen Vaterlandes in göttlichen und menschlichen Dingen. Bei aller seiner Einfachheit hatte sich der Churfürst großes Verdienst um die Gründung der evangelischen Kirche

erworben, und man darf es wohl als eine besondere Gunst der Vorsehung betrachten, daß der alte Herr diese Tage des Friedens noch erlebte. Nachdem er sich mit seinen beiden Töchtern und der zu ihm geflüchteten, um des Evangeliums willen von ihrem Gemahl grausam verstossenen Churfürstin von Brandenburg noch einmal auf der Jagd vergnügt hatte und sehr heiter zurückkam, überraschte ihn ein plötzlicher Tod durch einen Schlagfluß. „Wer nur auf Gott vertrauen kann, — sagt Luther in seiner Grabschrift — der ist ein unverdorbener Mann“. Der Churprinz Johann Friedrich, ein des Vaters würdiger Sohn, folgte ihm in der Regierung.

Inzwischen hatte sich der Schmalkaldische Bund noch bedeutender Erweiterung zu erfreuen. Nachdem der Landgraf Philipp durch eine kühne That dem vertriebenen Herzog Ulrich von Würtemberg im Jahre 1534 sein Land wieder erobert, führte dieser nicht nur sofort die vom Volke längst ersehnte Reformation ein, sondern schloß sich auch dem Bunde an, desgleichen der Herzog von Pommern, Pfalzgraf Ruprecht von Zweibrücken, zwei Fürsten von Anhalt, viele Städte und Graf Wilhelm von Nassau. Als gute Nassauer erlauben Sie mir wohl, an dieser Stelle einige Notizen über die Einführung der Reformation in den hiesigen Landen mitzutheilen.

Den allerersten Anfang dazu machte schon im Jahre 1522 einer der edelsten, heldenmüthigsten deutschen Ritter seiner Zeit, Hartmuth von Cronberg, indem er der Geistlichkeit seiner kleinen Herrschaft eine neue Kirchenordnung gab, die er vorher Luther zur Prüfung unterbreitet hatte, gleichwie er auch zuerst einem dortigen Priester gestattete, sich zu verehelichen. Es war dieß derselbe Hartmuth von Cronberg,

der an den damaligen Papst Leo X. ein Schreiben gerichtet, worin er ihn ebenso demüthig als inständig bat, sich seiner weltlichen Herrschaft zu begeben, seine geistliche Gewalt aber zum Nutzen und Frommen der Christenheit zu gebrauchen (wie solches Ansinnen sich jetzt nach länger als 300 Jahren vielfach wiederholt, auch von Seiten guter Katholiken, wie namentlich des Stiftsprobstes Professors Döllinger zu München in den kürzlich von ihm gehaltenen Vorträgen, in welchen sich verblümt die Erklärung findet, daß geistliches und weltliches Schwert in Einer Hand nicht tauge). In Hadamar begann im Jahr 1524 der frühere Altarist, demnächstige Pfarrer Georg Lorich, die in der Lehre und im Gottesdienst eingerissenen Irrthümer und Mißbräuche zu rügen, während er seine Zuhörer allein auf das Wort Gottes in der Schrift verwies und eine evangelische Gemeinde um sich bildete. — Um dieselbe Zeit trat auch die damalige Grafschaft Königstein unter Graf Eberhardt IV. der evangelischen Lehre bei; schon im Jahre 1525 stand der namhafte Theologe Erasmus Alberus, der unter Luther in Wittenberg studirt hatte, als Rector an der Schule zu Oberursel, und im selbigen Jahre wurde der aus Frankfurt vertriebene Theodor Sartorius als evangelischer Prediger daselbst angestellt. Philipp III., der alten Nassau-Weilburgischen Linie angehörig, der sich auch schon früher zur Reformation bekannt hatte, berief 1526 den ausgezeichneten Theologen Dr. Erhard Schnepf aus Schwaben, um durch ihn die evangelische Kirche in den Weilburgischen Landen zu gründen. Der vorhin genannte Wilhelm von Nassau, mit dem Beinamen der Reiche, gehörte der alten Dillenburger Linie an. Während seiner 43-jährigen Regierung von 1516

bis 1559 genoß sein Land von innen und außen einen beständigen Frieden; der Geist des Aufruhrs, der anderwärts den Bauernkrieg hervorrief, brach sich an der Treue seiner Unterthanen. Die Zeit der Ruhe benutzte er zur Beförderung der inneren Wohlfahrt, besonders zur Hebung geistiger Bildung, indem er in den Städten die ersten lateinischen Schulen anlegte und vom Jahre 1530 an die Reformation in seinem Lande einführte. Ein durchaus gerechter und edler Fürst, verdient er, wie von Arnoldi in seiner Geschichte der Oranisch-Nassauischen Länder sagt, einen Platz unter den großen Männern seiner Zeit und eine der ersten Stellen unter den Regenten des Nassauischen Hauses. Im Amte Nassau und dem sog. Vierherrischen fand die Reformation erst später guten Fortgang, da der eifrig katholische Graf Philipp von Nassau-Idstein sich anfangs derselben widersetzte, dann aber eine solche Aenderung seiner bisherigen kirchlich-religiösen Anschauungen in sich erfahren hatte, daß er nicht nur für seine Person vom alten Glauben abtrat, sondern vom Jahr 1540 an auch in seiner Herrschaft Idstein und Wiesbaden die evangelische Lehre und evangelischen Gottesdienst einführte. Nicolaus Gumpius aus Rauenthal, anfangs Hofprediger des Grafen und später Pfarrer in Wiesbaden, sowie Anton Weber, Pfarrer und Inspector zu Idstein, ordneten das neue Kirchenwesen. Nach und nach fand die Reformation auch im Ysenburg-Büdingischen, und zwar hier schon frühe, ferner in den Wiedischen Landestheilen, in der Grafschaft Sayn und Diez, zuletzt aber 1563 in der Herrschaft Westerburg, Schaumburg und Schadeck Eingang, und so bedurfte es demnach einer Zeit von 40 Jahren, um in dem größeren Theile des damals noch sosehr zerstückelten Landes, dem jetzigen Herzogthum Nassau, die

evangelische Kirche zu gründen. Nur diejenigen Landestheile, welche damals unmittelbar unter dem geistlichen Scepter von Chur-Mainz und Trier standen, blieben katholisch, obgleich es auch dort, besonders im Rheingau, an erschütternden Bewegungen gegen die alte Kirche nicht fehlte, und im benachbarten Erzstift Cöln Churfürst Hermann, aus dem Hause Wied, ein so eifriger Anhänger Luthers war, daß er schon seit 1536 den Plan verfolgte, die Reformation in seinem Gebiete einzuführen. Wie wir von unserm Standpunkte aus es immerhin bedauern mögen, daß in den letztgenannten Kreisen die reformatorische Bewegung damals niedergeschlagen wurde, um so erfreulicher ist's, daß zu unsrer Zeit — Dank sei es dem Gustav-Adolph-Verein! — hier und dort am herrlichen Rheinstrom eine evangelische Gemeinde nach der andern sich aus der Zerstreuung sammelt, und die zu neuem Leben Erwachten nicht selten unter thätiger Theilnahme ihrer katholischen Brüder (wie z. B. in Bingen) sich eine Kirche bauen.

Kehren wir nach diesem Exkurs nun wieder zur Geschichte unsrer Kirche im Großen und Ganzen zurück, so hören wir, wie Kaiser Karl allerdings die Zusammenberufung eines schon immer in Aussicht gestellten Concils bei dem Papste eifrig betrieb, Clemens VII. aber, der damalige Inhaber des päpstlichen Stuhles, aus Scheu vor der oft wiederholten Forderung einer Reformation an Haupt und Gliedern solche Bedingungen stellte, von denen er wußte, die Protestanten würden sie zurückweisen. Nicht in einer Stadt Deutschlands, sondern in Mantua oder einer andern italienischen Stadt wollte er das Concil gehalten wissen, auch sollten die Theilnehmer daran sich im Voraus verpflichten, alle Abschiede und Beschlüsse desselben als unverbrüchlich anzunehmen und wider

die Ungehorsamen dem Papste Beistand zu leisten. Der folgende Papst Paul III. schrieb indeß das Concil wirklich für das Frühjahr 1537 nach Mantua aus, und da Luther und Melanchthon nicht für eine Ablehnung waren, so sollte Ersterer im Auftrage des Churfürsten den protestantischen Lehrbegriff in eine Reihe von Artikeln fassen, die man etwa vorlegen könne. Besonders bemerkenswerth ist in der so entstandenen lutherischen Bekenntnißschrift, den „Schmalkaldischen Artikeln“, der 4. „vom Papst“, dessen in der Augsburger Confession gar nicht gedacht war. Hier heißt es nun, daß der Papst nicht sei jure divino, nach göttlichem Recht und aus Gottes Wort, das Haupt der ganzen Christenheit; „denn das gehört Einem allein zu, der heißt Jesus Christus“, sondern allein Bischof oder Pfarrherr der Kirchen zu Rom und derjenigen, so sich williglich zu ihm begeben haben. Unter ihm als einem HErrn zu stehen, als ob's ein König oder Kaiser wäre, das wollen, sollen und können wir nicht auf unser Gewissen nehmen, und verstört ja solche angemaßte Gewalt den ersten Hauptartikel von der Erlösung Jesu Christi. Denn da steh'n alle seine Bullen und Bücher, darinnen er brüllet wie ein Löwe und spricht, man solle ihm gehorsam sein, so werde man selig. Das wollen wir nicht thun oder darüber sterben in Gottes Namen. — Als Melanchthon zu den Artikeln bemerkte, so der Papst wollte das Evangelium zulassen, sei ihm um des Friedens und Einigkeit willen seine Superiorität über die Bischöfe jure humano (nach menschlichem Rechte) zuzugestehen, erklärte der Churfürst von Sachsen: „Da wir einmal von der babylonischen Gefängniß des Papstthums durch Gott frei sein geworden, wir Gott nicht versuchen und uns nicht wieder in solche Gefährlichkeit

begeben sollen." Auf einer Bundesversammlung in Schmalkalden wurden dann die festgestellten Artikel (die Schmalkalder genannt) zwar angenommen, die Einladung zum Concil aber völlig abgelehnt, da dasselbe der betreffenden päpstlichen Bulle zufolge die Ausrottung der lutherischen Ketzerei zum Zwecke habe, sodaß die Protestanten schon im Voraus verdammt seien. Nach dieser Ablehnung bildete sich nun im Jahre 1538 der sog. heilige Bund unter dem Namen der heilige Ligue, welchem außer dem Kaiser und dem Könige Ferdinand der Herzog von Baiern, der Erzbischof von Salzburg, der Churfürst von Mainz nebst einigen Anderen beitraten, und nur durch Waffenstillstandsverträge wurde der Kampf noch vermieden. Inzwischen starben die beiden heftigsten Gegner des Protestantismus in Deutschland, Herzog Georg von Sachsen und Churfürst Joachim I. von Brandenburg, deren Nachfolger sofort dem lang gehegten Verlangen der Unterthanen gemäß die Reformation einführten. Das Gleiche geschah in dem nächsten Jahre im Herzogthum Braunschweig, im Clevischen, in den Städten Regensburg, Hildesheim u. a., sodaß die Uebermacht des Protestantismus in Deutschland immer offenbarer wurde. Um der Hülfe willen, die der Kaiser wiederholt im Türkenkriege und in einem Kriege mit Frankreich bedurfte, wurde auf mehreren Reichstagen der Nürnberger Religionsfriede wiederholt verlängert und — ein bedeutender Fortschritt zur förmlichen Anerkennung der Reformation — im Regensburger Reichsabschied vom Jahre 1541 sogar erklärt, daß die Augsburger Confessionsverwandten zwar keinem katholischen Stande seine Unterthanen abpractiziren sollten, was den Evangelischen nimmer einfiel, daß aber, ob sich sonst Jemand zu ihrer Reli-

gion begeben wolle, demselben dieß unbenommen bleibe. Dergleichen friedliche Zusicherungen enthielt auch der Speiersche Reichsabschied vom Jahre 1544.

Als jedoch der Kaiser mit Frankreich Frieden geschlossen und nun freie Hand hatte, sich mit den kirchlichen Spaltungen in Deutschland zu beschäftigen, nahmen die Dinge bald eine andere Wendung, und nur von ihrer eigenen Kraft konnten die Protestanten Schutz erwarten. Leider war aber ihre Kraft schon längere Zeit durch Uneinigkeit gelähmt. Herzog Moriz von Sachsen, mit dem Churfürsten verfeindet, hatte den Bund verlassen; die jeweilige Eintracht mit den Schweizern wurde gestört, indem Luther den Abendmahlsstreit von Neuem begann, während der Papst endlich das längst angekündigte Concil auf das Frühjahr 1545 nach Trient ausschrieb, der Kaiser aber durch neue Vergleichsverhandlungen und fruchtlose Religionsgespräche nur Zeit zu gewinnen suchte, um einen desto sicherern Schlag zu führen.

Wie indessen im Angesichte der wachsenden Gefahr auch Manchem bangen mochte, — Luther sah dem Gang der Dinge ruhig und Gott getrost entgegen. „Wir sitzen unter dem Schatten des göttlichen Wortes", rief er getrosten Muthes seinen Freunden zu, und ein andermal: „Betet, betet ohne Aufhören!" Glaubte er doch an die Kraft des Gebetes, besonders in der Gemeinde, wo alles Persönliche schwindet, und nur noch Christen da sind, und Christus selbst unter ihnen in seiner Gemeinschaft mit dem Weltenlenker, dem sieghaften Gotte. — So äußerte er sich in einer seiner letzten Predigten: „Der Mann, der unter Sturm und Wellen im Schiff schläft, wird zu seiner Zeit durch's Gebet der Gläubigen aufwachen und dem Meere und dem Winde gebieten." So entzog ihn

denn auch die göttliche Gnade wie zum Lohne seines Glaubens den Gräueln des Religionskrieges, der jetzt unaufhaltsam hereinbrach. Nachdem er in seinem letzten Jahre öfters sehr leidend gewesen, kam er mitten im strengen Winter auf Ersuchen der Grafen von Mansfeld, zwischen denen er einen Streit schlichten sollte, nach einer beschwerlichen Reise schon krank nach Eisleben, wo er vor 62 Jahren und einigen Monaten geboren war. Während der Tage, die er dort zubrachte, — vom 27. Januar bis zu seinem Tode, am 18. Februar 1546 — gedachte er oft seines Alters, und wie er sich, wenn er wieder heimkäme gen Wittenberg, zur Ruhe legen würde. Gegen Abend pflegte er sich schon frühe aus der gräflichen Familie zurückzuziehen zum Gebete, darnach aber noch eine Zeit lang mit seinen Freunden zu reden. Am letzten Abende, als er folgenden Morgens verschied, redete er viele gewichtige Worte vom Tode und dem künftigen ewigen Leben und gedachte unter andern der Frage, ob wir in jener seligen, ewigen Versammlung auch die Unsrigen erkennen würden. Dann trat er seiner Gewohnheit nach an's Fenster, zu beten, obwohl erschöpft und todtesmatt, unter wiederholten Beängstigungen, als wollte ihm augenblicklich das Herz brechen. „Walt's Gott! ich geh' zu Bett," sprach er dann zu den Freunden, die ihn umgaben, darnach: „Lieber Gott, mir ist sehr weh'-und angst, — in deine Hände befehl' ich meinen Geist, du hast mich erlöst, Herr, du treuer Gott!" Unter Schmerz und Gebeten und dem Anruf: „o mein himmlischer Vater, ob ich gleich aus diesem Leben hinweggerissen werden muß, so weiß ich doch gewiß, daß ich bei dir ewig bleibe, und Niemand mich aus deinen Händen reissen kann", vergingen die Stunden der Nacht. Gegen Morgen aber, als er anfing,

stille zu sein, und die Augen schloß, redete ihm noch Dr. Jonas zu: „Ehrwürdiger Vater, wollt Ihr auf Christum und auf die Lehre, wie Ihr sie gepredigt, beständig sterben?“ worauf er noch vornehmlich Ja! antwortete, dann aber sich zur Seite wandte, noch einmal tief aufathmete und sanft entschlummernd den Geist aufgab. Nach einer Todtenfeier in der Hauptkirche zu Eisleben wurde auf Erfordern des Churfürsten die Leiche nach Wittenberg gebracht. An allen Kirchorten auf dem Wege dahin empfing man dieselbe mit Trauergeläute, und Schaaren Volks schlossen sich dem Leichenzuge an. In Halle war das Gedränge um den Leichenwagen so groß, daß man oft stille halten mußte, und in der Kirche, wo man den Sarg niedersetzte, wurde ein Trauerpsalm mehr herausgeweint als gesungen. An der Chursächsischen Grenze nahmen Abgeordnete Johann Friedrichs die Leiche in Empfang, und in Wittenberg kam ihr die gesammte Bürgerschaft, der Rath und die ganze Universität entgegen. In der Schloßkirche hielt Dr. Bugenhagen die Gedächtnißpredigt, und nachdem auch Melanchthon noch geredet, wurde der Sarg nahe der Kanzel eingesenkt unter den Gebeten und Thränen einiger Tausend Leidtragenden, dreier Söhne des Entschlafenen und der treuen Gefährtin seines kampferfüllten Lebens.

Ein geistiger Heros, ein priesterlicher Held voll urkräftigen Glaubens, wahrhafter Demuth und unerschütterlichen Gottvertrauens, dessen Wort hervorbrach wie ein Feuer, und der von seiner Stelle aus die ganze Nation ergriff, groß als Reformator und ein Mann unseres Volkes wie kein Andrer in allen Jahrhunderten unsrer Geschichte, war er nun der Erde entrückt und hatte seine Stelle leer gelassen. Aber sein

Name lebt fort durch alle Zeiten, und sein Ruhm kann nicht untergehen.

Nehmen wir jetzt den Faden der Geschichte wieder auf, so war eben der Zeitpunkt gekommen, wo sich die Protestanten dem päpstlichen Concil unterwerfen sollten. Als sie sich weigerten und auf dem Reichstag zu Regensburg 1546 durch ihre Gesandten erklärten, das jetzige Tridentinische Concil könne für kein solch gemein frei christlich Concilium in deutscher Nation gelten, wie es der Kaiser verheißen, da hielt dieser nicht länger zurück, sich mit den Waffen Gehorsam zu erzwingen. Während er die übrigen evangelischen Stände tückisch ermahnte, sich nicht durch das Vorgeben eines Religionskrieges täuschen zu lassen, da er blos den Churfürsten von Sachsen und den Landgrafen als Landfriedensbrecher bestrafen wolle, schloß er heimlich mit dem Papst ein Bündniß zur Unterdrückung des Protestantismus. Zum großen Verdrusse des Kaisers enthüllte jedoch der Papst bald das arglistige Vorgehen, indem er die katholischen deutschen Fürsten, die Könige von Frankreich und Polen sowie Venedig zur Bekämpfung der Ketzer aufforderte und in einer Bulle alle Gläubigen ermahnte, die katholischen Waffen mit Gebet und Fasten zu unterstützen. — Unverhofft schloß sich Herzog Moriz zu Sachsen dem Kaiser an. Der Schmalkaldische Krieg brach aus, indem Herzog Moriz in Chursachsen einfiel. Der Churfürst verjagte ihn zwar, wurde aber im Frühjahr 1547 vom Kaiser überrascht, bei Mühlberg unweit Merseburg auf der Lochauer Haide geschlagen und gefangen genommen. Gezwungen, die Churwürde sammt der Hälfte seines Gebietes an Herzog Moriz abzutreten, mußte er obendrein 5 lange Jahre in der Gefangenschaft verharren bis zu einer günstigeren Wendung

der Dinge. Der Landgraf von Hessen, jetzt allein stehend, ergab sich und wurde ebenfalls gefangen gehalten. Der Churfürst von Brandenburg und Herzog Moriz, der mit Agnes, der Tochter des Landgrafen, vermählt war, hatte zwar verlangt, daß letzterem seine Ergebung nicht zur Leibesstrafe, auch nicht zu einiger Gefängniß gereichen solle, wogegen die kaiserlichen Räthe trügerisch behaupteten, die deshalb gegebene Zusicherung habe gelautet: nicht zu ewiger Gefängniß. Als daher Philipp in der Wohnung des Herzogs von Alba dennoch gefangen genommen wurde, erklärten die Churfürsten von Sachsen und Brandenburg dieß für ein „Bösewichtsstück", und der von Brandenburg gerieth dermaßen in Zorn, daß er den Bischof von Arras als den Hauptbetrüger auf den Kopf hauen wollte. Inzwischen war der Kaiser noch während seines Sieges in ein gespanntes Verhältniß mit dem Papst gerathen, weil dieser das Tridentinische Concil nicht nach dem Willen des Kaisers mit einer Wegräumung der kirchlichen Mißbräuche, sondern mit Verdammung protestantischer Lehrsätze begonnen, und weil er mißtrauisch gegen den kaiserlichen Einfluß auf das Concil sowie aus Furcht vor einer Beschränkung seiner Macht die Versammlung von Trident nach Bologna verlegt hatte, wodurch für mehrere Jahre die Verhandlungen ganz in's Stocken kamen. Dagegen nahm der Kaiser nun die Sache selbst in die Hand, um zuvörderst eine äußere Einigung der beiden Religionstheile im deutschen Reich zu bewirken und die Protestanten mit der alten Kirche zu versöhnen. Unter dem Titel „Der römisch kaiserlichen Majestät Erklärung, wie es der Religion halben im heiligen Reich bis zu Austrag des gemeinen Concilii gehalten werden soll", erschien auf dem Reichstag zu Augsburg 1548 das sogenannte Interim, wel-

chem gemäß die Protestanten sich bis auf Weiteres der katholischen Lehre fügen, auch dem Papst und den Bischöfen wieder sich unterwerfen sollten, indeß man ihnen den Kelch im Abendmahl und die Priesterehe bis zu letzter Entscheidung eines Generalconcils nachsehen wolle. Der Papst hatte nicht einmal diese Concessionen förmlich gut geheißen, ebensowenig auf die vom Kaiser erlassene „Reformationsformel" zur Abstellung der seit Jahrhunderten beklagten kirchlichen Mißbräuche irgend welche Rücksicht genommen. Gleichwohl nöthigte die kaiserliche Uebermacht in Süddeutschland zur Annahme des Interims, während dasselbe in Norddeutschland den entschiedensten Widerstand fand. Der gefangene Churfürst von Sachsen ließ sich weder durch Drohungen, noch durch harte Behandlung zur Annahme bewegen, und während es die Römisch-Katholischen als unbefugte und halbe Maßregel anfeindeten, wurde es von den Protestanten verspottet und als ein Werk des Teufels ausgeschrieen. Als nun aber im Frühjahr 1551 der neue Papst Julius III. das Concil wieder nach Trident ausschrieb, und der Kaiser die protestantischen Fürsten zur unweigerlichen Beschickung desselben aufforderte, da schien die Sache des Protestantismus unrettbar verloren. Doch kam die Rettung von einer Seite, woher man sie am wenigsten erwartete. Nachdem nämlich Churfürst Moriz das Interim, wenngleich mit einigen Modificationen, angenommen und selbst gegen das widerspenstige Magdeburg die kaiserliche Acht vollzogen hatte, erhob sich derselbe plötzlich für seine unterdrückten Glaubensgenossen, für die bedrohte deutsche Freiheit und für den gefangenen Landgrafen, seinen Schwiegervater. Im März 1562 brach er unverhofft gegen den unvorbereiteten, zu Insbruck krank liegenden Kaiser auf; sein Heer wuchs im Fortschreiten

mächtig an; das ganze protestantische Deutschland drohte, sich ihm anzuschließen, während das verbündete Frankreich in die kaiserlichen Niederlande einfiel. So mußte sich der Kaiser im August des Jahres zu dem Passauer Vertrag bequemen, durch welchen den beiden gefangenen Fürsten die Freiheit gegeben, den Protestanten aber ein ihre Gewissensfreiheit sichernder Religionsfriede verbürgt wurde. Es ward derselbe dann auch im September 1555 auf dem Reichstag zu Augsburg — daher der Augsburger Religionsfriede genannt — wirklich abgeschlossen, da der Kaiser und der König Ferdinand sich fortwährend von Frankreich so beschäftigt und von den Türken so hart bedrängt sahen, daß sie dem Uebergewicht des Protestantismus in Deutschland nicht zu wehren vermochten. „Damit der Fried der spaltigen Religion halben desto beständiger erhalten werde, — heißt es in dem betreffenden Friedensinstrumente — so solle die kaiserliche Majestät, König Ferdinand, auch Churfürsten, Fürsten und Stände des heiligen Reichs keinen Reichsstand von wegen der Augsburger Confession und derselbigen Lehr' gewaltiger Weise überziehen, beschädigen, vergewaltigen, oder sonst wider seine Conscienz, Wissen und Willen von ihrem Glauben, Kirchenordnung und Gebräuchen abdringen; und soll die strittige Religion nit anders denn durch christliche, freundliche und friedliche Mittel und Wege zu einhelligem christlichem Verstand und Vergleichung gebracht, von Seiten der evangelischen Stände es aber ebenso gegen die katholischen gehalten werden.“ — Alle Andern, die der römisch-katholischen Kirche oder der Augsburger Confession nicht anhängig wären, sollten jedoch von dem Frieden ausgeschlossen sein, wie denn auch die specifisch sog. Reformirten erst im Westphälischen Frieden 1648 für gleich-

berechtigt mit den Augsburger Confessionsverwandten erklärt wurden. Leider wurde noch auf Drängen des Königs Ferdinand das sog. Reservatum ecclesiasticum (oder der geistliche Vorbehalt) in den Friedenstractat aufgenommen, welchem zufolge die noch katholischen Stifte nicht evangelisch werden durften, auch (obgleich man den weltlichen Landesherrn eine freie Wahl zwischen der katholischen und protestantischen Confession gewährte) Erzbischöfe, Bischöfe oder andere geistliche Stände, die von der katholischen Kirche abträten, ihr Erzbisthum ꝛc. sammt allem Einkommen, welches sie davon gehabt, verlassen, und von den Capiteln eine Person, der alten Religion angehörig, gewählt werden sollte, welchem Grundsatz gemäß auch schon 9 Jahre früher der Churfürst von Cöln, Hermann, wegen der von ihm erlassenen und in der Landschaft freudig begrüßten Reformationsordnung vom Domcapitel angeklagt und durch päpstliches Urtheil abgesetzt worden war. Hinsichtlich eines andern streitigen und von den Protestanten bekämpften Punktes, daß nämlich die Religion der Unterthanen vom Landesherrn abhängig sein sollte, erfolgte endlich die Entscheidung, daß die unter geistlichen Ständen oder Prälaten befindlichen Communen, Städte und Ritterschaft, welche bisher der Augsburger Confession anhängig gewesen, hinfüro durch Niemand davon gedrungen, sondern bis zu endlicher Vergleichung durch ein Generalconcil, Nationalversammlung, Colloquien oder Reichshandlungen unvergewaltigt dabei gelassen werden sollten.

Es half dieser Religionsfriede einem so tief gefühlten Bedürfniß in Deutschland ab, daß die vom Papste alsbald declarirte Mißbilligung desselben ohne allen Eindruck blieb. Daß eine Vereinigung der beiden Religionstheile nicht mehr

zu erwarten sei, war Allen klar. Selbst in Oestreich und Baiern hatte sich der Protestantismus dermaßen verbreitet, daß der jetzige Kaiser Ferdinand, obwohl er einige Jahre früher ein strenges Edict erlassen, alle seine Unterthanen sollten bei der alten Religion bleiben und das Abendmahl nur unter Einer Gestalt empfangen, nachher, als er von den Nieder-Oestreichischen Städten Türkenhülfe begehrte, nothgedrungen das Abendmahl unter beiden Gestalten erlaubte, und Herzog Albrecht von Bayern, als er von seinen Ständen Geld begehrte, ebenfalls das ganze Abendmahl gestattete und es in Gnaden nachsehen wollte, auch an verbotenen Tagen nöthigenfalls Fleisch zu essen. Wäre der geistliche Vorbehalt nicht gewesen, so würde in Kurzem ganz Deuschland protestantisch geworden sein. War doch Ferdinands Nachfolger, Kaiser Maximilian II., selbst innerlich der Reformation zugethan, hatte schon vor seiner Thronbesteigung mit protestantischen Fürsten und Theologen einen vertraulichen Briefwechsel, eine Zeit lang sogar einen evangelischen Hofprediger, und wenngleich politische Rücksichten, besonders auf Spanien, ihn vom Uebertritt zurückhielten, so blieb er doch stets ein Feind aller Religionsverfolgung. Ja, wie auch Papst Pius V. mit kirchlichen Strafen, mit Bann und Beraubung der Kaiserwürde drohte, gewährte er gleichwohl dem Oestreichischen Adel in dessen Patronatskirchen freie Religionsübung. In einem merkwürdigen Gutachten, welches ihm im Jahre 1574 auf sein Erfordern der berühmte Feldherr Lazarus von Schwendi über „Freistellung der Religion“ erstattete, heißt es z. B.: „Der Adel ist fast durchaus im Reich der geänderten Religion zugethan, desgleichen auf den Stiftern ein gut Theil der Domherrn der Augs-

burger Confession anhängig, und halten auch noch ein Theil an der römischen Religion, so ist's damit doch ein kaltes, halbes Werk, und wenig Eifers dahinter; inwendig aber brennen die Gemüther und warten nur auf eine bessere Zeit und Gelegenheit. Mit dem gemeinen Mann steht's fast durchaus also, daß er von dem alten Thun und Ceremonien der römischen Geistlichkeit nicht mehr hält, denn so weit er von seiner Obrigkeit dazu angehalten wird. Fast überall an katholischen Orten haben die Leute nicht ihre, sondern evangelische Bücher, darin sie zu Haus lesen und einander predigen und lehren."

Wie indeß überall in menschlichen Dingen, so zeigte es sich auch hier: es ist dafür gesorgt, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen. Schon in den letzten Jahren Kaiser Maximilians gewannen die Jesuiten, die gebornen und geschwornen Feinde des Protestantismus, immer mehr Einfluß in den katholischen Theilen Deutschlands. Durch ihre Thätigkeit wurde die Reformation zuerst in Bayern unterdrückt, wo sie in Ingolstadt und München, gleichwie in Wien, in Cöln und Trier einen festen Sitz erhielten und vollständige Collegien eröffneten. Unter Kaiser Rudolph II. nahm dann die katholische Gegenwirkung bedeutend zu. Bischof Julius von Würzburg vertrieb 1586 alle Protestanten. In Paderborn gründete der Bischof Theodor von Fürstenberg ein Jesuiten-Collegium, unterdrückte die zahlreichen Protestanten und vertrieb sie zuletzt völlig. Das Gleiche geschah in Münster, in Salzburg, in Bamberg, während der Churfürst von Cöln, Gebhardt, 1582 wegen seines Uebertritts zur evangelischen Kirche — allerdings dem geistlichen Vorbehalt gemäß — vom Papst abgesetzt, gebannt und durch baierische Macht vertrieben wurde.

Ueberdieß erschienen an vielen Orten Schriften, besonders von Jesuiten, worin die Gültigkeit des Religionsfriedens bestritten, die Reformation geschmäht, und Luther der abscheulichsten Laster beschuldigt ward, gleichwie es nicht an Bemühungen fehlte, protestantische Fürsten zur katholischen Kirche herüberzuziehen. Durch den Einfluß seines mit den Jesuiten eng verbundenen Leibarztes Pistorius trat Jacob, Markgraf von Baden, 1590 nicht nur für sich zur römischen Kirche über, sondern befahl auch den evangelischen Predigern und Schullehrern, innerhalb eines Vierteljahrs das Land zu verlassen. Erzherzog Ferdinand, ein Zögling der Jesuiten, seit 1596 Beherrscher von Steiermark, Kärnthen und Krain, verjagte alle Protestanten aus seinem Lande. Der ebenfalls jesuitisch gebildete Maximilian, Herzog von Baiern, übernahm die Vollstreckung der kaiserlichen Acht gegen die ganz evangelische Reichsstadt Donauwerth und hob alle evangelische Religionsübung in derselben gewaltsam auf zur Strafe dafür, daß man der öffentlichen Procession von einem benachbarten Kloster her, nachdem solche schon seit vielen Jahren abgestellt gewesen, den Durchzug verwehrt hatte. Auf dem Reichstage zu Regensburg 1594 übergaben die Protestanten eine Beschwerdeschrift, worin es unter Anderm heißt: „daß die Augsburger Confession für eine verdammte Religion angezogen werde, auch etliche Städte sich eidlich hätten reserviren lassen, den Evangelischen, wie flehentlich auch vor vielen tausend Bürgern darum nachgesucht werde, keine freie Religionsübung zu gestatten, wie z. B. in Cöln evangelische Bürger deshalb eingesteckt, mit Geld gestraft und Uebelthätern gleich gehalten würden.“ Aber alle solche Klagen blieben ohne Erfolg; und ob auch Kaiser Rudolf 1609

Böhmen den Majestätsbrief gewähren mußte, wornach auch für die dortigen Evangelischen (die sog. Utraquisten) der Augsburger Religionsfriede gelten sollte, und Erzherzog Matthias sich genöthigt sah, den Evangelischen in Oesterreich und Ungarn ihre gekränkten Rechte zu erneuern, so waren doch solche Vergünstigungen nur von den Umständen abgedrängt und trügerisch. Immer gespannter, erbitterter und feindseliger traten daher die katholischen und protestantischen Stände einander gegenüber, und während ein großer Theil der letzteren die evangelische Union schloß, mit dem Churfürsten von der Pfalz, Friedrich V., an der Spitze, bildete sich unter Herzog Maximilian von Bayern die katholische Liga; und schon hatte man die Waffen in der Hand, als im Jahre 1618 Böhmen in die angehäuften Brennstoffe den zündenden Funken warf.

Zehnte Vorlesung.

Der dreißigjährige Krieg.

Es kann, verehrte Anwesende, nicht in meiner Absicht liegen, hier die ganze Geschichte des dreißigjährigen Krieges zu erzählen; nur auf seinen Anfang, seine Mitte und sein Ende lassen Sie uns einen Blick werfen.

Nirgends hatte Luthers Reformation ein freudigeres Aufsehen gemacht als in Böhmen. Von Huß und den Hussiten her existirten dort noch die Calixtiner oder Utraquisten, so genannt, weil sie auf beiden Gestalten im Abendmahl, namentlich dem Kelch bestanden, welcher ihnen auch im 15. Jahrhundert auf dem Concil zu Basel gestattet worden war; desgleichen die sogenannten böhmischen oder mährischen Brüder, oder Brüder Christi genannt. Calixtiner nun sowohl, als auch die Brüder freueten sich des neuen Beistandes für den Streit mit Rom; die letzteren insbesondere fanden bei den Reformatoren Beifall wegen ihrer strengen Kirchenzucht und der Unbescholtenheit ihres Wandels, gleichwie sie in ihrer Verfassung den Einrichtungen der ältesten Christengemeinde gleichzukommen suchten; und ob sich auch Luther anfangs daran stieß,

daß sie nur eine geistig-mystische Gegenwart Christi im Abendmahl annahmen, so vergab er ihnen doch weiterhin den nach seiner Ansicht unvollkommenen dogmatischen Ausdruck um ihrer Glaubensgesinnung willen. Der Zeitumstände wegen war ihnen seither noch stillschweigends Duldung gewährt; im 16. Jahrhundert besaßen die Brüder wohl 200 Bethäuser, und so mächtig wirkte die reformatorische Bewegung von Sachsen aus auf das noch hussitisch-evangelisch inspirirte Volk, daß zur Zeit des Schmalkaldischen Krieges der größte Theil von Böhmen der Reformation zugethan war.

Daher versagten auch in diesem Krieg die utraquistischen Stände dem König Ferdinand die Heeresfolge gegen die Evangelischen, rüsteten sich ein Heer aus und traten mit dem Churfürsten von Sachsen gegen die Kaiserlichen in Verbindung. Als sie sich aber nach der Besiegung der protestantischen Bundesfürsten ebenfalls unterwerfen mußten, wollte Ferdinand namentlich die Brüder nicht mehr dulden, deren viele damals nach Polen und Preußen auswanderten, die meisten aber sich doch in Böhmen und Mähren zu halten wußten. Kaiser Maximilian II., der, wie wir schon das vorige Mal hörten, allen Religionsverfolgungen fremd war, hatte sich gegen die Evangelischen in Böhmen sehr nachsichtig benommen, konnte sie aber doch nicht völlig gegen den durch die Jesuiten neu angefachten Verfolgungsgeist der Katholiken schützen, während nach ihm unter der Regierung Rudolfs vom Jahr 1576 an, die Jesuiten vollends überwiegenden Einfluß gewannen. Indessen hatten die Umstände dem Kaiser im Jahre 1609 den sog. Majestätsbrief abgedrungen, durch welchen der Augsburger Religionsfriede feierlich als für alle Zeit auch über die böhmischen evangelisch Gesinnten ausgedehnt wurde.

Trotzdem kamen schon einige Jahre später, unter Rudolphs Nachfolger, dem Kaiser Matthias, mancherlei Verletzungen jener Urkunde vor, bis endlich der Erzbischof von Prag und der Abt von Braunau durch Wegnahme neu erbauter evangelischer Kirchen im Jahre 1618 eine allgemeine Empörung heraufbeschworen. Als nämlich 2 protestantische Gemeinden in dem Städtchen Klostergrab und in Braunau mit Zustimmung der evangelischen Stände sich neue Kirchen bauten und durch den Widerspruch des Erzbischofs und des Abts, daß sie als Grundherrn zu bestimmen hätten, welcher Glaube in ihren Gebieten herrschen solle, sich nicht stören ließen, wurden die Kirchen erst geschlossen, dann niedergerissen, und die Widerspenstigen in's Gefängniß geworfen. Ganz Böhmen gerieth darüber in Bewegung. Die evangelischen Stände, an ihrer Spitze Graf Matthias von Thurn, richteten sofort an die kaiserliche Statthalterschaft und an den Kaiser Matthias selbst Bittschriften um Aufrechterhaltung des Majestätsbriefs gegen solche gewaltsamen Eingriffe in die Freiheiten des Landes, welche beobachten und schützen zu wollen der Kaiser den Eid auf's Evangelium geleistet habe. Die Statthalter, namentlich der Burggraf Slawata und Martiniz, waren schon länger als unversöhnliche Feinde der Reformation verhaßt, und lastete auf ihnen die Beschuldigung, durch Versagung der Taufe, der Trauungen und Begräbnisse ihre protestantischen Unterthanen zur Rückkehr zum Papstthum gezwungen, auch die evangelischen Bauern mit Hunden in die Messe gehetzt zu haben. Auf den alsbald erfolgenden abschläglichen Bescheid des Kaisers, der noch obendrein die Rebellen zu bestrafen drohte, erklärte eine Deputation der evangelischen Stände auf dem Schlosse in Prag, wohin ihnen die empörte Menge nach-

drang, der Statthalterschaft, besonders gegen Slawata und Martiniz gewendet: nicht wir haben die öffentliche Ruhe gebrochen, Ihr seid die Schelme, welche die Freiheit des Landes verrathen. Als Martiniz sich verantworten wollte, rief Einer, Wenzel von Raupowa: Wozu die Umstände; man werfe die Herrn nach altböhmischem Gebrauch zum Fenster hinaus. — Die Fensterflügel wurden aufgerissen, und die beiden Verhaßten wurden hinuntergestürzt, ihnen nach eine Creatur von Beiden, der Geheimschreiber Fabricius. Der Aufstand griff nun dermaßen um sich, daß bald in ganz Böhmen nur noch drei Städte dem Kaiser zugethan blieben, alle übrigen aber sich den Aufständischen anschlossen. Gegen die Jesuiten erging ein Verbannungsdecret, in welchen es hieß, daß dieser giftige, scheinheilige Orden die Hauptursache aller Unordnungen und des Unglücks sei, dem seit ihrem Eindringen das Königreich ausgesetzt gewesen. Im folgenden Jahre 1619 starb Kaiser Matthias, und obgleich Erzherzog Ferdinand zu seinem Nachfolger in den österreichischen Erblanden und zum König von Böhmen designirt war, wie er auch nachher zum deutschen Kaiser gewählt und als Ferdinand II. in Frankfurt gekrönt wurde, so erklärte man ihn doch in Böhmen als Erbfeind der Gewissensfreiheit, als einen Sclaven Spaniens und der Jesuiten aller Ansprüche auf die böhmische Königskrone für verlustig und rief den protestantischen Churfürsten von der Pfalz, Friedrich V., zum König von Böhmen aus. Ihm huldigte auch Mähren und Schlesien, wo es ebenfalls zu offener Empörung gekommen war; die Mitglieder der evangelischen Union, desgleichen Dänemark, Schweden und Andere erkannten ihn ebenfalls an. Während nun auch Graf Thurn als Oberbefehlshaber des durch ein allgemeines Aufgebot zu-

sammengebrachten böhmischen Heeres in Oesterreich glänzende Fortschritte machte, nachdem er schon ein früheres Mal vor Wien gerückt und Ferdinand in die größte Bedrängniß gebracht hatte, schien sich die Uebermacht im deutschen Reich entschieden auf die Seite des neuen Glaubens zu wenden. Doch kam es bald anders. Herzog Maximilian von Baiern, mit dem der Kaiser einen Vertrag schloß, stellte ein ligistisches Heer auf, über welches der bairische Feldherr Tilly den Oberbefehl führte, und im November 1620 kam es am weißen Berg vor Prag zu einer Schlacht, in welcher der Sieg der katholischen Liga vollkommen war. Friedrich V., der sich als König nicht die nöthige Haltung zu geben gewußt, und den die evangelische Union im Stich gelassen hatte, mußte fliehen, indeß der kaiserliche Bann ihm auf dem Fuße folgte, und sein Stammland, die Churpfalz, von einem bairisch-spanischen Heere occupirt wurde.

Ueber Böhmen aber breitete nun der Geist grauenhafter, blutiger Rache seine dunklen Flügel aus. — Zwar wird behauptet, Kaiser Ferdinand habe anfangs kein Blut vergießen wollen. Aber die Jesuiten, welche der Kaiser alsbald restituirte, und die beiden Statthalter, die den Sprung aus dem Fenster nicht vergessen hatten, drangen auf Hinrichtung der Häupter des Abfalls, daß ein fürchterliches Exempel statuirt werde. — Graf Schlick und dreiundzwanzig andere der angesehensten, ehrenhaftesten Männer wurden enthauptet, Andere gehenkt, Andere mit Ruthen aus der Stadt gepeitscht, zu ewiger Verbannung, Viele mit ewiger Kerkerstrafe belegt; die Namen der Flüchtigen wurden auf schwarzen Tafeln an den Galgen geschlagen; alle Güter der Hingerichteten wie der Geflohenen wurden confiscirt; — ungerechnet sonstiger Greuel im Einzelnen, die

sich nicht erzählen lassen. — Einige Zeit später kam die Reihe an die protestantischen Geistlichen in Prag und im ganzen Lande. Eigne Commissäre, von einer Anzahl Reiter begleitet, zogen von Stadt zu Stadt, von Dorf zu Dorf, und trieben sie in die Verbannung, ebenso alle protestantischen Rathsmitglieder in den Städten, desgleichen die evangelischen Professoren der Universität Prag, welche ganz in die Hände der Jesuiten gegeben wurde. — Darnach erschien ein scharfes kaiserliches Mandat: alle begüterten Einwohner des Königreichs, die sich irgendwelcher Theilnahme am Verbrechen der Rebellion bewußt wären, sollten sich vor dem Statthalter stellen, ihre Missethat bekennen und um Vergebung flehen. Da den Nichterscheinenden mit dem Tode gedroht wurde, so kamen über 800, meist vom Adel, und klagten sich selbst an, worauf man ihnen erklärte, Ehre, Leib und Leben wolle ihnen der Kaiser aus besonderer Milde schenken, behalte sich aber vor, über ihre Güter zu verfügen. In Folge davon verlor Mancher die Hälfte oder ein Drittel, Mancher alle seine Güter; sämmtliche Confiscationen berechnet man auf 40 Millionen Gulden, nach den jetzigen Geldverhältnissen die enorme Summe von etwa 100 Millionen. Das Meiste davon floß den Jesuiten zu und dem katholischen Adel, welchem man die eingezogenen großen Güter um einen Spottpreis überließ. Hier legte auch Wallenstein den Grund zu seinen unermeßlichen Reichthümern sowie zu seiner nachmaligen Größe. Die Verzweiflung der Beraubten war entsetzlich, das Maß des Jammers aber mit dem Allem noch nicht voll. Hing ja die große Mehrzahl des Volkes noch am evangelischen Glauben, und unaufhörlich raunten die Jesuiten, namentlich der Beichtvater Lamormain, dem Kaiser zu, die

die katholische alleinseligmachende Kirche müsse in ihrer ganzen Reinheit hergestellt werden. — Da erschien 1624 ein abermaliges Mandat, welches hartnäckige Evangelische aller bürgerlichen, ja aller Menschenrechte beraubte. Nur einige Hauptartikel lassen Sie mich der Merkwürdigkeit wegen anführen. Kein Nichtkatholischer kann nach dem erwähnten Mandat in Böhmen das Bürgerrecht erlangen oder irgend ein Gewerbe treiben. Kein Nichtkatholischer darf heirathen, keiner letztwillig verfügen. Die Armen in den Hospitälern, welche nicht in bestimmter Frist zur römisch katholischen Kirche übertreten, sollen entfernt werden. Wer in seinem Hause protestantischen Unterricht duldet, verliert alle seine Habe und wird aus der Stadt gepeitscht. Wer von dem glorreichen Hause Oesterreich, oder von der katholischen Kirche oder von der heiligen Jungfrau ungeziemend redet, soll seine Güter verlieren und am Leben gestraft werden. — Darnach gingen in Prag Priester von Haus zu Haus und fragten Mann und Frau, Kinder, Knechte und Mägde: seid Ihr katholisch geboren? Seid Ihr's geworden? Versprecht Ihr, es zu werden? Wollt Ihr's auf keine Weise werden? — Da die Zahl der Verneinenden zu groß war, um nicht bei einem raschen weiteren Vorgehen Aufruhr zu befürchten, so wurden erst vier der angesehensten Bürger Prags verbannt, dann je 50, je 60, bis zuletzt nur armes Gesindel übrig blieb, das für Almosen aus den Klöstern katholisch wurde. Auf dem Lande verfuhr man noch strenger. Die berüchtigten Dragonaden Ludwigs XIV. fanden hier schon ihr Vorbild. Mönche, von Dragonern begleitet, schickte man in Städte und Dörfer, um zu bekehren, und unerhörte Greuel bezeichneten ihren Pfad. In Königgrätz z. B. hetzten einige Hundert Kroaten das Volk mit blosem Säbel in die Messe. Während man wider-

spenstige Männer in's Gefängniß schleppte, legte man den verlassenen Weibern und Töchtern 20, 30 Soldaten in's Haus, welche die äußersten Schandthaten verübten. Als die Stadt Prachatiz bei'm Anrücken der Soldateska die Thore schloß und sich drei Tage lang vertheidigte, hieb die endlich eindringende wüthende Bande Alles nieder, und in einigen Stunden lagen 1660 Leichen auf den Gassen. In Lissa zündeten die Bewohner selbst ihre Häuser an und entflohen mit Weib und Kindern. Viele Tausende in Dörfern und Städten verließen Alles und suchten auf verborgenen Pfaden, unter Hunger und Kummer, Zufluchtsstätten in Siebenbürgen, in Sachsen, in Brandenburg und weiter, während viele Andere sich im Dickicht der heimathlichen Wälder, in Gebirge und Schluchten versteckten, sodaß, als Kaiser Joseph II. hundert einige dreissig Jahre später das Gewissen seiner Unterthanen frei gab, noch viele Tausende zum Vorschein kamen, die in Jammer und Elend dem evangelischen Glauben ihrer Väter treu geblieben waren. — Eben aus jener Schreckenszeit stammen auch viele Böhmische oder Mährische Brüder, welche in den Zwanziger Jahren des vorigen Jahrhunderts bei dem Grafen Zinzendorf in Schlesien Aufnahme fanden, (von ihrer Ansiedelung in Herrenhut Herrnhuter genannt) und die dem Grafen zur Stiftung einer erneuerten Brüdergemeinde Anlaß gaben.

Im Ganzen rechnet man über 30,000 Familien, die unter Ferdinand II. um ihres Glaubens willen Böhmen verließen, und zwar die Gewerb- und Kunstfleißigsten, die Reichsten und die Gebildesten. Der Wohlstand des Landes war auf lange Zeit zerstört, Künste und Wissenschaften nicht min-

der; indeß die Jesuiten einen Triumph feierten, um den sie kein nur irgend menschliches Gefühl beneiden möchte.

Doch genug von solch grausigem Anfang des dreisigjährigen Krieges. Gehen wir jetzt zur Mitte desselben über.

Nachdem in Folge der für Friedrich V. verlorenen Schlacht bei Prag die Pfalz erobert und die pfälzische Churwürde an Herzog Maximilian von Baiern gekommen war, zog Tilly nun mit dem kaiserlich-baierischen Heere wie in verwüstendem Sturm nach Niedersachsen, während bald auch Wallenstein mit einem auf eigene Kosten geworbenen Heere von 40 bis 60,000 Mann auf dem Kriegsschauplatz erschien. König Christian IV. von Dänemark, mit dem sich die protestantischen Fürsten in ihrer Bedrängniß verbunden hatten, ward 1526 bei Lutter am Barenberg (im Braunschweig'schen) von Tilly geschlagen; und da jetzt die ligistischen und kaiserlichen Truppen ganz Deutschland besetzt hatten, glaubte man, gegenüber den Protestanten in ihrer mißlichen Lage Alles wagen zu dürfen. — Schon seit mehreren Jahren hatten nämlich die eifrigsten Katholiken, unterstützt vom päpstlichen Nuntius Caraffa, darauf gedrungen, daß alle seit dem Passauer Vertrag und in Folge des Augsburger Religionsfriedens eingezogenen Kirchengüter wiederhergestellt würden. Immer stürmischer wiederholte man jetzt dieses Verlangen. Die kaiserlichen Beichtväter, Pater Lamormain und Pater Weingärtner, zeigten Ferdinand die Flammen des Fegfeuers, wenn er die Sache Gottes unterlasse, die Glorie des Himmels, wenn er folge, — und obgleich der meist weltliche Rath abrieth, unterzeichnete der Kaiser dennoch im Jahr 1629 das verhängnißvolle sogenannte Restitutions-Edikt. In demselben wird bei Strafe der Reichsacht befohlen: Alle seit dem Passauer Ver-

trag, also seit schon 77 Jahren eingezogenen Stifter, Klöster und andere Kirchengüter sollen den Katholiken wieder erstattet, und alle gegen den sog. geistlichen Vorbehalt eingezogenen Stifter wieder mit katholischen Prälaten besetzt werden; ferner: Die katholischen Reichsstände haben das Recht, ihre Unterthanen zu ihrem Glauben zu nöthigen oder sie im Falle der Widersetzlichkeit zu verbannen. Auch sollen fürder nur die evangelischen Reichsstände, welche der unveränderten Augsburger Confession anhangen, die Wohlthat des Augsburger Religionsfriedens genießen, alle anderen Sekten aber, namentlich die Zwingli'schen und Calvin'schen, also die specifisch sog. Reformirten im Reiche ferner nicht geduldet werden.

Ein fürchterlicher Schlag für die Evangelischen! Der Besitz sämmtlicher protestantischen Fürstenhäuser wurde dadurch in Frage gestellt. Im Niedersächsischen Kreise traf das Edict die Erz- und Hochstifte Magdeburg, Bremen, Verden, Minden, Halberstadt, Lübeck und Ratzeburg, im Obersächsischen Kreise sieben Hochstifte, außerdem in Nord- und Süddeutschland zahllose alte Klöster. Baierische und kaiserliche Kriegsvölker verbreiteten sich sofort über ganz Deutschland, um allen Widerstand niederzuschlagen. In Würtemberg u. a. wurden sämmtliche ehemalige Klöster von friedländischen Reitern und katholischen Pfaffen besetzt und die evangelischen Prälaten vertrieben. Die Gesellschaft Jesu insbesondere wußte sich ein gutes Theil der Beute zuzueignen und hier und dort ein Kloster, ob es auch früher den Benedictinern gehört hatte, ein Seminar und am liebsten eine Universität, wie z. B. Tübingen, an sich zu reißen. Am härtesten behandelte man die Reichsstädte. So wurden unter anderen in dem fast ganz evangelischen Augsburg die evan-

gelischen Prediger vertrieben und die alten Kirchengüter wieder von den Katholiken in Besitz genommen, während ein vor dem Rathhause aufgerichteter Galgen die Einwohner belehrte, daß es Zeit sei, sich jetzt wieder unter das römische Joch zu beugen.

Doch es ist ein Maß in den Dingen und eine gewisse Grenze, an der, wenn's zum Aeußersten gekommen, sich endlich Alles bricht und wendet. Ja wenn Drangsale, die über jedes ertragbare Maß hinaussteigen, auch bis zur Verzweiflung führen, so kann doch diese selbst Kraft, Muth und Willen wieder hervorrufen und beleben; oder die Rettung kommt von außen, und indem wir schon Alles verloren geben, ist der Retter vor der Thür. So war es hier. In tiefer Nacht erschien verheißungsvoll am deutschen Himmel der Stern des Nordens in seinem Strahlenglanz, der Schwedenkönig Gustav Adolf kam. Schon früher hatten mehrere deutsche Fürsten ihn für die evangelische Union zu gewinnen gesucht, doch ohne Erfolg, da ein Krieg mit Polen alle seine Kräfte in Anspruch nahm. Nur dem von Wallenstein bedrängten Stralsund hatte er eine Unterstützung zu Theil werden lassen. Jetzt aber, nach glücklicher Beendigung des polnischen Krieges, war er entschlossen, die Sache des Protestantismus in Deutschland zu der seinigen zu machen und den evangelischen Glaubensgenossen in ihrer Noth beizustehen. Die Macht des Kaisers schreckte ihn nicht, vielmehr wollte er derselben Grenzen stecken, damit sie sich nicht zur Universalmonarchie wohl auch über die skandinavischen Reiche hinaufarbeite; nicht minder wollte er seinen von Wallenstein abgesetzten und vertriebenen Vettern, den Herzögen von Mecklenburg, ihr Land wiedergewinnen und Genugthuung haben für die Beleidigung, daß der Kaiser oder

eigentlich Wallenstein die schwedischen Gesandten vertragswidrig von der Theilnahme an den Friedensverhandlungen mit Dänemark schnöde zurückgewiesen hatte, während überhaupt ein hoher Drang nach Thaten ihn bestimmen mochte (wie einst Alexander den Großen), indem sein Zug nach Deutschland weniger das Werk kluger Berechnung war als eines begeisterten, durch religiöse Ideen verklärten Gedankens. Durch eine Reihe früherer Siege an ihren großen Führer gekettet, ausgestattet mit kaltblütigem Muth, wie er den Söhnen des Nordens eigen ist, an musterhafte Zucht gewöhnt, standen 14000 Mann unter Gustav Adolf zum Schlage bereit; über ebensoviele konnte er weiterhin verfügen, und der Reichthum seines Geistes ergänzte, was ihm an äußeren Mitteln abging. Neben trefflichen Heerführern vereinigte er selbst in seiner Person alle Gewalten, er war Feldherr und König zugleich.

Am 29. Mai 1630 verabschiedete er sich von den um ihn versammelten Reichsständen, welche er für den Fall seines Todes seiner Tochter Christine den Eid der Treue schwören ließ als künftiger Königin und Regentin des Reiches, indeß während ihrer Minderjährigkeit (sie war damals 4 Jahre alt) alle Geschäfte in den Händen des Reichsrathes bleiben sollten. Dann nahm er seine Tochter auf die Arme und empfahl sie den Ständen mit so rührenden Worten, daß die ganze Versammlung auf's Tiefste bewegt wurde. Auch des Königs Augen füllten sich mit Thränen. „Ich rufe den allmächtigen Gott zum Zeugen auf, sprach er, daß ich nicht aus Vergnügen fechte. Aber der Kaiser hat mich in der Person meiner Gesandten auf's Tiefste beleidigt; er leistet meinen Feinden Vorschub; er verfolgt meine Glaubensbrüder, die deutschen

Protestanten, die unter dem Joche des Papstthums seufzen und hülfeflehend die Hände nach uns ausstrecken. Wenn es Gott gefällt, soll ihnen diese Hülfe werden. Ich kenne die Gefahren, denen mein Leben ausgesetzt sein wird. Zwar hat mich die göttliche Vorsehung bisher wunderbar behütet, doch sehen wir uns jetzt vielleicht zum letzten Mal. Deshalb empfehle ich Euch Alle, ehe ich scheide, dem Schutze des Allmächtigen; ich flehe ihn an, über Euch Alle seinen zeitlichen und ewigen Segen auszuschütten, damit wir uns nach diesem kurzen Erdenleben in der Ewigkeit wiedersehen." Bei den letzten Worten erstickte seine Stimme; alle Anwesenden brachen in lautes Schluchzen aus. Nach einigem Schweigen schloß der König mit einem Gebet aus dem 90. Psalm, das er bei allen wichtigen Unternehmungen zu sprechen pflegte: „Herr, kehre Dich wieder zu uns und sei uns gnädig, fülle uns frühe mit Deiner Gnade, so wollen wir rühmen und fröhlich sein unser Lebenlang. Zeige Deinen Knechten Deine Werke und Deine Ehre ihren Kindern. Der HErr unser Gott sei uns freundlich und fördere das Werk unserer Hände, ja das Werk unserer Hände wolle er fördern!" Schon vorher waren im ganzen Reich 3 allgemeine große Buß- und Bettage angeordnet, welche noch lange Zeit auch nach des Königs Tode an den bestimmten Tagen gefeiert wurden.

Ende Mai wurden dann die Anker gelichtet, aber durch widrige Winde aufgehalten fand die Landung erst nach länger als 3 Wochen statt, und zwar auf der Insel Usedom. Es war das Johannisfest, der 24. Juni 1630, merkwürdiger Weise derselbe Tag, an welchem 100 Jahre zuvor die Evangelischen zu Augsburg ihr Glaubensbekenntniß dem Kaiser und Reich übergeben hatten. Gustav Adolf war der Erste,

der die deutsche Erde betrat; er fiel wieder auf seine Kniee und dankte Gott für seinen gnädigen Schutz mit dem inbrünstigen Flehen, ihm auch fernerhin Gnade und Segen zu verleihen. Zu seinen Offizieren, die durch den Anblick ihres betenden Königs ergriffen waren, sprach er: „Weinet nicht, sondern betet, je mehr Betens, desto mehr Sieg; fleißig gebetet ist halb gefochten."

Im Augenblicke der Landung fand Gustav Adolf keinen Widerstand. Die Truppen der katholischen Liga unter Tilly und Pappenheim standen zu entfernt. Wallenstein, der im Namen des Kaisers Pommern bis auf's Blut aussog und überall, wohin er mit seinem Soldatenheere kam, auf's Entschiedenste gebrandschatzt hatte, war zu der Zeit entlassen. Des Schwedenkönigs Heer dagegen wuchs auf deutschem Boden täglich. Unter dem Jubel des Volkes nahm er Stettin und andere Orte ein. Wie man ihm schon seines Glaubens wegen zum voraus gewogen war, so gewann ihm die durch den Ausdruck des Wohlwollens verklärte Majestät, seine Gestalt wie seine Rede augenblicklich Aller Herzen. Am Schlusse des Jahres 1630 war Pommern bis auf zwei feste Plätze erobert, gleichwie in Mecklenburg glückliche Fortschritte zur Vertreibung der Kaiserlichen stattfanden. Im Frühjahr 1631 sammelten sich dann die Kaiserlichen und Ligistischen unter Tilly's Oberbefehl mit ihrer ganzen Macht, um gegen die Schweden die Elbe zu halten und namentlich Magdeburg, das Bollwerk der Evangelischen, die reichste Stadt Mitteldeutschlands, zu erobern. Gustav Adolf stand mit seinem Heere zur Zeit in Brandenburg und war seines Theils zur Hülfe der hart bedrängten Stadt bereit, konnte es jedoch mit der weit überlegenen feindlichen Macht ohne den Beistand

der protestantischen Fürsten nicht aufnehmen. Diese aber waren unentschlossen und ungerüstet. Ja der Churfürst von Sachsen, der den Kaiser zum Freund behalten und den Krieg von seinen Grenzen abhalten wollte, versagte sogar den Schweden, die sich schon auf Wittenberg zu in Marsch gesetzt hatten, den freien Durchzug. Vergeblich wiederholte der König die dringendsten Anträge und sandte einen Eilboten nach dem anderen, während in Magdeburg die Noth auf's Höchste stieg. Trotz der heldenmüthigsten Vertheidigung der Belagerten eroberte Tilly allmählig alle Außenwerke; er erbot sich indeß, da Gustav Adolf dennoch zum Entsatz heranmahte, zu einem Vertrage; da derselbe aber nicht sofort angenommen wurde, dauerte das Feuer aus allen Batterien den 7., 8. und 9. Mai desselben Jahres mit gleicher Wuth fort, bis am 10. Mai die Stadt dem Verhängnisse erlag. Unter dem Prasseln der Gewehre, dem Dröhnen des groben Geschützes und dem Geläute der Sturmglocken hatte der Kampf unentschieden noch mehrere Stunden durch die Gassen gewogt, während Tilly sich zurückgehalten, und das ganze Gewicht des Kampfes auf Pappenheim gelegen hatte. Nachdem dann aber die Besatzung wie die Bürger mit den Waffen in der Hand überwältigt waren, wütheten die Pappenheimer, die Wallonen und Croaten mit Greueln, vor denen das Herz erbebt. Kein Mann erhielt Pardon; noch schlimmer ging es dem schwächeren Geschlecht. Mehrere edle Frauen entgingen den grauenvollsten Mißhandlungen durch heroischen Tod; 53 schlugen in einer Kirche, wohin sie sich geflüchtet hatten, Croaten den Kopf ab. Ein Mädchen sprang, um sich zu retten, in einen Brunnen; andere suchten ihr Heil in den Fluthen. Von Mittag an bis in die Nacht stand die Stadt nach allen Seiten

hin im Feuer; nur 140 kleine Fischerhütten, das Liebfrauenkloster, einige Häuser um den Dom und dieser selbst blieben stehen. Unzählige Menschen waren mitverbrannt; über 6000 Leichen wurden in die Elbe geworfen, und die Gesammtzahl der Umgekommenen belief sich auf 25,000. Ohne die herzzerreissenden Bilder aller Schrecknisse weiter auszumalen, lassen Sie mich nur hinzufügen, daß Tilly als den Haupturheber derselben Pappenheim bezeichnet, für sich selbst aber das Schicksal der Stadt bedauert haben soll. Wie dem aber auch sei, jedenfalls erlaubte er eine dreitägige Plünderung in den Gewölben und den rauchenden Trümmern und ließ zum Schlusse der entsetzlichen Katastrophe in dem rasch wieder katholisch gemachten Dome unter dem Donner der Kanonen, umgeben von entmenschten Horden, ein Te Deum singen.

Doch nicht dem Kaiser oder dem Churfürsten von Baiern, sondern Gustav Adolf erwuchsen aus der Asche Magdeburgs Triumphe. Hessen und Weimar schlossen sich den Schweden an, desgleichen der Churfürst von Brandenburg. In Mecklenburg wurde der frühere Herzog wieder eingesetzt, und Tilly verlor in der Schlacht bei Breitenfeld, unweit Leipzig, am 2. Sept. desselben Jahres 1631 den langjährigen Ruhm der Unbesiegbarkeit. An dem einzigen Tage wurde sein Heer so gut wie vernichtet; 22 Standarten und 70 Fahnen fielen Gustav Adolf als Trophäen in die Hände. Vollends schlugen nun die Herzen des Volkes dem Sieger entgegen; der evangelische Glaube schien für immer gerettet; in tausend und abertausend Häusern und den niedrigsten Hütten sah man seit der Schlacht des Königs Bildniß. Zunächst wurden Merseburg, Halle, Leipzig von den Kaiserlichen befreit. Dann zog der König nach Thüringen, dann nach Franken; Würzburg

und Aschaffenburg wurden eingenommen; auch Frankfurt öffnete Gustav Adolf seine Thore. Von da drang ein Theil des Heeres vor bis Castell, wo sich zum ersten Male die schwedischen Waffen in den Fluthen des Rheines spiegelten, und noch vor dem Schlusse des Jahres zog der König als Sieger in Mainz ein. Zugleich hatte Bernhard von Weimar Mannheim eingenommen; Wetzlar, Worms, Speier sammt vielen Orten und Bergschlössern am Rhein huldigten dem Sieger. Den letzten Tag des alten Jahres brachte er abwechselnd in Mainz und Frankfurt zu, wo sich ein glänzender Hofstaat um ihn sammelte, und Gesandte aller Mächte sowie Viele vom hohen und höchsten deutschen Adel vor ihm erschienen.

Der Feldzug des Jahres 1632 wurde in Franken eröffnet. Feldmarschall Horn nahm Bamberg ein, Gustav Adolf mit dem größten Theile des Heeres wandte sich nach Baiern. Als er von Fürth aus einer Einladung des Raths in Nürnberg folgte, empfing ihn vor den Thoren und auf den Straßen der alten deutschen Reichsstadt ein grenzenloser Jubel; Mütter hoben ihre Kinder in die Höhe, alte Leute weinten vor Freude, den Tag erlebt zu haben, an dem sie den Befreier Deutschlands, den Hort der evangelischen Kirche sehen durften. Auf dem weiteren Zuge gegen Augsburg kam es am Lech zu einem heißen Kampf mit der Heeresmacht Tilly's, welcher letztere jedoch von einem schweren Geschütze getroffen bald nach der Schlacht an seinen Wunden starb. Siegreich zog Gustav Adolf dann in Augsburg, einige Wochen später in München ein, und bald war ganz Baiern bis auf Regensburg in seiner Gewalt. Churfürst Maximilian von Baiern wandte sich in seiner Bedrängniß an Oesterreich und an den von Kaiser Ferdinand mit einer schrankenlosen

Ausdehnung der Macht rehabilitirten Wallenstein. Als sich dieser nun von Böhmen aus mit einem neugeworbenen Heere von 40 bis 50,000 Mann nach Sachsen wandte und alle bisherigen Triumphe des Schwedenkönigs zu vernichten drohte, brach Letzterer mit seinem Heere auf und erreichte am 1. November Naumburg, wo man eben vor dem nahen Einfall der friedländischen Söldnerschaaren zitterte. Bei Gustav Adolfs Einzug stürzte das Volk auf die Kniee nieder, sie streckten ihm die Hände entgegen, küßten den Saum seines Gewandes und segneten ihn als ihren Retter, während des Königs Geist einer solchen fast abgöttischen Verehrung widerstrebte, und er zu seiner Umgebung sprach: ich fürchte, daß der Himmel irgend ein Unglück über mich verhängt, denn diese Leute ehren mich mehr, als man einen Menschen ehren sollte. Am 5. November frühe brach er mit dem Heere von Naumburg auf, und als er dann erfuhr, daß der kaiserliche Feldmarschall Pappenheim nach Halle abgezogen sei, Wallensteins Truppen aber ganz unbesorgt in den Dörfern um Lützen, in einer Ebene, welche von der Landstraße nach Leipzig durchschnitten wird, zerstreut lägen, rief er aus: „Nun glaube ich wahrlich, daß Gott den Feind in meine Hände gegeben hat,“ und die Schlacht ward beschlossen. Wallenstein, als er das Herannahen der Schweden erfuhr, sandte durch Eilboten Befehl an Pappenheim: Laßt Alles stehn und liegen und ziehet herbei, daß Ihr morgen frühe bei mir eintrefft. — Fast in gleicher Stärke: Wallenstein mit 25,000, Gustav Adolf mit 20,000 Mann, lagen Nachts die beiden Heere einander ziemlich nahe und erwarteten ahnungsvoll den Aufgang der Sonne. Aber ein dichter Nebel bedeckte am 6. November Morgens die Ebene von Lützen. Das schwedische Heer verrichtete sein

Morgengebet. Die Trompeten bliesen Luthers Heldenchoral: „Ein' feste Burg ist unser Gott.“ Der König stimmte den Gesang an, zu dem er die Strophen selbst gedichtet haben soll: „Verzage nicht, Du Häuflein klein, obgleich die Feinde willens sein, Dich gänzlich zu zerstören, und suchen Deinen Untergang, davor Dir wird recht angst und bang. Es wird nicht lange währen. Tröste Dich nur, daß Deine Sach' ist Gottes, dem befiehl die Rach', und lasse ihn nur walten. Er wird durch einen Gideon, den Er wohl weiß, Dir helfen schon, Dich und sein Wort erhalten.“

Doch wird berichtet, daß der König an dem Morgen nicht dasselbe fröhliche Vertrauen gezeigt habe wie sonst. Sein hoher Geist griff prophetisch der Zukunft vor, er fühlte sich am Saume der Ewigkeit.

Gegen 11 Uhr zerriß die Sonne den Nebel. Auf dem linken Flügel commandirte Herzog Bernhard von Weimar, auf dem rechten der König selbst. Er ritt durch die Reihen und rief den Truppen zu: „Haltet Euch tapfer, steht fest zu einander und fechtet ritterlich für Gott, Vaterland und König.“ — Mit Waffengeklirr und freudigen Zurufen ward die Anrede erwiedert. Dann rief der König, die Augen gen Himmel gewandt: „Nun wollen wir in Gottes Namen dran. Jesu, Jesu, Jesu! laß uns heute zur Ehre deines heiligen Namens streiten!“ — schwang das Schwert über dem Haupt und commandirte: Vorwärts! —

Während der Schlacht fielen mehrere Kugeln aus den feindlichen Batterien dicht neben Gustav Adolf nieder. — Auf die Nachricht, daß sein Fußvolk zurückweiche, verließ er den rechten Flügel, der siegreich focht, um den Weichenden zu helfen, setzte rasch über die Gräben und gerieth mit nur

wenigen Begleitern unter einen Haufen feindlicher Küraſſiere. Sein Pferd bekommt einen Piſtolenſchuß, ein zweiter zerſchmettert des Königs linken Arm. — Indem er den ihm nahen Herzog von Lauenburg erſucht, ihn aus dem Gewühl zu bringen, erhält er einen zweiten Schuß in den Rücken und fällt vom Pferde, das ihn eine Strecke in den Steigbügeln fortſchleppt. Der ſchwediſche Kammerherr Truchſeß ſah einen kaiſerlichen Officier dieſen Schuß auf den König abfeuern. Der Herzog von Lauenburg, den man mit Unrecht des Schuſſes beſchuldigt hat, floh ſammt den Andern, und nur ein 18 jähriger Edelknabe war bei dem König geblieben. — Ehe dieſer junge Mann in Naumburg ſeinen Wunden erlag, erklärte er auf ſeinem Sterbebette vor Zeugen: als der König vom Pferde gefallen, habe er ihm das ſeinige angeboten. Der König habe beide Hände nach ihm ausgeſtreckt, er habe aber die Laſt allein nicht vom Boden aufheben können, worauf feindliche Küraſſiere gekommen ſeien, denen der König ſich ſelbſt zu erkennen gegeben, und von welchen Einer ihm mit dem Piſtol durch den Kopf geſchoſſen habe. — Schnell verbreitete ſich im ſchwediſchen Heere die Kunde von dem, was geſchehen. Der König iſt verwundet, gefangen, todt! lief es von Munde zu Munde durch die Reihen. — Mit unbeſchreiblicher Wuth, Alles vor ſich her zermalmend, ſtürzten ſich Reiter und Fußvolk, ihn zu retten oder zu rächen, auf den Feind. Die ganze kaiſerliche Reiterei auf dem linken Flügel wurde geworfen, die feindlichen Batterien wurden genommen, und ſchon war die Schlacht für Wallenſtein verloren, als Pappenheim auf dem Schlachtfelde eintraf. Seine Ankunft hatte die Schlacht erneuert, aber er ſelbſt wurde bald von zwei Kugeln tödtlich getroffen.

— Noch wüthete der Kampf auf beiden Seiten fort, bis endlich die Nacht über das Blutgefilde einbrach, und Wallenstein den Rückzug antrat. Auf dem Schlachtfelde, welches die Schweden behauptet, und wo 10,000 umher den letzten Schlummer schliefen, fand man die Leiche des Königs, ausgezogen, mit dem Angesicht gegen die Erde gekehrt, zertreten und von Wunden ganz entstellt. Noch in der Nacht brachte man dieselbe nach einem nahegelegenen Dorfe und legte sie vor dem Altar der Kirche nieder, von wo sie dann in einem einfachen Sarg nach Weißenfels gebracht, einbalsamirt und von einer Station zur andern geführt, endlich zu Stockholm in der Ritterholmskirche feierlich beigesetzt wurde. — Ein Reitknecht des Königs, Erichson, an der Seite seines Herrn verwundet, wollte nach seiner Genesung mit Hülfe der Bauern einen großen Stein an die Stelle wälzen, wo sein Herr bei Lützen gefallen war, und unter großem Wehklagen brachten sie ihn dahin, wo er noch heute steht. Es ist dieß der sogenannte Schwedenstein, über welchem nun die dankbare Nachwelt vor einigen 20 Jahren ein Denkmal aus Erz aufgerichtet hat mit der Inschrift: „Hier fiel Gustav Adolf am 6. November 1632. Er führte des Herrn Krieg. Unser Glaube ist der Sieg, der die Welt überwunden hat.“ — Um dieselbe Zeit wurde zu einem noch ungleich großartigeren, lebensvolleren, die ganze evangelische Kirche umfassenden Denkmal der Grund gelegt, dessen Bau sich seitdem von Jahr zu Jahr erweitert, und dem sich neuerdings auch ihr Frauenverein eingefügt hat, — der evangelische Verein der Gustav-Adolf-Stiftung, — der nicht nur den Namen des königlichen Helden als eine Zierde an seiner Spitze trägt, sondern auch herzhaft den Zweck verfolgt, überall, in und außer Deutsch-

land und bis in die weiteste Ferne zerstreute Genossen unseres Glaubens zu sammeln, das protestantische Bewußtsein in ihnen neu zu beleben und in ihrer kirchlichen Bedrängniß ihnen die helfende Bruderhand zu reichen, damit sie dem mit viel edlem Blut geweihten Bekenntniß ihrer Väter nicht verloren gehen.

Sehen wir nun noch einmal zurück auf den siegreich gefallenen Helden, den Retter des deutschen Protestantismus, so ist Gustav Adolfs höchstes Lob seine Geschichte. — Was sein Aeußeres betrifft, so verkündigte die Gestalt den Helden; um eines Hauptes Länge ragte er über die gewöhnliche Mannesgröße hervor. Das Haar war blond, fast goldfarben, weshalb ihn die Italiener re d'oro nannten. Muth und Hoheit funkelten aus den großen Augen. Der Ernst seines Gesichtes war durch einen lieblichen Ausdruck der Milde veredelt. Er sprach außer seiner Muttersprache latein, deutsch, französisch, italienisch, verstand englisch und spanisch und vereinigte Liebe zu den Wissenschaften mit Feldherrngröße. Ueber letztere hat sich als competenter Richter Napoleon I. ausgesprochen, indem er ihn zu den acht weltgeschichtlichen Feldherrn zählt, — zuerst Alexander von Macedonien, dann Hannibal, dann Julius Cäsar, mitten inne Gustav Adolf, dann Türenne, Prinz Eugen, Friedrich der Große von Preußen, und zuletzt er selbst, Napoleon. — Dabei gebührt ihm das Lob strenger Manns- und Kriegszucht, welche er einführte und aufrecht erhielt. Laster und Verbrechen wurden unnachsichtlich gestraft; Fluchen und gottlose Reden waren schwer verpönt; kein Uebelthäter wurde im Heer geduldet, Ehrenhaftigkeit und Gottesfurcht dem Soldaten zur ersten Pflicht gemacht. Morgens und Abends stellte sich jedes Regiment zum Gebete auf. Vor der

Schlacht wurde das Heer mit Gebet und geistlichen Liedern zur Tapferkeit entflammt, zur Todesverachtung erhoben. Und in des Königs Brust so gut als in der seiner Krieger lebte ein gesunder, kräftiger Glaube. Selbst Gfrörer, der in seiner Geschichte Gustav Adolfs mit dem Lobe eben nicht freigebig ist, erklärt ausdrücklich: „Gustav Adolf war im edelsten Sinne des Wortes fromm, fern von allem weinerlichen, scheinheiligen, heuchlerischen Wesen. Er trug die fast allen großen Männern gemeinsame Ueberzeugung in seinem Herzen, daß er ein Werkzeug der Vorsehung, ein Diener des Höchsten sei.“ Zwar hat man öfter die Frage aufgeworfen und Zweifel gehegt, ob er nicht, statt des Herrn Krieg zu führen, im Grunde doch für sich selbst Krieg geführt, um zu erobern und wohl gar mit der deutschen Kaiserkrone sein Haupt zu schmücken. Es ließe sich dagegen fragen, wäre er länger am Leben geblieben, und die Wahl auf ihn gefallen, ob er solcher Krone weniger würdig gewesen als der Spanier Karl V., der nie ein Herz für Deutschland hatte, und dem die Ausrottung der evangelischen Lehre eine Hauptaufgabe seines Lebens war, — oder als der bigotte Ferdinand II., der sich selbst „den Sohn der Jesuiten“ nannte, und der vor dem Altar der heiligen Jungfrau zu Loretto den Ketzern unversöhnlichen Haß geschworen. Wie dem aber sein mag, auch Gustav Adolf blieb Mensch, und ob immerhin durch seinen Sieg und durch das Zujauchzen des evangelischen Volkes in allen deutschen Gauen hochfliegende Pläne, die ihn später vielleicht zu weit fortgerissen, sich in seiner Seele geregt haben: — bei'm Aufschauen zu ungewöhnlichen Geistern darf das reine Gefühl ihrer Verehrung der Argwohn nicht trüben, zumal wenn der Tod versöhnend zwischen eintritt, und der Strei-

ter für die gute Sache im Schlachtengetümmel heldenmüthig fällt.

Eilen wir nun zum Schlusse der langen blutigen Handlung. Obgleich nach der Schlacht bei Lützen der Krieg mit allen Greueln eines Religionskrieges noch mehr als 12 Jahre wüthete und einen großen Theil unseres deutschen Vaterlandes zur Wüste machte, indeß das Kriegsglück zuweilen schwankte, so war doch die protestantische Sache überwiegend siegreich, und die 1645 in Münster und Osnabrück begonnenen Friedensunterhandlungen führten endlich zum Westphälischen Frieden am 14. October 1648. Durch denselben erlangten die Protestanten in Deutschland völlig gleiche Rechte mit der katholischen Kirche. Der Augsburger Religionsfriede wurde bestätigt, und die bisherigen Streitigkeiten über einzelne Artikel desselben wurden geschlichtet. Sämmtliche Feststellungen sollten auch für die Reformirten gelten, welche hier zuerst förmlich anerkannt wurden. Dagegen ließ der Kaiser die Ausdehnung des Friedens auf seine Erblande nicht zu, während der Papst in einer eigenen Bulle „zelo domus dei" gegen den Frieden förmlich protestirte und nach den üblichen Wehklagen über den der römischen Kirche zugefügten Nachtheil alle Artikel in Betreff der den Häretikern gewährten Rechte und Freiheiten, mit Berufung auf seine Machtvollkommenheit, für alle Zeiten buchstäblich verwarf, annullirte, cassirte und verdammte. — Blieb die Protestation freilich ohne Wirkung, so ist sie doch nimmer zurückgenommen, sondern besteht bis auf diesen Tag, sodaß alle Bedrückungen und Quälereien, welche die Evangelischen in der Folgezeit noch erfuhren, namentlich in Salzburg, in Tyrol und in Oestreich, von römisch-katholischem oder papistischem Standpunkte aus als gerechtfertigt erschei-

nen. Um so ernster wollen wir denn zum vorläufigen Schluß der bisherigen Vorlesungen und im Rückblick auf dieselben die apostolische Mahnung beherzigen: „Halte, was du hast!“ und abermals: „So bestehet nun in der Freiheit, damit Christus uns befreiet hat, und laßt euch nicht wieder unter das knechtische Joch fangen.“ Ist es ja von ewiger Geltung, was Christus zu den Seinen spricht:

> „So ihr bleiben werdet in meiner Rede, so seid ihr meine rechten Jünger und werdet die Wahrheit erkennen, und die Wahrheit wird euch frei machen.“

Elfte Vorlesung.

Französische Reformation mit einem Blick auf die Schweiz.

Verehrte Anwesende!

War es bisher die deutsche Reformation, welche wir mit Recht ausführlicher betrachteten, so dürfte es nicht ohne Interesse sein, die mit ihr zusammenhängenden, ähnlichen, ja ihren tiefsten Gründen nach gleichen Vorgänge auf anderen Gebieten des europäischen Lebens uns zu vergegenwärtigen. — Wie nämlich durch das göttliche Walten Alles auf Erden seine Zeit und Stunde hat, so erwachte, als die Zeit gekommen war, nicht nur in Deutschland, sondern fast zugleich in Frankreich, England, Schottland, in dem skandinavischen Reich, in den Niederlanden, ja selbst in Italien und Spanien der Geist des Protestantismus. Gegenüber einer verweltlichten, herrschsüchtigen Priesterschaft sucht derselbe, fern davon, einen Widerspruch gegen die Religion zu enthalten, diese vielmehr tiefer, geistiger, freier zu ergreifen und den christlichen Lehr- und Glaubensinhalt aus dem zufälligen, willkührlichen Gebilde der hierarchischen Epoche auf das Ursprüngliche, Wesentliche und

Ewiggültige zurückzuführen. — Wenn sich nun aber schon in Deutschland unter der Führung tieffsinniger, erleuchteter Geister und dem fast allgemeinen Zusammenstimmen der Nation die Reformation doch nur theilweise durchsetzte, und zwar nicht ohne gefahrvolle, blutige Kämpfe, so konnten diese noch viel weniger namentlich in Frankreich fehlen, wo seit Jahrhunderten Königthum und Kirche auf's Engste verbunden waren. Gehen wir denn auf die Geschichte dieser Kämpfe eben in unserem Nachbarvolke heute ein, und verweilen wir bei einigen der bedeutendsten Erscheinungen der französischen Reformation.

Die ersten Regungen einer kirchlichen Neuerung in Frankreich lassen sich zurückführen auf Jaques Le Fèbre (deutsch Faber oder Fabry), im 15. und in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts, also eine Zeitgenosse Luthers. — Er war ein Gelehrter, dem der Umfang und die Gediegenheit seines Wissens, die sittliche Haltung sowie die Milde und Sanftmuth, die sein ganzes Wesen athmete, eine höhere Würde verlieh. Während ihm die Welt in der Nähe und Ferne von einer tiefen Nacht des Aberglaubens bedeckt zu sein schien, knüpfte er eine Hoffnung der Erneuerung auf das Studium der Urkunden des Glaubens in der h. Schrift. — Aus den Briefen des Apostels Paulus insbesondere entnahm er Grundsätze über Rechtfertigung und Glauben, die der herrschenden Vorstellung von der Verdienstlichkeit äußerlicher guter Werke geradezu widerstritten. Schon über 80 Jahre alt legte er noch Hand an eine französische Uebersetzung der Bibel, welche die Grundlage der späteren Uebersetzung von Olivet und von Calvin wurde. In enger Verbindung mit einigen jüngeren Männern (namentlich Farel), welche durch die nach Frankreich vordringenden Schriften Luthers noch besonders angeregt

waren, unternahm es ein Freund und Gesinnungsgenosse Fabry's, Briçonnet, Bischof von Meaux, seinen Sprengel im evangelischen Sinn zu reformiren und Leben und Lehre umzubilden. Doch fanden alle derartige Bestrebungen in Frankreich den hartnäckigsten Widerstand. Die große theologische Facultät in Paris, die Sorbonne, welche starr und streng an den alten Satzungen festhielt, überwachte während des 15. und 16. Jahrhunderts gleichsam die Lehrmeinungen der gesammten Kirche und bekämpfte jede Neuerung. Wie früher schon Wiklef und Huß von ihr verdammt waren, so erregte vollends Luthers Angriff auf das bisherige System ihren ganzen Ingrimm und Widerwillen. Als ihr im Jahre 1520 die lutherischen Streitschriften vorgelegt wurden, ernannte sie eine Deputation in Sachen des Glaubens, auf deren Bericht Martin Luther, weil er die Meinungen der Doctoren und die Satzungen der Concilien verachte, verurtheilt und als ein Empörer bezeichnet wurde, dessen Anmaßung mit Kerker und Banden, ja mit Feuer und Schwert zu bekämpfen sei. Ueberhaupt ging die Sorbonne mit dem römischen Papstthum Hand in Hand, und da man die Ketzerei zugleich als ein bürgerliches Verbrechen betrachtete, so wurde ihr Urtheil in Bezug auf Ketzer und ketzerische Bücher für die französischen Parlamente, welche Criminalgerichtsbarkeit ausübten, entscheidend. Auch Fabry und Briçonnet sammt ihren Anhängern wurden durch solche mächtige Organe der alten Orthodoxie zum Schweigen gebracht und niedergehalten.

Auf dem französischen Thron saß damals König Franz I., bekannt durch seine wiederholten Kämpfe gegen Kaiser Karl V., welche ihm in Folge der Schlacht von Pavia eine lange Gefangenschaft zuzogen, welche er aber mit wenig Unterbrechun-

gen bis zu seinem Tode fortsetzte. Franz I. liebte weder das Parlament, noch die Sorbonne, am wenigsten die Mönche. Sein Volk nannte ihn den Vater der Wissenschaften, und schon lange beabsichtigte er, Erasmus, wohl den gelehrtesten Mann seiner Zeit, dessen Schriften Licht und Aufklärung weithin verbreiteten, in seine Nähe zu ziehen. Auch las der König zuweilen mit seiner Mutter und Schwester, Margaretha von Valois, der nachherigen Königin von Navarra, in der heiligen Schrift, gleichwie man von Dr. Luther und dessen Schriften am Hofe lobend sprach. Besonderer königlicher Gunst erfreute sich Louis de Berquin, ein entschiedener Anhänger der evangelischen Lehre, der von Gnade und Glauben, von der wahren kirchlichen Gemeinschaft und dem allgemeinen Priesterthum die weitgehendsten Vorstellungen hatte, daneben auch den Kölibat und die Unordnung der Klöster offen und hart angriff. Nachdem ihn der König einmal aus dem geistlichen Gefängniß befreit hatte, vermochte er indeß den abermals Angeklagten nicht zu retten, und Berquin wurde 1529 auf dem Greve-Platz in Paris verbrannt. Nachdem aber also der König einmal erlegen war, wagte es die Sorbonne, sich ihm entschieden zu widersetzen, und bald ließ er sich seiner leidenschaftlichen Natur nach fortreissen, selbst an der Unterdrückung reformatorischer Bewegungen Theil zu nehmen. — Als z. B. mehrere unbesonnene Neuerer die durch Herkommen geheiligte Verehrung des Sacraments verletzt hatten, gerieth der König in große Aufwallung, und 18 der Schuldigen mußten als Aufrührer mit dem Tod im Feuer büßen. Ja obwohl er aus politischem Interesse mit den deutschen Protestanten verhandelte und sogar im Interesse einer religiösen Vereinbarung Melanchthon zu sich einlud,

(welchem Vorhaben sich freilich die Sorbonne widersetzte), kam es doch unter demselben König noch zu schrecklichen Executionen im südlichen Frankreich, wo, wie wir neulich hörten, ganze Gemeinden harmloser Waldenser grausam hingewürgt wurden.

Eine selbstständigere Theilnahme widmete dagegen die vorhin genannte Margarethe von Navarra, mit ihrem hellen, durch keine Leidenschaft getrübten Geiste den religiösen Angelegenheiten; — aus Ueberzeugung neigte sie sich dem Protestantismus zu. In einer kleinen Schrift von ihr „Miroir de l'ame pêcheresse" ist nicht mehr vom Fegfeuer, noch von der Fürbitte der Heiligen, sondern blos vom Verdienste Christi und seinem Versöhnungstod die Rede. Auf ihrem von der unmittelbaren Einwirkung der Sorbonne unberührten Gebiete von Bearn setzte sie das Werk Fabry's und Briçonnets fort. Ersterer starb in ihrer Nähe. Auch anderen Flüchtlingen gewährte die Königin eine Freistätte, und in der Zurückgezogenheit ihrer späteren Jahre war es ihr das größte Vergnügen, mit gleichgesinnten Freunden über die Schrift und deren Auslegung zu forschen, bis sie ihren Tod kommen fühlte. Sie glaubte, derselbe sei ihr durch eine Erscheinung angekündigt, die ihr einen Blumenstrauß zeigte mit dem Worte „bald!"

Von dem eigentlichen Frankreich lassen Sie uns nun für einige Augenblicke nach der französischen Schweiz hinübersehen, wo die reformatorische Saat einen günstigen Boden fand und unabhängiger von feindlichen Mächten zu bedeutenden Hervorbringungen reifte. In der deutschen Schweiz hatte sich bereits durch Zwingli und seine Gesinnungsgenossen die Idee der Reformation siegreiche Bahn gemacht, als der

schon genannte thatkräftige Farel, Fabry's Schüler und Mitarbeiter des Bischofs Briçonnet, sich den Schweizer-Reformatoren anschloß und, da ihm die Rückkehr nach Frankreich verwehrt war, die Mission eines Reformators in den romanischen, Grenzländern übernahm. In seinem durch wiederholte Flucht gestählten Eifer war er ganz der Mann dafür. Er liebte es, in der Mitte der Gegner plötzlich hervorzutreten, unter wildem Getümmel das Wort zu ergreifen und das Toben empörter Volkshaufen zu bestehen. Wo man ihm die Kirchen verschloß, predigte er unter freiem Himmel, auf den Gottesäckern, den Marktplätzen, im offenen Feld unerschrocken, ob man ihm auch auf seinen Wanderungen auflauerte, und unter den Schlägen entrüsteter Feinde sein Blut emporspritzte. Da er an der Eidgenossenschaft, namentlich an Bern, einen Rückhalt hatte, so gelang es ihm nach und nach, in dem alten Burgund, in Aigle, Neufchatel und Valangin zu reformiren, und auch nach Genf brachte er zuerst die protestantische Lehre. Dort bestanden zu der Zeit drei verschiedene in einander greifende Gewalten, die des Bischofs, des Herzogs von Savoyen und der auf ihr Recht eifersüchtigen, energischen Bürgerschaft. Letztere schloß sich an die Eidgenossenschaft, von welcher die republikanische Partei Genfs den Namen „Eidgenots" annahm. (Nach Einigen soll davon die spätere Benennung der französischen Protestanten „Hugenotten" herrühren; nach Andern vom König Hugo Kapet, dessen Geist der Sage nach in Begleitung der wilden Jagd Nachts in der Gegend von Tours erschien, sodaß der Name Hugenotten etwas dem Aehnliches, eine plötzlich erscheinende, aus ihren Schlupfwinkeln hervorbrechende, tumultuarische Menge bezeich-

net würde, wie mit einer solchen die königlichen Truppen einmal eben bei Tours zusammenstiessen.)

Das Eindringen des Protestantismus in Genf brachte zunächst verhängnißvolle Conflicte hervor. Die religiösen Parteien verfolgten sich gegen einander, und oft kam es zu blutigen Raufereien. Der Bischof, mit dem Herzog im Bunde, sprach über die Stadt den Bann aus, den der Papst wiederholte. Zwar bildete sich anfangs um Farel eine kleine Gemeinde, aber bald mußte er weichen. Als er indeß nach einiger Zeit zurückkehrte, brachten seine Predigten eine unbeschreibliche Wirkung hervor. Priester warfen ihr Gewand vor dem Altar ab und bekannten sich zur neuen Lehre. In Folge eines veranstalteten Religionsgesprächs zwischen den streitenden Parteien traten selbst die früheren Verfechter der katholischen Sache zur protestantischen über. Die Bürgerschaft, noch besonders aufgeregt durch den an den Tag gekommenen Versuch, die vornehmsten protestantischen Prediger zu vergiften, legte endlich den Domherrn und den religiösen Conventen die Frage vor, ob sie zur Vertheidigung der Messe noch etwas zu sagen wüßten, und da Alles schwieg, wurde die fernere Feier derselben durch ein förmliches Edict verboten. Wer sich nicht fügte, mußte die Stadt verlassen. So zogen z. B. die Schwestern von St. Clara unter dem Geleit des Magistrats aus den Thoren und erkannten die Welt kaum wieder, von der sie so lange abgeschlossen waren. — Als nun aber über dieß Alles heftige Feindseligkeiten ausbrachen von Seiten des Herzogs und des Bischofs sowie vom katholisch gebliebenen Freiburg, da entschloß sich Bern, die Genfer nicht untergehen zu lassen, bemächtigte sich des Waadtlandes und gewährte der Unabhängigkeit und dem Protestantismus Genfs

eine mächtige Stütze. In einem General-Conseil der Genfer Bürgerschaft im Mai 1536 stellte der erste Syndicus die Frage, ob Einer der Versammelten gegen die Art und Weise, wie das göttliche Wort bei ihnen gepredigt werde, etwas einzuwenden habe, worauf Alle einmüthig ihren Entschluß erklärten, der römischen Kirche für immer abzusagen und bei dem evangelischen Gottesdienst zu bleiben. — Ohne Zweifel ein bedeutendes Ereigniß, daß hier, in der Mitte von Europa, unter einer romanischen Bevölkerung, die evangelische Lehre Wurzel faßte, und in Kraft der protestantischen Idee eine ansehnliche Stadtgemeinde von der geistlich-weltlichen Macht, der sie bisher unterworfen gewesen, sich frei machte.

Nun trat indeß die große Schwierigkeit hervor, unter Menschen, die sonst weltlich gesinnt waren, und die der religiöse Gedanke nur im Sturm der Begebenheiten ergriffen hatte, diesen Gedanken aufrecht zu erhalten und in's Leben einzuführen. Das dazu ersehene Rüstzeug war Johann Calvin, zwar schon der zweiten Generation reformatorischer Männer angehörend, in der Reihe derselben jedoch einer der hervorragendsten. Geboren im Jahre 1509 zu Noyon in der Picardie, hatte er dann in Paris studirt, sich mit Eifer der Theologie zugewendet und mit großem Fleiße in den Kirchenvätern, besonders Augustin, sowie in der h. Schrift selbst geforscht. Bis tief in die Nacht pflegte er zu studiren, und wenn er am Morgen erwachte, Alles, was er gelesen, sich in einsamer Stille zu überlegen. In seinem Aeußeren spiegelte sich der tiefe Ernst, der ihn innerlich beherrschte. Streng gegen Andere, war er es zuerst gegen sich selbst. Eine große Gelehrsamkeit, eine bewundernswerthe Kraft der Rede, unerschütterliche Standhaftigkeit gestehen ihm seine Feinde selbst

zu. Unter den Religionsverfolgungen in Frankreich ging er im Jahre 1533 nach Italien, lebte eine Zeit lang am Hofe der Herzogin Renata von Ferrara, einer Tochter Ludwigs XII., die der Reformation geneigt war, und wandte sich dann nach Basel, wo er sein berühmtes Werk Institutio religionis christianae (Unterricht in der christlichen Religion) mit einer Zueignung an König Franz I. herausgab, ein Werk, dem wohl kein protestantisches Lehrbuch jener Zeit an reichem Inhalt, an Scharfsinn und durchgreifendem Zusammenhang gleichsteht. Nur in zwei Puncten wichen seine Lehrbestimmungen von denen der übrigen Reformatoren mehr oder weniger ab, indem er theils mit Augustin annahm, daß die ewige Seligkeit oder Verdammniß dem Menschen von Anfang an im voraus bestimmt sei (die sogenannte Prädestinationslehre), theils im Abendmahl, in welchem er zwar auch wie Luther die Gegenwart des Leibes und Blutes Christi festhielt, diese Gegenwart jedoch gleichwie den Genuß des im Brod und Wein gegenwärtigen Erlösers nicht sowohl substanziell oder fleischlich, als vielmehr spirituell oder geistig auffaßte. Als er dann im Jahre 1536 nach Genf kam, war seine Absicht eben nur, Farel zu begrüßen, dann aber weiterzuziehen, um noch mehr zu sehen und zu lernen, wie er später oft geäußert, daß er nichts mehr gewünscht habe, als dieß sein Lebtag fortzusetzen, um so mehr als er von Natur furchtsam sei und den Streit meide. Farel aber wollte ihn nicht ziehen lassen, sondern kündigte ihm den Zorn des allmächtigen Gottes an, wenn er nicht bliebe, sodaß Calvin nicht länger zu widerstehen wagte. Er sagt, es sei ihm gewesen, als sehe er Gottes Hand aus der Höhe ausgestreckt, um ihn zurückzuhalten. Indem es nun galt, das Leben und die Sitten der

Genfer zu reformiren, so stieß Calvin wie Farel auf einen zunächst unüberwindlichen Widerstand, und nach einigen Jahren harten Kampfes wurde der neue Prediger als unbeugsam strenger Sittenrichter aus der Stadt verwiesen. Calvin ging nach Straßburg, wo er theologische Vorlesungen hielt, eine französisch reformirte Gemeinde um sich sammelte und sich mit den deutschen Reformatoren in nähere Beziehung setzte.

Bald zeigte es sich indeß, daß man ihn in Genf nicht entbehren konnte, und diejenigen, welche das Heil der Stadt in der Aufrechthaltung des Protestantismus sahen, riefen ihn und seine Collegen im Jahre 1541 wieder zurück. Zwar ungern, doch in Betracht, daß das menschliche Leben zum Kampfe bestimmt sei, gab Calvin dem Rufe nach, bestand aber nun darauf, die von ihm schon früher gewollte Kirchenzucht zur Ausführung zu bringen. Es wurden dazu aus den Räthen der Stadt 12 Aelteste gewählt, die mit dem Prediger das sog. Consistorium bildeten (was wir den Kirchenvorstand oder das Presbyterium nennen) zur Aufsicht über das religiöse und sittliche Leben der Gemeinde, und zwar mit dem Recht der Excommunication oder der Ausschließung von der Gemeinde, namentlich von der Theilnahme am Sacramente, in dessen geistlichem Genuß Calvin den Mittelpunct des kirchlichen wie des gesammten Lebens jedes Einzelnen erblickte. Nach der Tiefe seiner religiösen Anschauung sollte nämlich die Kirche eigentlich nur aus Erwählten bestehen; da er sich jedoch beschied, daß man diese von den Verworfenen nicht ohne Weiteres unterscheiden köune, so wollte er um so strenger diejenigen absondern, welche die Kirche als die Vermittlerin der Gemeinschaft mit Gott durch Wort und That verleugneten. So wurden unter Calvins Leitung, da er auch an

der weltlichen Gesetzgebung Theil nahm, dem äußeren Leben die strengsten Fesseln der Zucht angelegt, Tanz und Theater verboten, dem Aufwand in der Kleidung und bei den Mahlzeiten ein bestimmtes Maß gesetzt, auch das Lesen gewisser Bücher, unter andern der Ritterromane, des Amadis ꝛc. untersagt. Auf Treubruch in der Ehe wurde die Todesstrafe gesetzt; eine Frau, weil sie unzüchtige Lieder gesungen, wurde verbannt; Spieler stellte man mit den Karten in der Hand an den Pranger. Servet, welcher die kirchliche Dreieinigkeitslehre angriff, wurde deshalb der Gotteslästerung angeklagt, und da auf dieser die Todesstrafe stand, soll, wie Gegner ihm nachsagen, was aber keineswegs geschichtlich constatirt ist, Calvin seine Hinrichtung befördert haben, um die Welt vor der Verführung und Ansteckung zu bewahren. Daß eine so fanatische Strenge in dem lebenslustigen Genf durchdringen konnte, läßt sich wohl nur daraus erklären, daß die strenge Sittenzucht mit dem religiösen zugleich ein republikanisches Moment in sich schloß im Gegensatz zu der früheren Ueppigkeit und dem weltlichen Treiben, welches von der Hofhaltung der vorigen Herrscher, der Herzöge von Savoyen, und von den Häusern der reichen Domherrn ausgegangen war. Ob es daher denn auch an mannichfachen Kämpfen nicht fehlte, und es in der Stadt eine Partei der sog. Libertiner gab, die sich der geistlichen Gewalt des Consistoriums nicht fügen wollten, so blieb dasselbe doch unter Calvin im vollen Besitz der kirchlichen Zucht und der Gewalt der Schlüssel oder des Rechts der Excommunication.

Fassen wir die ganze Persönlichkeit und amtliche Stellung Calvins in's Auge, so verband er mit der äußersten Einfachheit im Privatleben ein hohes öffentliches Ansehen.

Ohne den Werth eines friedlichen Daseins zu verkennen, finden wir ihn doch unaufhörlich in leidenschaftlichem Kampfe; seine Natur soll gebieterisch und herrschsüchtig gewesen sein, wenngleich, wie er es meinte, er strenge war nur zur Förderung des religiös sittlichen Lebens, damit die Kirche Christi gebaut und dieselbe zu einer Gemeinschaft der Auserwählten, der Heiligen und Geliebten Gottes vollendet werde. In einer Sache, für die er jeden Augenblick persönlich mit dem Leben einzustehen bereit war, nahm er es sich auch nicht übel, wenn er, seinem eigenen Ausdrucke nach, vom Sturmwind ergriffen wurde; wie denn überhaupt sein Sinn und Wesen nicht erinnert an die milde Anmuth der Landschaft, in der er lebte, sondern an die rauhen Tage, die auch in ihr dann und wann eintreten, wenn die blauen Fluthen des See's brandend wie Meereswogen an's Gestade schlagen.

Viele um der Religion willen aus Frankreich Geflüchtete hatte er in Genf um sich gesammelt; viele Jünglinge waren von nah und fern zu ihm gekommen und wurden von ihm zu Religionslehrern gebildet. Da er nach zwanzigjähriger Amtsführung seine Kräfte der Anstrengung nicht mehr gewachsen fühlte, betrieb er die Stiftung der Genfer Universität, an welcher ihm der ehrwürdige Theodor Beza zur Seite trat. Calvin selbst starb 1564, noch nicht 60 Jahre alt, der zweite Stifter der Schweizerischen Reformation, die sich durch ihn vollendete und in weiteren Kreisen verbreitete.

Kehren wir nun nach Frankreich zurück und erinnern wir uns, wie König Franz I. wenigstens mit den Anhängern der Reformation sympathisirte, so hatten unter seinem Sohn und Nachfolger, Heinrich II., die Reformirten die grausamsten Verfolgungen zu erdulden. Wurde doch schon seit Ende des

12. und Anfang des 13. Jahrhunderts jede Abweichung vom römischen Kirchenglauben nach einer Bulle Innocenz' III. gleich den Verbrechen wider die Natur und als Beleidigung der göttlichen Majestät mit den härtesten Strafen belegt (namentlich mit dem Feuertode und mit Confiscation der Güter), zu deren Vollziehung sich die weltliche Gewalt unweigerlich hergeben mußte. Die Inquisitoren, welche unaufhörlich ketzerischer Bosheit nachforschten, brachten die Angeklagten vor die Gerichte, und diese erkannten fast immer auf die schwerste Strafe. Gegen Alle, welche verbotene Bücher lasen oder wider die heil. 7 Sacramente oder die Anrufung der Heiligen verstießen, war Scheiterhaufen und Einziehung der Güter oder Infamie an der Tagesordnung, wogegen die Mißbräuche der Kirche in empörender Weise nur noch immer zunahmen, wie denn z. B. König Heinrich II. die ihm zustehende Besetzung der geistlichen Pfründen größtentheils seiner Buhlin überließ, der Diana von Poitiers, Herzogin von Valentinois, derselben ränkevollen Frau, von welcher ein alter Geschichtschreiber sagt, daß sie 12 Jahre lang den Himmel so verschlossen hielt, daß nicht ein einziger Tropfen Gerechtigkeit, es sei denn verstohlen, auf Frankreich herabfiel. Dabei geschah es nicht selten, daß Günstlinge, die noch gestern Soldaten oder Hofleute gewesen, heute als Aebte oder im bischöflichen Ornate einhertraten, gleichwie es offenkundig war, daß ein Liebling des Königs, der Marschall St. André, die Verfolgung der Häretiker aus keinem anderen Grunde eifrigst beförderte, als um sich aus der Einziehung ihrer Güter zu bereichern.

Deßungeachtet wuchs die Zahl der Protestanten in Frankreich immer mehr an, und eben die Verfolgungen gaben

ihnen neue Lebenskraft. In der Normandie, in Orleans, Tours, Angers 2c. bildeten sich Gemeinden; in der Dauphiné und Provence, wahrscheinlich durch die Einwirkung der Waldenser, gedieh die neue Pflanzung besonders. Im Jahre 1558 glaubte man schon 400,000 Reformirte im Reiche zählen zu dürfen. Angesichts der errichteten Scheiterhaufen gaben sie sich im Jahre 1559 zu Paris eine gemeinschaftliche Verfassung; ein gemeinsames Glaubensbekenntniß wurde angenommen und gleichwie in Genf zur Einführung von Consistorien, Kirchenvorständen und zur Bildung von Synoden vorgeschritten. Als man dann aber nur um so stärker den König gegen die Abtrünnigen aufreizte, und dieser eben das Parlament und die Gerichtshöfe durch ein Rundschreiben zu äußerster Strenge gegen die Lutheraner und Calvinisten ermahnte, ereilte ihn der Tod noch in der Fülle des Lebens. Bei einem Turnier brach an seinem Visir die Lanze seines Gegners, ihre Splitter fuhren ihm in die Stirne, und wenige Tage darnach verschied er.

Heinrich des II. Sohn und Nachfolger, Franz II., als Dauphin im Alter von 15 Jahren mit Maria Stuart vermählt, schwach an Körper und Geist, bei seiner Thronbesteigung noch nicht 16 Jahre alt, war ein willenloses Werkzeug seiner Mutter Catharina von Medici und des Cardinals von Lothringen aus dem Hause Guise, eines heftigen Widersachers der neuen Lehre. Nachdem Letzterer schon unter dem verstorbenen Könige eine bedeutende Rolle gespielt, kam unter dem jungen König Franz II. die Leitung der Geschäfte vollends in seine Hände. Durch seinen Einfluß wurden sofort alle geheimen religiösen Zusammenkünfte der Hugenotten bei Todesstrafe der Anstifter verboten, und wer die Schlupfwinkel Verurtheilter angab, sollte die Hälfte ihrer Güter als Beloh-

nung erhalten. Als der Admiral von Coligny, einer der ausgezeichnetsten Männer des Reiches, schon längst für die neue Lehre entschieden, eine Bittschrift der Protestanten befürwortete, daß der König ihnen Kirchen bewillige zur Predigt und zur Feier der Sacramente, trat der Cardinal solchen Gesinnungen feindlich entgegen, und schon befürchtete man von ihm das Aeußerste, als der König, erst 17 Jahre alt, im Dezember 1560 eines plötzlichen Todes starb, und die höchste Gewalt in andere Hände kam. „Als Alles verloren war, wie Beza sagt, da wachte der Herr, unser Gott auf.“ Catharina von Medici, herrschsüchtig, wie sie war, hatte schon immer nach dem Augenblicke verlangt, wo sie mehr Theil an der Regierung bekäme, und das Uebergewicht des Cardinals und der Guisen überhaupt gebrochen würde. Nun, ohne sich lange damit aufzuhalten, den verstorbenen Sohn zu beklagen, erschien sie im Conseil mit dem Aeltesten der Ueberlebenden, dem die Thronfolge zukam, an der Hand. Es war dieß Carl IX., damals ein Knabe von noch nicht 11 Jahren, der die versammelten obersten Räthe der Krone auf die Befehle seiner Mutter anwies. Die Prinzen von Geblüt, namentlich der damals noch der Reformation geneigte, später freilich leichtsinnig von derselben abgefallene König Anton von Navarra, sollte ihr in der Regentschaft zur Seite stehen. Durch diesen Umschwung der Dinge ermuthigt, regten sich jetzt die Protestanten allenthalben, hielten ihre Gottesdienste öffentlich, verlangten Loslassung ihrer in der letzten Zeit eingekerkerten Glaubensgenossen. Die Mehrzahl der Parlamentsmitglieder faßten gleichzeitig den mildernden Beschluß, die Ketzer nicht mehr an Leib und Leben, sondern blos mit Verbannung zu strafen. Die Abgeordneten des Adels in der Ständeversamm-

lung forderten, daß der Verfolgung der Neugläubigen ganz Einhalt geschehe, und ein freies National-Concil berufen werde, um alle streitigen Artikel nach dem Wort Gottes zu entscheiden. Auch wurde auf Veranlassung der Regierung und des Prinzen Condé, eines Hauptführers der religiösen Neuerung, Theodor Beza herbeigerufen sammt anderen angesehenen reformatorischen Geistlichen, um mit den katholischen Prälaten eine Vereinbarung im Glauben zu versuchen. Ja durch Beza gleichwie durch die Königin Johanna von Navarra, wie Margarethe eine eifrige Bekennerin der neuen Lehre, hatte dieselbe auch am Hofe Eingang gefunden, während sie sich im Lande unaufhaltsam weiter verbreitete, und in manchen Bezirken die protestantische Lehrauffassung schon die Oberhand gewonnen hatte. Im Jahre 1561 wollte man bereits mehr als 2000 reformirte Gemeinden zählen, und im folgenden Jahre erschien ein Edict, welches alle Versammlungen der Protestanten für straflos erklärte und ihnen freie Religionsübung förmlich erlaubte.

Gleichwohl gab es noch mächtige Kräfte, welche sich den von der Regierung gemachten Zugeständnissen widersetzten und sie rückgängig zu machen suchten. Noch lebte der Cardinal von Lothringen; noch beherrschte den bei weitem größten Theil der Bevölkerung das alte Kirchensystem, welches alle seine Kräfte zusammenfaßte, um sich des verhaßten Feindes wieder zu entledigen. In Paris, wo man an 20,000 Hugenotten rechnete, fürchtete man von einem Zusammenstoß mit der gegen sie aufgereizten Menge tumultarische Bewegungen. Der Prinz Condé war von Schaaren bewaffneter Glaubensgenossen umgeben, die ihn begleiteten, wenn er zur Predigt ging oder von der Predigt kam. Catharina von Medici

selbst, die es meisterhaft verstand, zu schweigen und sich zu verstellen, ohne irgend tieferes menschliches und sittlich-religiöses Gefühl, ordnete Alles ihrer unersättlichen Herrsch- und Genußsucht unter. Wie es jedesmal die Verhältnisse oder ihre Entwürfe und leidenschaftlichen Bestrebungen erheischten, zeigte sie sich ebenso geneigt der religiösen Neuerung, als eifrig für Erhaltung des alten Glaubens. Eine Zeit lang schien sie sich für den neuen Glauben zu entscheiden, ließ in ihrem Zimmer calvinistisch predigen und gab dem Prinzen Condé wie dem Admiral Coligny unzweideutige Beweise ihres Vertrauens. Weiterhin entzog sie jedoch den Häuptern der protestantischen Partei ihre Gunst, gleichwie früher den Guisen, aus Besorgniß vor dem Wachsthum ihrer Macht, und um allem ehrgeizigen Streben nach Theilnahme an der Regentschaft ein Ende zu machen, ließ sie im Jahre 1563 ihren Sohn Carl IX., damals kaum 14 Jahre alt, durch das Parlament für mündig erklären, damit sie allein herrsche. Inzwischen dauerte der Kampf der Patrioten fort, und wiederholt kam es zu blutigen Zusammenstößen. Der Cardinal von Lothringen, noch immer von gleichem Haß gegen die Protestanten erfüllt, ließ nicht ab, die katholischen Massen zu fanatisiren, wozu die Jesuiten an ihrem Theil eifrigst mitwirkten, während man auch dem jungen König Mißtrauen und Verstimmung gegen die Neuerer einzuflößen suchte. So geschah es, daß im Jahre 1568 durch geheime königliche Befehle die Protestanten im ganzen Reiche der ihnen in früheren Friedensschlüssen wiederholt zugestandenen Religionsfreiheit beraubt wurden, indeß die Kriegsrüstung der Regierung es nicht bezweifeln ließ, daß es auf völlige Ausrottung der Ketzerei abgesehen sei. Da rüsteten auch die Protestanten,

und bald stand ihre Kriegsmacht dem königlichen Heere schlagfertig gegenüber. Nachdem in der ersten Schlacht der Prinz Condé verwundet, gefangen und als Gefangener erdolcht worden war, übernahm Coligny den Oberbefehl. In seinem Hauptquartier befand sich auch der Prinz von Nassau-Oranien, gleichwie Herzog Wolfgang von Zweibrücken ein bedeutendes deutsches Hülfsheer herbeiführte, wie denn auch nach einer zweiten verlornen Schlacht Coligny immer neue Kräfte sammelte, sodaß der Hof, des Feindes immer verjüngte Furchtbarkeit anerkennend, sich zum Frieden neigte. Es kam derselbe im Jahre 1570 unter den günstigsten Bedingungen für die Protestanten zu Stande, indem die Königin-Mutter ihren Sohn beredet haben soll, ihnen Alles zu bewilligen, um sie in der Sicherheit des Friedens desto leichter zu vernichten. Doch mag sich auch König Carl, jetzt 21 Jahre alt, wenngleich er oft durch maßlose Heftigkeit seine Umgebung erschreckte, dessen Herz aber unter den Verderbnissen des Hofs noch nicht ganz erstarrt war, wohl darnach gesehnt haben, den blutigen Parteiungen ein Ende zu machen und Friede und Eintracht in seinem Reiche wiederherzustellen. Jedenfalls empfing er Abgeordnete der Protestanten sehr wohlwollend und nahm zum Zeichen der Versöhnung den Admiral Coligny ebenso ehrenvoll als herzlich auf. Als dieser sich vor ihm auf ein Knie niederließ, hob ihn der König mit Rührung zu sich empor, indem er sprach: „nun habe ich Sie, und Sie sollen uns nicht mehr entweichen, wenn Sie auch wollten. Dieß ist der glücklichste Tag meines Lebens." Bald darnach kehrte Coligny ganz an den Hof zurück und hatte sich des vollen königlichen Vertrauens zu erfreuen, während die Königin-Mutter sammt den Guisen sich von den Geschäften zurückziehen zu

wollen schien. Eben um diese Zeit ging man damit um, Carls IX. jüngste Schwester Margarethe mit dem ältesten Sohne der Königin Johanna von Navarra, dem Prinzen Heinrich, (nachherigem Heinrich IV.) zu vermählen. Die Mutter, eine eifrige Protestantin, die auch ihre Söhne im evangelischen Glauben erzogen hatte, wurde für diese Vermählung gewonnen, weil durch dieselbe angeblich die beiden feindlichen Parteien vollends vereinigt werden sollten. Als sie sich aber im Frühjahr 1572 nach Paris begab, um Vorbereitungen zu dem Vermählungsfest zu treffen, starb sie darauf plötzlich, nicht ohne Verdacht einer Vergiftung. Nach beendigter Hoftrauer hielten ihr Sohn, der jetzige König von Navarra, und mit ihm der jüngere Prinz Condé (die nunmehrigen beiden Häupter der Protestanten) sammt einem zahlreichen Gefolge des protestantischen Adels, den der Hof förmlich eingeladen hatte, ihren feierlichen Einzug in Paris und wurden mit Jubel empfangen. Am 18. August desselben Jahres fand die kirchliche Einsegnung des königlichen Brautpaares statt, und mehrtägige glänzende Feste folgten. Als Coligny in den Tagen mit Carl IX. über kirchliche Angelegenheiten reden wollte, antwortete der König: „Lieber Vater (wie er den Admiral zu nennen pflegte), ich bitte, mir nur 4—5 Tage zu bewilligen, damit ich zu mir selbst komme, dann verspreche ich Euch bei meinem königlichen Wort, ich will Euch und Eure Glaubensgenossen zufrieden stellen." Ungeachtet wiederholter Warnungen von Freunden und trotz umherschleichender dumpfer Gerüchte ahnte Coligny nichts Arges, indeß über seinem Haupte schon das Verderben schwebte. Die Königin-Mutter Catharina von Medici mit ihrem jün-

geren Sohne Heinrich von Anjou sammt den Prinzen von Nevers und Montpensier, nachdem sie alle Künste aufgeboten, um den König gegen die Protestanten aufzureizen und sein Vertrauen zu dem Admiral zu erschüttern, beschlossen den Tod des Verhaßten, der sie all ihres bisherigen Einflusses und Uebergewichts beraubte. Einige Guisen wurden noch in's Geheimniß gezogen, ein Mörder gedungen, und am 22. August ward Coligny auf dem Weg aus dem Louvre nach seiner Wohnung durch einen Schuß verwundet.

Und damit stehen wir wie am Vorabend einer der grauenvollsten Auftritte in der Geschichte aller Zeiten, bekannt unter dem Namen der Bartholomäusnacht oder der Pariser Bluthochzeit als einer schauderhaften Nachfeier der Vermählungsfeier, die man eben begangen. Als eben der meuchlerische Anschlag gegen Coligny mißlungen war, und der König dem Verwundeten noch die vollste Genugthuung zuschwur, drangen die Königin-Mutter und ihre Vertrauten wie in der äußersten Noth mit der Vorstellung auf den König ein, daß sein Leben in höchster Gefahr schwebe, daß die Protestanten sich bewaffneten, daß deutsche Kriegsschaaren heranrückten, und daß Alles verloren sei, wenn man nicht durch Wegräumung Coligny's die Empörer ihres Führers beraube, die Rechtgläubigen versöhne und die Abtrünnigen zum Gehorsam zurückführe. Der König, anfangs jeder Gewaltthat widerstrebend, gerieth endlich seiner zuweilen sanften, im Grunde aber ungebändigten Gemüthsart nach in wilde Wuth, sprang auf wie ein Rasender und verlangte unter gräßlichen Flüchen, daß alle Hugenotten sterben sollten, und Keiner übrig bleibe, um den Tod der Gefallenen zu rächen. Nur Heinrich von Navarra und Prinz Condé sollten verschont bleiben. So

eben hatte man es gewollt, und zum Theil war für die Ausführung des Mordanschlags schon vorher gesorgt. Der Herzog Franz von Guise instruirte alsbald die Befehlshaber der königlichen Truppen; Marcel, ein der Königin-Mutter ergebener Bürger, bearbeitete die städtische Miliz und die Quartiervorsteher. Ein weißes Kreuz an der Kopfbedeckung, Scapuliere und Marienbilder am Halse sollten das Erkennungszeichen der Blutverschwornen unter einander sein. Nach Mitternacht, vom Samstag auf Sonntag, am 24. August 1572, gab die Glocke vom St. Germain l'Auxerrois das verhängnißvolle Signal. Die Guisen mit ihrer Schaar drangen in die Wohnung des Admirals. Einer der Wüthriche durchbohrte ihn mit dem Schwert, worauf man den Leichnam aus dem Fenster stürzte, den der Pöbel dann durch die Strassen schleifte. Als die königliche Familie im Louvre den ersten Schuß hörte, ergriff sie Schrecken; aber ein Bote mit des Königs Befehl, Coligny's Leben zu schonen, kam zu spät. Ebenso ging's mit dem Grafen Rochefoucauld, dem König persönlich befreundet, aber schon ermordet, als er ihn retten wollte. Bald entwich nun alles Gefühl der Menschlichkeit aus dem Gemüth des von Mordgeschrei, Waffengetöse, Wüthen und Jammern betäubten und zu tobendem Wahnsinn fortgerissenen Königs. Er selbst feuerte auf die Hugenotten mit diabolischem Frohlocken, je mehr ihrer niedergemetzelt wurden. Ueber 200 Edelleute fielen allein in der Umgegend des Louvre unter Mörderhänden. Auf Strassen und in Häusern war der Tod; weder Alter noch Geschlecht, weder Schönheit noch Amt und Würde fanden Schonung noch Mitleid, und allen Glauben übersteigt die teuflische Schadenfreude, womit Wüthriche sich an grausamen Todesqualen der Schlachtopfer ergötzten. Nach-

dem das Würgen den Tag durch bis zum Abend gedauert, verkündigte ein Herold den königlichen Willen, daß es aufhöre. Aber umsonst. 7 Tage hinter einander dauerte das Morden fort. Auch außerhalb Paris verbreitete sich der Greuel über Städte und Dörfer, und in Folge ausdrücklicher Aufforderung des Königs vom 28. August herrschte Blutvergießen in mehreren Provinzen 30 Tage lang. Zur Ehre der Menschheit werde es bemerkt, daß manche Statthalter und Befehlshaber der königlichen Ordre nicht Folge leisteten, und z. B. in Troyes selbst Scharfrichter die Execution gefangener Hugenotten verweigerten. In Lyon, Rouen und Orleans, wo Schlächter, Schmiede und raubsüchtiges Gesindel das Henkergeschäft übernahmen, fielen unter ihren Streichen je 900, 500, 600, in Paris nach der geringsten Angabe 3000, nach Andern über 10,000, darunter 500 vom Adel; in ganz Frankreich 30,000, einer anderen Berechnung nach 100,000. Das war die Frucht der von einer Catharine von Medici und ihren Anhängern, vom Cardinal von Lothringen, von Jesuiten und fanatischen Priestern ausgestreuten Saat, ein mit Bruderblut geschriebenes, unauslöschliches Warnungszeichen vor Aufwühlung feindseliger Leidenschaften, zumal auf religiös-kirchlichem Gebiet, wo die vom Geist der Finsterniß gegebene Losung in majorem Dei gloriam nur zu leicht die Macht der Hölle entfesselt und heraufbeschwört. So hatte man ja auch Carl IX. überredet, ein verdienstliches Werk zur Ehre Gottes wie zum Wohl des Staats vollbracht zu haben.

Am dritten Tag, nachdem das Blutvergießen angefangen, begab sich der König mit der Königin und glänzendem Gefolge zu einem Dankfest und feierlichen Hoch-

amt in die Kathedrale. Seiner nachherigen Erklärung im Parlament, er habe Alles anbefohlen, um sich und die Seinen und alle getreuen Unterthanen von einer großen, furchtbaren Verschwörung der Protestanten zu erretten, glaubte freilich Niemand, weder in Frankreich selbst, noch im Auslande. In der Schweiz, in den Niederlanden, in England, überall gab sich der tiefste Unwille, Zorn und Abscheu kund. Die deutschen Fürstenhöfe, namentlich der Churfürst von Sachsen, Brandenburg &c. ließen sich durch keinerlei Entschuldigungen der französischen Gesandten beruhigen. Selbst Kaiser Maximilian II., Carls IX. Schwiegervater, bezeichnete die Greuelthat als einen unaustilgbaren Schandfleck in der Regierung seines Eidams, während der französische Gesandte in London, Lamotte Fénelon, nach Paris schrieb: ich schäme mich jetzt, ein Franzose zu sein. Nur Philipp II. von Spanien und Papst Gregor XIII. ordneten Freuden- und Jubelfeste an mit Schauspielen und feierlichen Prozessionen, und damit Niemand an der päpstlichen Gesinnung zweifle, ließ letzterer eine Denkmünze schlagen mit der Umschrift: Pontifex Colignii necem probat! (Der Oberpriester billigt Coligny's Ermordung.) Wir verlieren darüber weiter kein Wort! Zum Zeichen aber, wie dem wuthentbrannten, bluttrunkenen Frevler, wenn es um ihn still geworden, die Furien des bösen Gewissens auf dem Fuße folgen, ob auch nur in Träumen und wilden Phantasien, — lassen Sie mich, zum Schluß für heute, nur noch Eins erwähnen:

Es mochte 8 Tage nach dem Blutbade sein, als Carl IX. einst mitten in der Nacht seinen Schwager, den neuvermählten Heinrich von Navarra, rufen ließ. Der fand ihn aus dem Bett aufgesprungen, weil ihm ein wildes Getöse ver-

wirrter Stimmen den Schlaf raubte. Auch Heinrich glaubte, diese Stimmen zu vernehmen, als ob es in der Ferne schreie und heule, tobe, fluche und seufze wie am Tage der Massacre. Man schickte in die Stadt, um zu fragen, ob ein neuer Aufruhr ausgebrochen. Die Antwort war, in der Stadt sei Alles ruhig, die Verwirrung sei in der Luft. Heinrich, der es selbst erzählt, hat dieses Vorgangs nicht gedenken können, ohne daß sich ihm die Haare sträubten.

Zwölfte Vorlesung.

Fortsetzung.

Französische Reformation.

Verehrte Anwesende!

Die Gräuel der Pariser Bluthochzeit und die darauf folgenden Bedrückungen der Hugenotten hatten nicht den gehofften Erfolg. Zwar ging Mancher wohl in die Messe, und wurden namentlich der junge Prinz Condé und Heinrich von Navarra durch Drohungen und Zwangsmittel dahin gebracht, ihren Glauben abzuschwören. Aber die sogenannten Bekehrungen dauerten nicht lange, gleichwie andererseits sogar aus Abscheu vor dem Geschehenen Manche (unter Anderen der Vicomte la Tour d'Auvergne) öffentlich vom Katholicismus zum Protestantismus übertraten. Ja trotz alles vergossenen Bluts ward doch die Absicht einer völligen Unterdrückung des evanlischen Glaubens nicht erreicht. Die übrig gebliebenen Hugenotten traten zu einem verzweifelten Widerstand zusammen und vertheidigten die ihnen früher als Sicherheitsplätze eingeräumten Festungen Nismes, Montauban und La Rochelle mit bewundernswürdiger Ausdauer. Unter fortwährenden Unruhen und Verschwörungen, Gewaltthätigkeiten und Hin-

richtungen verlebte Carl IX. seine letzten siechen Jahre. Täglich war er tiefsinniger, ängstlicher, unglücklicher geworden. Für Musik und Poesie, die er sonst liebte, hatte sich ihm der Sinn verschlossen. Wilde Jagd vom Morgen bis in die Nacht bei Sturm, Schnee und Regen konnten ihn kaum betäuben, viel weniger beruhigen. Nachts sah er im Traume Blutströme und Leichenhaufen, hörte Gewimmer und Todesgeschrei, er hielt sich für umringt von den Schatten der Ermordeten. — Während seiner letzten Lebenswochen zitterte er unaufhörlich, und wenn er hager, bleich und gebückt einherschlich, war es für seine Umgebung ein Anblick zum Entsetzen. Im Mai 1574, im Alter von noch nicht 24 Jahren, starb er; — sein letztes Wort war: „meine Mutter!"

Wohl verdient Carl IX. das strenge Urtheil, welches die Geschichte über ihn ausgesprochen hat. Doch dürfen wir es nicht übersehen, daß er von schlechter Umgebung, namentlich von seiner ränkevollen Mutter fast systematisch verdorben und aus dem Taumel leidenschaftlicher Erregung nie zu vollem Selbstbewußtsein erwacht war. So wurde es möglich, daß er sich in einer unglückseligen Stunde nach anfänglichem Widerstreben zu der That hinreissen ließ, die sein Andenken dem Abscheu und der Verwünschung preisgegeben hat.

Da der jüngere Bruder des Verstorbenen, Heinrich, Herzog von Anjou, inzwischen zum König von Polen gewählt war, so führte bis zu seiner Rückkehr nach Frankreich die Mutter, Catharine von Medici, die Regentschaft. Durch Gewaltmaßregeln hielt sie die Ruhe des Landes äußerlich aufrecht; im Grunde aber war Alles in Gährung, wie der venetianische Gesandte in Paris nach Hause schrieb: alle verständigen Männer ohne Unterschied des Bekenntnisses

finden wir über die Blutnacht entsetzt und beschämt. Sollte es in Frankreich dahin kommen, sagen sie, daß man sich nicht ruhig in sein Bett legen kann, aus Furcht, über Nacht umgebracht zu werden? — Nur einer Königin, die aus dem tyrannischen Blut der Medici stamme, und ihren Italienern seien Dinge der Art möglich.

Nachdem Heinrich von Anjou sein polnisches Reich aufgegeben und als H e i n r i c h III. den französischen Thron bestiegen hatte, verkündigte er, die Freiheit des Gewissens anerkennen, aber keine Religionsübung, die von der katholischen abweiche, dulden zu wollen. — Die alten Feindseligkeiten zwischen den streitenden Parteien erneuerten sich. Aus Franzosen und Deutschen bildete sich nach und nach eine bedeutende Macht, welche forderte, sie geradezu nach Paris zu führen, um die Greuelthaten der Bartholomäusnacht an den Schuldigen zu rächen. Da bequemte sich die Regierung zu Unterhandlungen, in deren Folge den Reformirten im ganzen Reich freie Religionsübung bewilligt wurde. Während einer Reihe von Jahren wechselte dann unentschiedener Krieg und unsicherer Friede, bis nach immer erneuerten Zwistigkeiten und blutigen Fehden der streitenden Parteien endlich Catharine von Medici, zuletzt von Allen vernachlässigt und gehaßt, im 70. Jahre ihres Alters starb. Die Schlechtigkeit der Könige, die entsetzlichen Verbrechen und das furchtbare Elend langer Jahre fallen größtentheils auf ihr schuldbeladenes Haupt. — Am Hofe Heinrichs III., der ihr Lieblingssohn gewesen, ging es indessen gräulich zu, und kaum haben sich je Bigotterie und die äußerste Frivolität widerwärtiger mit einander vermischt als hier. Den nächtlichen Orgien folgten am Tage geistliche Aufzüge, wo der König und seine unwürdigen Günstlinge, in

härene Gewänder gekleidet, die Gesichter verhüllt, Bußpsalme absingend und sich geißelnd, zur Messe gingen. Heute erzkatholisch, tauchte Heinrich morgen die Hände in's Blut seiner eignen Partei und ließ den Herzog von Guise, den Stifter der sogenannten heiligen Ligue zur Vertilgung der Hugenotten, sammt dem Cardinal von Lothringen und ihren Genossen als Verräther und Empörer ermorden. Nachdem aber die Verwirrung auf's Aeußerste gestiegen, da geschah es im Jahr 1589, daß ein fanatischer Mönch, der Dominikaner Jacques Clément, den König ermordete. — Wie der Staatsrath de Thou berichtet, hatte der Mörder einen gelehrten Ordensbruder darüber befragt, ob er mit gutem Gewissen Heinrich tödten könne, und zur Antwort erhalten, wenn ihn nicht Haß oder Privatrache entflamme, sondern Liebe zu Gott, und er es für die Religion und des Vaterlandes Heil unternehme, so sei es keine Sünde, vielmehr werde er sich bei Gott ein großes Verdienst erwerben, und ob er auch darüber sterbe, werde seine Seele ohne Zweifel zu den Chören der Seligen auffliegen. Es stimmt dieß überein mit den Lehren, die damals im Jesuiten-Collegium zu Paris laut verkündigt wurden, gleichwie der Jesuit Mariana in seinen Schriften die That Clements rühmt, während auch der Papst Sixtus V. ihn öffentlich belobte und den als Königsmörder unter schrecklichen Foltern Hingerichteten mit den gefeiertesten Märtyrern, mit Judith, Eleazar und andern verglich.

Aber wunderbar ist der Lauf der menschlichen Dinge. Da das regierende Haus der Valois mit Heinrich III. ausgestorben war, so bahnte eben der Mönch, der diesen ermordete, weil er ihm nicht katholisch genug war, dem Protector

der Hugenotten den Weg zum Throne. Es war dieß kein Anderer als Heinrich von Navarra, von dem wir neulich schon hörten, wie seine Mutter, die Königin Johanna von Navarra, dem evangelischen Bekenntniß von Herzen zugethan, nach des Vaters frühem Tode auch dem Sohne die Liebe zu ihrem Glauben einflößte. Stolz darauf, daß er im reinen Gotteswort erzogen, hatte sie ihn, 15 Jahre alt, nach Rochelle in die Mitte der dort zum Widerstande sich vereinigenden Protestanten geführt, und als er nach dem Tode seines Oheims, des Prinzen Condé, als das Oberhaupt der Hugenotten anerkannt wurde, ihm mit Freuden das Schwert umgegürtet. Seine nachherige Vermählung mit der Schwester Carls IX., welche angeblich ein Wahrzeichen und Siegel der Versöhnung zwischen den streitenden Religionsparteien werden sollte, — war dann freilich zur Bluthochzeit geworden. Seine Freunde und Gefährten waren vor seinen Augen ermordet, ihn selbst hatte nur die nahe Verwandtschaft und — der Uebertritt zum Katholicismus gerettet. Er mußte am Hofe bleiben; er mußte am Krieg Theil nehmen, den er im Herzen verwünschte, und gleichsam um den Contrast gegen das Leben an der Seite seiner noch vor der Bluthochzeit gestorbenen, ebenso sittlich strengen als religiösen Mutter zu vollenden, hatte er, hingerissen von den Wogen ausgelassener Lust, die ihn auf allen Seiten umgaben, sich in den Strudel der Leidenschaften und des Vergnügens gestürzt; wenngleich es zwischendurch nicht an Momenten fehlte, wo die frommen Gefühle der früheren Jahre wieder in seiner Seele auftauchten, und in der Einsamkeit der Nacht wohl einmal ein vertrauter Diener ihn mit den Worten des Psalmisten die Finsterniß beklagen hörte, in die er gerathen; — bis er es dann nicht länger

hatte ertragen mögen, am königlichen Hof als ein halber Gefangener zu leben, und es ihm nach einigen Jahren gelungen war, sammt dem Herzog von Alençon und dem Prinzen Condé sich loszureissen und zu seinen alten Freunden und zu seinem Glauben zurückzukehren. In der Stellung, für welche ihn einst seine Mutter bestimmt, als König von Navarra und Protector der Hugenotten, hatte er nun eine nicht unbedeutende Macht und großes Ansehen gewonnen. Die Streitkräfte der Hugenotten standen ihm zu Gebote. Der Süden Frankreichs war mit protestantischen Gemeinden erfüllt. Gegen 1000 Edelleute in der Dauphiné, in Poitou &c. waren stets bereit, für die Religion die Waffen zu ergreifen, während Heinrichs ganzes Verhalten die Meinung erweckte, er sei zu großen Dingen geboren, wie sich einer seiner besonnensten Freunde ausdrückt: was die Welt begehre, was sie dürste, zu sehen: einen wahren König, hier sei ein solcher, er brauche nur hervorzutreten, um anerkannt zu werden. — Freilich wälzte sich im Jahre 1586 eine große Streitmacht der mit Spanien verbündeten Ligue wie gegen die Hugenotten in den übrigen Provinzen, so besonders gegen Heinrich von Navarra und das ihm untergebene Gebiet, als plötzlich durch die vorhin erwähnte Ermordung Heinrichs III. die Sache eine andere Wendung nahm, und welch heftiger Widerwille sich auch katholischerseits kundgab gegen einen Hugenotten auf dem Throne des allerchristlichsten Königs, so ließ sich doch nicht bestreiten, daß Heinrich von Navarra, nunmehr Heinrich IV., zu diesem Thron das nächste Recht hatte. Ein paar Mönche, Fackeln in der Hand, vollzogen eben ihre Ceremonien an der Leiche des ermordeten Königs, als der neue im Geleite seiner zuverlässigen Gefährten in das Zimmer trat. Obgleich mit

einem Lebehoch empfangen, sah man doch die Anwesenden die Fäuste ballen und den Hut tiefer in's Gesicht drücken, indeß sie sich alsbald unter einander verschworen, den hugenottischen König nicht anzuerkennen. Im Conseil drangen der Minister und die mächtigsten Häupter des Staats in ihn, unverweilt zur katholischen Religion überzutreten, als einziges Mittel in der allgemeinen Verwirrung der streitenden Parteien, das Königthum zu retten. Allerdings war die Krone Frankreichs ein hoher Preis, und schon damals oder später soll Heinrich selbst vertraulich geäußert haben, die Krone sei wohl einer Messe werth. Officiell erklärte er vorläufig nur, daß er vielleicht! als Mann die Religion wieder aufgeben könne, zu welcher er sich von Jugend auf bekannt habe, aber nicht, wenn man ihn zwingen wolle, sondern nur, wenn er eines Besseren belehrt werde; binnen 6 Monaten, bis zur Berufung eines National-Concils, wolle er eine derartige Unterweisung annehmen, auch die Ausübung der protestantischen Religion bis auf Weiteres nur da gestatten, wo sie unter seinem Vorgänger habe bestehen dürfen. Sein Protestantismus war nicht so scharf und unerschütterlich, um ihm solche Concessionen zu verbieten. Doch kam er damit nicht zum Ziele. Noch stand ihm die katholische Ligue mächtig gegenüber, und selbst als er nach der Schlacht bei Jvry im Jahre 1590 mit einem siegreichen Heere bis vor die Thore von Paris drang, schwur man, niemals einen Nichtkatholiken als König anzuerkennnen. So entschloß er sich endlich im Jahre 1593, um die französische Krone zu behaupten und zu einer ruhigen Regierung zu gelangen, zur katholischen Kirche überzutreten. Als ihm nun aber der katholische Bischof die Abschwörung einer ganzen Reihe von Lehren anmuthete, zu

welchen er sich bisher bekannt hatte, erschrak er und wies die Unterzeichnung eines ausführlichen Glaubensbekenntnisses zurück. Im Uebrigen erhellt seine Stimmung aus einem Brief an seine Geliebte, Gabrielle d'Estrées, nach seiner Ankunft in St. Denis, wo der betreffende Act vor sich gehen sollte. „Heute, schreibt er, fange ich an, mit dem Bischof zu reden; übermorgen werde ich den gefährlichen Sprung machen." — Am bestimmten Tag gab dann der König zu den Füßen des Erzbischofs von Bourges in der Kirche zu St. Denis die feierliche Erklärung ab, daß er in der römisch-apostolischen Kirche leben und sterben und dieselbe beschützen und vertheidigen wolle, worauf ihm der Erzbischof die Absolution ertheilte und ihn in den Schooß der Kirche aufnahm. — Dennoch bestätigte Heinrich bald darnach das frühere Duldungsedikt und berief Deputationen der reformirten Kirche, welche keinen Anstand nahmen, in seiner Gegenwart den Schwur zu erneuern, in ihrer Religion zu leben und zu sterben. Der Papst verweigerte freilich dem neuen König noch die Absolution; deßungeachtet wurde er 1594 zu Chartres gekrönt und zog ohne allen weiteren Widerstand in Paris ein. In vollen Waffen, mit dem in seinen Schlachten berühmt gewordenen weißen Federbusch auf dem Hute, an der Spitze eines zahlreichen Adels durchschritt er die Straßen, und bei Notre Dame angelangt sammelte sich um ihn die Menge und begrüßte ihn mit tausendfachem Lebehoch. Im folgenden Jahre wurde er dann auch vom päpstlichen Banne gelöst, und nachdem er sich nun vollends im ruhigen Besitz der Regierung sah, gewährte er im Jahre 1598 seinen früheren Glaubensgenossen einen gesicherten Rechtszustand durch das Edict von Nantes.

In demselben wurde zuerst gänzliche Vergessenheit alles Früheren festgestellt, und den Hugenotten der Privatgottesdienst überall, der öffentliche aber mit gewisser Beschränkung gestattet. Zu Schulen und Universitäten, auch zu allen Aemtern und Würden, zu Wohlthätigkeitsanstalten ꝛc. sollten sie gleich den Katholiken zugelassen, auch im Uebrigen nicht beunruhigt, insbesondere ihre Kinder ihnen nicht genommen werden, um dieselben, wie seither oft geschehen, katholisch taufen und erziehen zu lassen. In die Parlamente sollten reformirte Räthe aufgenommen und eine besondere Kammer des Edicts errichtet werden, um dessen Durchführung wahrzunehmen. — Anfangs weigerte sich zwar das Pariser Parlament, das Edict in das große Gesetzbuch feierlich einzutragen, gleichwie von Seiten des Klerus, der Pariser Universität und der Sorbonne heftiger Widerspruch erfolgte, während mehrere Bischöfe öffentliche Gebete und Processionen anordneten, daß Gott die Annahme des Edicts verhindere. Aber umsonst. Nach 40 Leidensjahren hatte für mehrere Millionen Protestanten, die damals in nahe an 800 Kirchengemeinden sich über Frankreich verbreitet, die Stunde der Erlösung, der Glaubens- und Gewissensfreiheit geschlagen. Zwar hatte sich unter den langwierigen blutigen Kämpfen zwischen den beiden Religionstheilen ein solcher Haß entwickelt, daß es nicht sofort zu einem friedlichen Zusammenleben kommen konnte. Doch schien sich unter Heinrich IV. die Aufregung allmählig zu legen, und wie Vieles auch im Privatleben des Königs gerechtem Tadel unterliegt, so war er doch als Fürst wohlwollend, hochherzig, großmüthig und versöhnlich, und gebühret ihm der Ruhm, in Verbindung mit seinem edeln Freund und Minister Sully Frankreich aus tiefer Zerrüttung wieder zur

Einheit, Macht und Ansehen erhoben zu haben. Eben im Begriff, zum Krieg gegen das seit der verderblichen katholischen Ligue noch immer feindselige Spanien auszuziehen, traf ihn im Mai 1610 der Mordstahl eines gewesenen Mönchs, des Franz Ravaillac, der von finsterem Wahn ergriffen in Heinrich IV. als dem Beschützer der Hugenotten einen Erzfeind der Kirche erblickte und durch den blutigen Frevel sich die Märtyrerkrone zu erwerben meinte. — Als Mitschuldige bezeichnete die öffentliche Meinung die Jesuiten, ohne daß solcher Verdacht indeß je zur Gewißheit erhoben wäre.

Unter Heinrichs Sohn und Nachfolger, Ludwig XIII., der mit 13 Jahren die Regierung antrat und einige Jahre darnach mit Anna von Spanien vermählt wurde, erregte der unselige Einfluß Spaniens von Neuem einen langen Kampf gegen die Hugenotten. Der Prinz von Soubise und der Herzog von Rohan stellten sich an ihre Spitze und fochten für ihren Glauben mit bewundernswürdiger Tapferkeit, bis sie der Uebermacht nicht länger zu widerstehen vermochten, und der Cardinal Richelieu, 18 Jahre lang der eigentliche Regent Frankreichs, im Jahre 1623 es zu einem Friedensschlusse brachte. Als dann aber einige Jahre später die Unterdrückten, von England unterstützt, abermals die Waffen ergriffen, um ihre Rechte und Freiheiten zu behaupten, da war der Ausgang vollends unglücklich. Mit der Unterwerfung der Hugenotten in Languedoc, mit dem Falle von Montauban im Departement Tarn-Garonne, dem Waffenplatz, und la Rochelle, der Hauptfeste der Protestanten, war ihre Macht in Frankreich als politische Körperschaft gebrochen, und blieb ihnen nichts übrig, als sich den ihnen aufgelegten Beschränkungen zu fügen und in der Stille ihres Glaubens zu leben, woran

sie dann auch, solange Richelieu das Staatsruder führte, durch keine Unduldsamkeit und Härte gehindert wurden.

Auf ähnliche Weise ging es fort, als nach Richelieu's und Ludwigs des XIII. Tode im Jahre 1643 die Königin-Mutter und der Cardinal Mazarin für den damals erst 5-jährigen Ludwig XIV. die Regentschaft führten. Letzterer wurde zwar schon mit 13 Jahren für volljährig erklärt, begann aber erst nach Mazarins Tode im Jahre 1661, selbstständig zu regieren. Da unter den inneren Unruhen, mit welchen Ludwig XIV. zu kämpfen hatte, die Protestanten ihm treu anhingen, so war es eine der ersten Beschlußnahmen seiner Regierung, das Edict von Nantes solle in voller Geltung wiederhergestellt werden, und Alles, was dagegen vorgenommen, ungültig sein. In Folge davon wurden an vielen Orten neue Kirchen gebaut, man zählte deren wohl hunderte; auch traten die Reformirten wieder in städtische Aemter, und Manche kamen im königlichen Dienste an hohe Stellen, hatten bedeutenden Antheil an der Verwaltung der Finanzen, den Staatspachtungen, widmeten sich mit besonderem Fleiße und Erfolg der aufblühenden Manufactur und den Fabriken, und rechnete man damals in Frankreich auf 2 Millionen thätige, ruhige, gewerbfleißige Einwohner reformirten Glaubens. Nicht nur ein sehr bedeutendes Vermögen befand sich durch Handel und Gewerbe in ihren Händen, sondern auch ein lebendiges und verbreitetes geistiges Bestreben gab sich bei ihnen kund. In Sedan, Montauban und Saumur hatten sie Akademien, und zu Nimes und an anderen Orten fanden sich unter ihnen namhafte, zum Theil weit berühmte Gelehrte, Theologen, Naturforscher, Aerzte, Dichter und Schriftsteller. Im Verhältniß zu den Katholiken schien sich der frühere schroffe Ge-

gensatz zu mäßigen, sodaß Manche auf eine vollkommene Vereinigung der streitenden Religionsparteien hofften, oder, wie man es nannte, eine Reunion der Hugenotten. Eben diesem Plane widmete Ludwig XIV. den lebendigsten Antheil. Als aber die streng hugenottische, am evangelischen Bekenntnisse festhaltende Partei den Zugeständnissen, zu welchen man sich katholischerseits erbot, nicht traute, und die Concessionen, welche man ihnen zumuthete, bedenklich fand, erwachte darüber der Unwille des Königs. Er fand es unerträglich, daß eine Partei in seinem Reiche die Religion, zu welcher er sich bekannte, des Irrthums zeihe, und da er von dem innern Recht der religiösen Abweichung und selbständiger Ueberzeugung keinen Begriff hatte, ließ er sich leicht überreden, daß nur Eigenwille und Hartnäckigkeit die Absonderung aufrecht erhalte. Nach seinem Grundsatz: »l'état c'est moi« wollte er Einheit im Reiche, und sollte sich in Staat und Kirche Alles unter seine Alleinherrschaft beugen. Dazu kamen die Vorstellungen der katholischen Geistlichkeit, wie der König nach allen Siegen, die ihm Gott verlieh, seine Dankbarkeit nur dadurch beweisen könne, daß er die Ketzerei in seinem Reiche ausrotte. Das Heil der Kirche und des Staats werde sich dann an den Namen Ludwigs des Großen knüpfen als eines Kriegshelden und eines religiösen Heros. Mit stillschweigender Umgehung des Edicts von Nantes und eines späteren Gnadenedicts von Nimes wurde nun die Ausführung des Planes begonnen. Vom Hofe ermuntert erlaubten sich Priester, Beamte und Parlament alle möglichen Mittel, die Zahl der Katholiken zu vermehren. Protestantischen Wittwen wurden ihre Kinder mit Gewalt genommen; reformirte Hebammen wurden nicht mehr geduldet, den katholischen aber befohlen, sämmtliche Neuge-

borne katholisch taufen zu lassen. Leute ohne Gewissen lockte man durch Geld in den Schooß der römischen Kirche, und im Jahre 1671 ward eine förmliche Bekehrungscasse errichtet mit einem bestimmten jährlichen Einkommen. Bei Anstellungen und am Hofe setzte man die Protestanten zurück und begünstigte dagegen Katholiken und Convertiten. Als im Jahre 1675 der Jesuitenpater la Chaise Beichtvater des Königs geworden, vereinigten sich mit ihm die Minister und die königliche Geliebte, Frau von Maintenon, gegen alle diejenigen, welche irgend von Freiheit des Glaubens und des Gewissens redeten. So wurde der Uebertritt zur protestantischen Confession bei Lebensstrafe verboten, gemischte Ehen desgleichen nicht gestattet. Sollte es früherhin Kindern von Reformirten erst mit dem 14. Jahre freistehen, zum Katholicismus überzutreten, so wurde jetzt das 7. Jahr schon für genügend, die Kinder aber im Falle der Conversion für berechtigt erklärt, ein Jahrgeld zu ihrer Unterhaltung von den Eltern zu fordern. Ueberdieß wurden die Reformirten von den Finanzen, von den Pachtungen 2c. ausgeschlossen, ihrer städtischen Aemter beraubt und sogar der Privilegien des Ranges, die sie in Folge königlicher Briefe oder höherer Aemter erworben hatten. Nachdem man ihnen viele andere Erwerbszweige genommen, ward endlich auch das Recht des Handwerks an das kirchliche Bekenntniß geknüpft. Dazu wurde einem Ort nach dem andern die Erlaubniß freier Religionsübung entzogen, sodaß im Jahre 1680 schon 300 Orte derselben verlustig waren. Ueber die Widerspenstigen verhängte man die härtesten Strafen, und Hunderte von Pfarrern brachte man auf die Galeeren. Besonders widerwärtig waren dem katholischen Klerus die Kirchen der Protestanten, und im Ruin derselben

sah man einen Gewinn für immer. Die Parlamente boten dazu die Hand. So ließ das Parlament von Toulouse unter ganz nichtigen Vorwänden eine Menge evangelischer Kirchen zerstören oder sperren.

In solcher Bedrängniß zeigten die französischen Reformirten eine bewundernswerthe würdevolle Haltung. Unzählige sahen sich ihres Lebensunterhaltes beraubt, ihre Familien an den Bettelstab gebracht; dennoch hielten sie aus, und es bewährte sich an ihnen das Wort des protestantischen Heldenliedes: Nehmen sie uns den Leib, Gut, Ehr', Kind und Weib: laß' fahren dahin, sie haben's kein Gewinn; das Reich muß uns doch bleiben. — Da indeß einer solchen Gesinnung gegenüber durch alles Bisherige nichts Nachhaltiges und Durchgreifendes auszurichten war, so schritt man mit quälerischen Maßregeln noch weiter vor. Um die Zahl der Bekehrungen zu vermehren, nahm man bei Eintreibung der Steuern den Katholiken oder denen, die es werden wollten, die Hälfte der Last ab und warf sie auf die Protestanten. Da hierbei die Gnadengelder gespart wurden, welche man sonst den Convertiten gewährte, so nannte man dieß: Seelen gewinnen, ohne daß es den König Geld koste. In Bearn, dem Mutterland des französischen Protestantismus, ließ der königliche Intendant mit Zustimmung des Parlaments im Jahre 1684 sogar 15 als überflüssig bezeichnete Kirchen in kurzer Zeit zerstören, von den übrig gebliebenen eine nach der andern alle bis zur letzten verdammen und schleifen. Nachdem dann auch sämmtliche Prediger verbannt waren, begannen die Jesuiten ihre Missionsthätigkeit mit ungestörtem Eifer; zu ihrer Unterstützung aber nahm ein Befehlshaber königlicher Truppen keinen Anstand, sich derselbigen zu bedienen, um in Bearn den reformirten Gottesdienst ganz auszurotten und

sämmtliche Bewohner, bis auf sehr wenige, zum Uebertritte militärisch zu zwingen. Wo man sich nicht aus bloser Furcht unterwarf und dem Befehl, im Namen des Königs ein katholisches Glaubensbekenntniß zu unterschreiben, nicht sofort gehorchte oder, nachdem man unterschrieben, sich weigerte, die katholischen Ceremonien mitzumachen, da drangen die Dragoner mit gezogenem Schwert ein, und leider ist es nur allzuwohl bezeugt, um bezweifelt zu werden, daß sie gegen Alte und Junge, Reiche und Arme, Männer und Frauen Mißhandlungen ohne Ende begingen, die ruchlosesten an denen, die am standhaftesten waren. In einem Schreiben aus Perigord vom 5. September desselben Jahres heißt es: Sie haben nichts vergessen, was nur unmenschlich scheint, sie haben Häuser niedergerissen, den Hausrath zertrümmert, Greise zu Boden geworfen, sie braun und blau geschlagen, Frauen und Jungfrauen geschändet. — Wenn solcher Weise dann binnen wenigen Monaten 20,000 sog. Bekehrungen stattfanden, so hörte man am königlichen Hofe nur von den großen Erfolgen, ohne daß die Klagen der Mißhandelten bis dahin drangen. Da ein so wirksames Verfahren dem König gefiel, so veranlaßte dieß seinen Kriegsminister, den furchtbaren Louvois, wiewohl ohne Wissen des Königs, das unter dem Namen der Dragonaden bekannte militärische Zwangsmittel in Verbindung mit jesuitischen Missionen über das ganze südliche Frankreich in Anwendung zu bringen. Eine Heeresabtheilung, welche um die Zeit nach den Pyrenäen geschickt wurde, erhielt die Instruction, nur bei Reformirten einquartirt zu werden, und zwar so lange, bis sie sich bekehrten. So wurden Languedoc, Güyenne, Poitou und andere Bezirke der frechsten, rohesten, schauderhaftesten Willkühr der Soldaten preisgegeben.

Die Wirkung war ungeheuer, und schon bei Annäherung der Truppen verbreitete sich ein allgemeiner Schrecken. Rochelle hatte frühere Einquartirung lange ausgehalten; als aber die Dragoner kamen, unterwarf es sich in 24 Stunden. In Nimes zählte man binnen 3 Tagen 60,000 Bekehrungen, in der Dauphiné binnen 14 Tagen 30,000, in Montauban 20,000 u. s. w., während diejenigen, welche sich einmal in Angst und Noth verschrieben, katholisch zu werden, wenn sie hinterdrein die katholischen Ceremonien nicht mitmachten, der unerhört grausamen Criminaljustiz fanatischer Parlamente anheimfielen.

Als nun täglich Nachrichten vom Uebertritt der Hugenotten in Masse bei Hofe eintrafen, trat man daselbst dem letzten Gedanken näher, mit dem man bisher noch zurückgehalten, und gründete auf die Thatsache der vorangegangenen Bekehrungen das Recht der Widerrufung und förmlichen Aufhebung des Edicts von Nantes. In einem darüber gehaltenen Gewissensrath erklärten die Rechtsgelehrten die Aufhebung für erlaubt; die Theologen drangen darauf als auf Erfüllung einer religiösen Pflicht und damit ganz Frankreich erfahre, der König wolle keine andere Religion als die katholische in seinem Reiche dulden. So ward endlich im October 1685 ein Edict erlassen und in's Reichsgesetzbuch eingetragen, worin der König erklärte: „Da seine vielen Bemühungen, die Abtrünnigen wieder zur Kirche zurückzubringen, einen so guten Erfolg gehabt, daß der größte und beste Theil seiner Unterthanen bereits zur Kirche zurückgekehrt wäre, so sei die Ausführung des Edicts von Nantes und alles dessen, was früher zu Gunsten der reformirten Religion verordnet worden, unnöthig. Er widerrufe daher alle durch Edicte, Declaratio-

nen und Verfügungen den Reformirten gemachten Zugeständnisse und gebiete diesem Widerrufe gemäß, daß alle reformirten Kirchen im Reiche unverzüglich zerstört werden sollten." Bei Todesstrafe und unter Androhung der Confiscation des Vermögens wurde nun den Reformirten jede Art von gemeinsamer Religionsübung, sogar in Privathäusern, verboten; den Predigern, welche ihre Religion nicht abschwören wollten, ward bei Galeerenstrafe befohlen, binnen 14 Tagen Frankreich zu verlassen; denen aber, die sich bekehren wollten, wurde eine lebenslängliche Pension zugesagt, höher, als ihr seitheriger Gehalt gewesen.

Vom Augenblicke der Aufhebung des Edicts von Nantes an bis zu den Zeiten der ersten französischen Revolution hin wurden fortan durch Soldaten und durch fanatische Obrigkeiten, besonders durch die theologischen Juristen der Parlamente die grausamsten Verfolgungen über alle Protestanten verhängt und denselben sogar verboten, das Land zu verlassen. Viele retteten sich gleichwohl durch die Flucht, und am Ende des 17. Jahrhunderts hatte Frankreich etwa 400,000 seiner gebildetsten, besten, fleißigsten und tüchtigsten Bewohner durch die unsägliche Tyrannei des als großer Herrscher und als glänzendes Muster aller Monarchen gepriesenen Ludwigs des XIV. verloren. In England, Holland, Brandenburg, zu Braunschweig, Hannover, Frankfurt u. a. deutschen Städten fanden die Refugiés, wie man sie nannte, brüderliche Aufnahme, zumal sie großentheils glaubenstreu, kenntnißreich, thätig und wohlhabend waren, und ihre Namen leben zum Theil in den Familien St. Georges, Gontard, Dufay, Passavant, Ancillon, Savigny, Thérenin, Michelet, Illaire und vielen andern noch heute fort. Die Mehrzahl der Bedrängten freilich sah

sich durch die Verhältnisse gezwungen, in Frankreich zu bleiben. Zu diesen gehörten insbesondere die Bewohner der Sevennen, einer gebirgigten Gegend in Südfrankreich, wo mehr als 200,000 Abkömmlinge der alten Waldenser sich der Reformation angeschlossen hatten. Lange Zeit erduldeten sie das drückende Joch und die schreienden Ungerechtigkeiten ihrer geistlichen und weltlichen Dränger, bis sie endlich, zur Verzweiflung getrieben, sich zusammenrotteten, und von Propheten, die unter ihnen aufstanden, angefeuert, unter der heldenhaften Führung eines Roland und Cavalier, im Jahre 1702 die Bauern (von den Hemden, die sie trugen, Camisarden genannt) in mehreren blutigen Schlachten es mit den königlichen Truppen aufnahmen. Zwar dauerte dieser Sevennenkrieg nur einige Jahre, kostete aber vielen Tausenden Gut und Leben. Im Jahre 1704 kam es unter einigermaßen vortheilhaften Bedingungen zu einem Vertrage, und ob auch die Flammen des Aufruhrs noch einmal wieder ausbrachen, wurde endlich doch die Ruhe äußerlich hergestellt, während der innere Zwiespalt und Meinungskampf bis in die neueste Zeit fortwüthete, und noch im Jahre 1815, nach der Restauration des alten Königthums, Tausende von Protestanten im südlichen Frankreich, namentlich in Nimes, von einer bourbonischen Mordbrennerbande schonungslos gemißhandelt und zu Hunderten erwürgt wurden.

Die Frage, weshalb die Reformation in Frankreich nicht allgemeiner durchgedrungen, und der Protestantismus dort keine tieferen Wurzeln geschlagen, scheint nach allem Bisherigen kaum einer weiteren Erörterung oder Beantwortung zu bedürfen. Wohl mag es uns dagegen Wunder nehmen und zum erfreulichen Beweise dienen von der weltüberwindenden

Kraft religiöser Ueberzeugung und evangelischer Glaubenstreue, daß trotz aller Greuel des Fanatismus, tyrannischer Willkühr und des in Strömen vergossenen Blutes, von den Waldensern und Albigensern her durch das Reformations- und das Revolutionszeitalter hierdurch, das Bekenntniß des evangelischen Glaubens und die darauf gegründete kirchliche Gemeinschaft selbst in Frankreich erhalten und bis auf unsere Tage einen immer neuen Aufschwung gewonnen hat. Noch heute beträgt die protestantische Bevölkerung Frankreichs, lutherischer und reformirter Confession, gegen 2 Millionen. Die lutherische Kirche ist vorzüglich zahlreich im Elsaß, und die in Frankreich angesiedelten Deutschen gehören ihr größentheils an. Alle Kirchen dieser Confession stehen unter dem Oberconsistorium in Straßburg, woselbst bekanntlich auch eine theologische Facultät besteht zur Bildung angehender evangelischer Geistlichen. Unter der ursprünglichen französischen Bevölkerung hat nur die reformirte Kirche Eingang gefunden, und besteht dieselbe hauptsächlich im südlichen Frankreich, wo in den Sevennen der Reformirten fast ebensoviele sind als der Katholiken; in Nimes rechnet man ihrer 10,000, in Montauban, wo seit 1809 auch eine reformirte theologische Lehranstalt ist, 6000. Außerdem sind Protestanten überall in Frankreich zerstreut, von denen viele bis in die neueste Zeit aller kirchlichen Verbindung entbehrten und der Proselytenmacherei des katholischen Klerus preisgegeben waren. Im Jahre 1838 bildete sich indeß in Nimes eine Société d'Evangélisation pour les Protestants disséminés dans les Départements du Midi, welche für Geistliche sorgt, die sie abwechselnd besuchen, ihnen predigen, die Sacramente verwalten und Bibeln und erbauliche Bücher verbreiten. Nach dem Muster jener

Gesellschaft haben sich dann in anderen Theilen Frankreichs ähnliche Gesellschaften und Vereine zur Erhaltung und Verbreitung des Evangeliums gebildet, in Lyon, in Marseille, in Paris selbst, in Franche-Comté, in Lothringen, welche im Segen wirken und aus Rücksicht auf die vielen dortigen Deutschen auch von dem evangelischen Verein der Gustav-Adolf-Stiftung unterstützt werden.

Was die Hugenotten von Anfang erstrebt: Gleichheit vor dem Gesetz, Freiheit des Glaubens und des Gewissens, das hat die Revolution in gewaltsamer, umstürzender Weise zur Geltung gebracht, und wie unter dem ersten Kaiserreich, so haben sich die Protestanten in Frankreich noch heute derselben theueren Errungenschaften principiell vollständig zu erfreuen, wenngleich thatsächlich die Erbauung von Kirchen, die Eröffnung von Schulen und die Anstellung von Pfarrern durch den bösen Willen der Präfecten und Ortsobrigkeiten und durch die Intriguen römischer Priester hier und dort noch immer oft aufgehalten und erschwert wird. Wirkt doch überhaupt die ultramontane Partei dem Protestantismus in früherer Art unablässig entgegen, unterstützt von einigen tausend Jesuiten und mehreren anderen Orden, von denen allein der des heiligen Vincenz a Paula in Frankreich 800 Genossenschaften zählt; wie denn noch vor Kurzem aus Anlaß der wegen Proselytenmacherei neuerdings vorgekommenen scandalösen Processe der französische Cultusminister Rouland sich gemüssigt gesehen hat, an sämmtliche Präfecten ein Rundschreiben zu erlassen mit der nachdrücklichen Weisung, es nicht ferner zu dulden, daß religiöse Gesellschaften unmündige Kinder entführten und in ihre Ordenshäuser brächten, damit sie den Glauben ihrer Eltern und Vormünder

gegen die katholische Religion vertauschten. Indessen hat der Protestantismus in Frankreich gegenüber einer Majorität von etwa 30 Millionen theils dem Aberglauben, theils dem Unglauben und völlig religiösen Indifferentismus verfallenen Katholiken noch immer eine große, schwere Aufgabe, und schließen wir für heute mit dem Anliegen, daß es demselben nach Jahrhunderte langem Vernichtungskampfe gelinge, sich nicht nur in seinem guten Rechte zu behaupten, sondern auch in Kraft der Wahrheit, auf dem Grunde evangelischen Glaubens immer weiter vorzudringen dem hohen Ziel entgegen, daß die schon vorhandene nationale Einheit des Volkes sich zur Einigkeit im Geiste vollende, und das wiederholte stürmische Ringen nach politischer Freiheit aufgehe im friedlichen Dienste Dessen, der da spricht: So ihr bleiben werdet an meiner Rede, so seid ihr meine rechten Jünger, und werdet die Wahrheit erkennen, und die Wahrheit wird euch frei machen.

Dreizehnte Vorlesung.

Englische Reformation.

Verehrte Anwesende!

Nicht ohne Interesse dürfte es sein, wenn wir uns jetzt, nachdem wir Frankreich verlassen haben, auf einen neuen Schauplatz reformatorischer Vorgänge versetzen, die zwar den bisher betrachteten im Wesentlichen ähnlich, in mehrfacher Beziehung jedoch eigenthümlicher Natur sind, und die es überdieß zur Folge gehabt haben, daß das Land und Reich, um welches es sich handelt, zu einer protestantischen Großmacht geworden, und von derselben aus auch jenseits des Oceans, in der neuen Welt, der evangelischen Kirche für Millionen unserer Brüder eine heimathliche Stätte bereitet ist. —

Zu dem uns stammverwandten England schauen wir demnach hinüber und gedenken dabei für unseren Zweck zunächst des Mannes, der bereits in der 2. Hälfte des 14. Jahrhunderts zur englischen Reformation den ersten bedeutenden Anstoß gab. Es war dieß John Wiclef. Als Doctor und Professor der Theologie in Oxford griff er anfangs

hauptsächlich das Mönchswesen an und eiferte gegen das Unheil, welches besonders durch die Bettelmönche über die Welt gekommen, indem dieselben unter dem Scheine der Armuth sich bereicherten, sich den gröbsten Ausschweifungen überließen, das Volk mit Fabeln und Wundern betrogen, den Glauben verfälschten und vollkommener sein wollten als Christus selbst. Und allerdings war damals England mit Klöstern wie übersäet, über deren Menge und gräuliche Verderbnisse schon im 8. Jahrhundert Beda, der Ehrwürdige, geklagt, deren Zahl der h. Dunstan, Erzbischof von Canterbury, im 10. Jahrhundert noch endlos vermehrt hatte, und deren Güter unter Eduard dem Bekenner im 11. Jahrhundert dermaßen angewachsen waren, daß ein großer Theil des englischen Grundeigenthums zur todten Hand den geistlichen Corporationen und den bei ihrer Aufhebung unter Heinrich VIII. mehr als 1000 Klöstern angehörte. Doch blieb Wiclef hierbei nicht stehen. Ermuthigt durch den Beifall des Volkes, ohne der Anklage seiner Widersacher und der päpstlichen Drohbriefe zu achten, ging er in seinen Angriffen auf die kirchlichen Uebelstände noch weiter, bestritt die Obergewalt des Papstes und die päpstlichen Abläſſe, verwarf den Bilderdienst, die gezwungene Ehelosigkeit der Geistlichen, die kirchlichen Asyle und Freistätten für Verbrecher, desgleichen die Brodverwandlungslehre und andere unbiblische Dogmen, während er das Evangelium für die alleinige Norm christlichen Glaubens und Lebens, alles Hinzugethane aber als Menschenlehre und Menschengebote für eitel und nichtig erklärte. Wurde ihm darnach zwar Stillschweigen und Unterwerfung unter die Kirche auferlegt, auch durch den Erzbischof von London und die dortige Synode eine Reihe aus seinen Schriften gezogener Sätze als ketzerisch

verdammt, so verfuhr man übrigens doch glimpflich gegen ihn. Seiner Stelle in Oxford enthoben und an die Pfarrei zu Lutterworth versetzt, beschloß er darauf im Jahre 1384 seine Tage im Frieden. Erst 30 Jahre später verordnete die Kirchenversammlung zu Konstanz, seine Gebeine auszugraben und zu verbrennen, eine wohl schlimm gemeinte, aber dem von ihr betroffenen Gegenstande nach sehr harmlose Rache. Auch ließ sich dadurch Wiclefs Geist nicht dämpfen; die Zahl seiner Anhänger, der Wiclefiten, oder, wie man sie gehässiger Weise nach einer aus den Niederlanden stammenden ketzerischen Sekte nannte, der Lollharden, nahm vielmehr fortwährend zu. Ja trotz aller Verfolgungen und blutigen Versuche zu ihrer Ausrottung waren doch nach länger als 100 Jahren Wiclefs Lehren in England nicht vergessen, als Luthers mächtige Stimme auch dorthin erschallte und um so lauteren Anklang fand, da die Nothwendigkeit einer durchgreifenden Reformation sich dem der geistlichen Bevormundung und Knechtung müden, zur Freiheit aufstrebenden Volke immer stärker und allgemeiner fühlbar machte. Es führt uns dieß in die Zeit, da König Heinrich VIII. im Jahre 1509, also noch vor Anfang der deutschen Reformation, den englischen Thron bestiegen hatte. Ein starrer Despot und eifriger Verfechter der römisch-katholischen Hierarchie oder Priesterherrschaft, trat er bald, nachdem die neue Ketzerei aufgekommen, in voller Rüstung gegen sie in die Schranken. In einigen Schreiben an den Churfürsten Ludwig von der Pfalz und an Kaiser Carl V. vom Mai 1521 forderte er zur Vertilgung der Ketzer auf. In demselben Jahre erschien von ihm selbst, der in der scholastischen Theologie wohl bewandert war, eine „Vertheidigung der 7 Sacramente“, gegen Luthers Schreiben von der baby-

lonischen Gefangenschaft gerichtet, mit den heftigsten Ausfällen gegen Luthers Person und Lehre. Der Papst Leo X., welchem das Buch im Manuscript zur Genehmigung vorgelegen, begrüßte dasselbe mit dem lautesten Beifall, ertheilte in einer Bulle vom 11. October 1521 dem königlichen Autor den erwünschten Ehrentitel „defensor fidei“, Vertheidiger des Glaubens, und fügte in einer Nachschrift der Bulle hinzu: Denen, welche dieß Buch Heinrichs VIII. lesen, wird eine Indulgenz oder Ablaß von 10 Jahren und ebensovielmal 40 Tagen aus apostolischer Machtvollkommenheit gewährt. — Solch glänzender Erfolg gleichwie Luthers sehr derbe Antwort reizten ihn zu verdoppeltem leidenschaftlichem Eifer für die alte Lehre, und als dennoch, selbst auf den beiden Landesuniversitäten Oxford und Cambridge unter den jüngeren Gliedern derselben, die Reformation Eingang fand, und weiterhin das neugegründete Cardinal-College oder, wie es später hieß, Christ-College um's Jahr 1526 der Hauptsitz des Lutherthums in Oxford wurde, verfuhr man gegen die Betheiligten mit fanatischem Grimme. Mehrere starben in den unterirdischen Kerkern des Collegiums eines langsamen, martervollen Todes, Andere wurden ausgestoßen, Andere verbrannt, noch Andere brachte man durch Foltern und Drohungen zum Widerruf, während die Bischöfe durch Visitationen der Ketzerei zu steuern suchten, und der Kanzler Thomas More oder Morus den König gegen die Ausfälle Luthers energisch vertheidigte. Wie wenig es aber mit dem Allem auch gelang, der Bewegung Einhalt zu thun, indem auch die aus ihrer Heimath Vertriebenen eben vom Auslande her nur desto ungehinderter zahlreiche reformatorische Schriften in England verbreiteten, und besonders William Tyndalls Uebersetzung des Neuen Tes-

taments, die 1526 zuerst in Antwerpen erschien und durch deutsche Kaufleute nach England gebracht wurde, von durchgreifender Wirkung war, so läßt sich doch nicht sagen, was weiter geworden, und ob es nicht dennoch gelungen sein möchte, durch fernere Gewaltstreiche, gleichwie in Frankreich, einen großartigen, die ganze Nation mit sich fortreissenden Aufschwung der Reformation zu hemmen, wäre nicht wunderbarer Weise gerade ihr erbittertster Feind, König Heinrich VIII. selbst, durch seinen Eigenwillen, seine tyrannische Willkühr und Leidenschaftlichkeit dahin gebracht worden, das alte Joch geistlicher Zwingherrschaft abzuwerfen und damit dem Protestantismus Bahn zu brechen.

Um zu sehen, wie es dahin kam, lassen Sie uns einen Blick zurückwerfen auf Heinrichs frühere Jahre und seine nächsten persönlichen Verhältnisse in's Auge fassen. Schon mit 14 Jahren war er nach dem Tode seines älteren Bruders Arthur mit dessen junger, reichausgestatteter Wittwe, Catharina, Infantin von Spanien, vermählt, — damit ihr Heirathsgut im Lande bleibe, und der steigenden Macht Frankreichs gegenüber die Verbindung Englands mit Spanien erhalten würde. Papst Julius II. hatte von dem nach kanonischem Recht verbotenen Verwandtschaftsgrade dispensirt. Gleichwohl legte der Prinz auf Veranlassung des Vaters, König Heinrichs VII., gegen die Gültigkeit der Vermählung wegen seiner allzugroßen Jugend bald feierliche Verwahrung ein, damit er freie Hand behielte, zu seiner Zeit von der päpstlichen Dispensation Gebrauch zu machen oder nicht, indeß Catharina bis auf Weiteres in England blieb und sich in ihrer schwierigen Lage taktvoll und würdig zu benehmen wußte. Als nun der Prinz nach des Vaters Tode als Hein-

rich VIII. auf den Thron kam, entschloß er sich sofort, seine Vermählung mit der Infantin zu vollziehen. Diese stand damals in der vollen Blüthe der Jahre und verband mit einer taktvollen, ernsten Haltung Sanftmuth und Liebenswürdigkeit, wogegen ihr Gemahl seiner Neigung zu Pracht und Vergnügungen, zu Ritterspielen und Festen aller Art nachhing. Nicht minder ehrgeizig als kriegslustig, wie er war, machte er im Jahre 1512 gegen Frankreich gemeinschaftliche Sache mit seinem Schwiegervater, König Ferdinand dem Katholischen von Spanien und dem Papst Julius II., wobei er noch ausdrücklich erklärte, daß er besonders deshalb zu den Waffen greife, weil man den obersten Priester der Christenheit nicht in Bedrängniß lassen dürfe, gleichwie er sich damals überhaupt entschieden zu der Lehre bekannte, daß der Statthalter Christi keinen Richter auf Erden habe, und daß man ihm unbedingt gehorchen müsse.

Den größten Einfluß auf Heinrich VIII. gewann um jene Zeit ein Geistlicher Namens Wolsey, der ohne strenge Rücksicht auf seine geistliche Stellung sich dem König ebenso angenehm, als durch seine große Gewandtheit in Geschäften nützlich und unentbehrlich zu machen wußte. Seit dem Jahre 1515 stand er fast unbeschränkt an der Spitze der Regierung, wurde Erzbischof von York, Cardinal, päpstlicher Legat, Reichskanzler und hegte sogar die Hoffnung, nach Leo's X. Tode Papst zu werden. Während er die Wissenschaften beförderte und bewundernswürdige Bauten aufführte, auch die Lehranstalten zu Ipswich und Oxford stiftete, machte er in jeder Art von seinen ungeheuren Einkünften einen unmäßigen Aufwand und unterhielt ein so glänzendes Gefolge, daß er unter Anderm bei einer Zusammenkunft seines Königs mit Franz I.

von Frankreich 72 Edelleute und Capläne, 238 andere Diener und 150 Pferde mit sich führte. Der sittsam ernsten Königin war indeß Wolsey's leichtfertiges, durch Ausschweifungen anstössiges und dabei doch anmaßendes, priesterlich-herrschsüchtiges Thun und Treiben in tiefster Seele verhaßt. Sie soll ihm einst Vorwürfe gemacht und sein ungeziemendes Benehmen mit einem drohenden Worte zurückgewiesen, er dagegen sie zu stürzen geschworen haben. Nun neigte sich eben um diese Zeit Englands Politik zu einem Bruche mit Spanien und zu einer Verbindung mit Frankreich, in Folge dessen daran gedacht wurde, die Ehe Heinrichs mit Catharina aufzulösen und für eine französische Vermählung Raum zu machen, dieß aber um so mehr, weil aus der jetzigen Ehe des Königs kein Sohn am Leben war, sondern nur eine Tochter, Maria, und bisher noch nie eine Königin mit eignem Recht in England regiert hatte, man auch meinte, wenn auch das Thronfolgerecht Maria's demnächst anerkannt würde, so stehe doch eine zweifelhafte Zukunft dem Lande bevor. Doch hätte man sich wohl gescheut, aus rein politischen Absichten die Trennung der Ehe zu vollziehen, wären nicht auch geistliche Motive dafür vorhanden gewesen. Der Beichtvater des Königs hatte nämlich in demselben die Bedenken wieder angeregt, welche einst der Verheirathung mit der Wittwe seines Bruders vorangegangen waren, und als jener erinnerte, daß eine solche Ehe in den Büchern Mosis ausdrücklich verboten und mit der Strafe der Kinderlosigkeit bedroht sei, machte dieß auf den König um so mehr Eindruck, da zwei Söhne, die ihm Catharina geboren, bald nach der Geburt gestorben waren, hinsichtlich der von Papst Julius II. ertheilten Dispensation aber es auch innerhalb der katholischen Kirche

von jeher eine Streitfrage gewesen war, ob der Papst von einem Gesetz der Schrift entbinden könne. Den stärksten persönlichen Antrieb freilich zur Einleitung und Durchführung eines Ehescheidungsverfahrens gab ohne Zweifel eine neue Leidenschaft des Königs für eine Dame, die vor Kurzem aus Frankreich zurückgekehrt, von Zeit zu Zeit am Hofe erschien, eine Dame nicht gerade von hinreissender Schönheit, aber voll Geist und Anmuth und nicht ohne einige Zurückhaltung. Es war dieß eine Tochter des Herzogs von Norfolk, Anna Boleyn. Nun zeigte sich der damalige Papst Clemens VII. anfangs auch geneigt, die von einem seiner Vorfahren ertheilte Dispensation zurückzunehmen, und ernannte wirklich im Jahre 1528 auf den Antrag Wolsey's eine Commission, bestehend aus Wolsey selbst und dem Cardinal-Legaten Campeggi, um die Sache in England zu untersuchen. Da sich jedoch der nunmehrige König von Spanien, Kaiser Carl V., Catharina's als seiner nahen Verwandten ernstlich annahm, wurde es dem Papst bald bedenklich, dem bewilligten Ehescheidungsverfahren freien Lauf zu lassen, weshalb er seinen Legaten die Weisung gab, langsam vorzuschreiten und keinenfalls ein Urtheil auszusprechen. Durch die Verzögerung aber gerieth der König in heftige Aufwallung, und als gar ein Breve von Rom einlief, durch welches der Papst die von ihm ernannte Commission auflöste und die Ehescheidungssache nach Rom beschied vor das dortige geistliche Oberappellationsgericht, war er entschlossen, sich dem nicht zu fügen, und faßte einen Plan von unabsehbarer Tragweite, den Plan, seine Nation und sein Reich von der geistlichen Jurisdiction des römischen Stuhles loszureißen.

Hatte er doch schon früher englischerseits dem Papst

unumwunden erklärt, wenn man sehe, daß in seinem Rathe der Kaiser das Uebergewicht habe, so werde sich der Adel von England, den König an der Spitze, bewogen fühlen, das römische Joch abzuschütteln. Da nun im vorliegenden Falle die höchsten Interessen des Landes wegen Sicherung der Regierungsnachfolge in Betracht kamen, Clemens VII. aber nach seinen eigenen Aeußerungen nur aus Rücksicht auf den Kaiser Anstand nahm, die gewünschte Entscheidung zu geben, so lag darin allerdings für England etwas Herabwürdigendes, während es zugleich dem Begriff von der Würde eines obersten Priesters und untrüglichen Richters entschieden zuwiderlief, wenn derselbe seinen Rechtsspruch nach dem Ansehen der Person und nicht nach Befund der Sache bemessen wollte. In dem vom König berufenen neuen Parlament erfolgte dann eine ausführliche Beschwerde gegen die geistlichen Gerichtshöfe überhaupt, die unter Wolsey's Regiment immer weiter um sich griffen und über alle Beziehungen des Privatlebens eine drückende Aufsicht ausgeübt hatten, indem man den König aufforderte, es nicht ferner zu dulden, daß der Klerus ohne sein Vorwissen und ohne Theilnahme irgend eines Laien Gesetze mache, durch welche die Laien doch gebunden würden; wogegen er selbst als das alleinige Haupt, als der souveräne Herr und Protektor aller seiner Unterthanen geistlichen und weltlichen Standes, beide durch gute Gesetze mit einander versöhnen möge. Es waren das gewichtige Worte, die nicht ohne Eindruck auf den König blieben. Wolsey wurde des Mißbrauchs seiner Legatengewalt angeklagt, aus dem königlichen Rath entlassen und endlich weil er gegen den König conspirirt und den Papst angereizt haben soll, ihn zu excommuniciren, als Hochverräther verhaftet. Soviel man weiß,

hatte der Cardinal, der früher in Lebensgenüssen geschwelgt hatte, sich durch Hunger tödten wollen; indem man ihn nach dem Tower brachte, starb er auf dem Wege dahin.

Unmittelbar nach Wolsey's Tode, der Königthum und Papstthum auf's Engste mit einander zu verbinden gesucht, folgte nun eine Unterwerfung der Geistlichkeit unter die Krone oder die Anerkennung des Königs als des Protektors und einzigen Hauptes des Clerus und der Kirche. Nachdem Heinrich sich nämlich im Jahre 1530 noch einmal in seiner Ehescheidungssache nach Rom gewandt hatte, im Collegium der Cardinäle aber gegen die Erledigung derselben in England gestimmt wurde, warf er in Uebereinstimmung mit den verschiedenen Gewalten des Reichs die fremde Autorität von sich ab und vollzog im Jahre 1533 insgeheim seine Vermählung mit Anna Boleyn. Schon früher hatte er sich indeß unter der Hand an die angesehensten Universitäten in Italien und Deutschland, in Frankreich und England selbst gewendet und eine ganze Anzahl von Gutachten gelehrter Theologen zu erwirken gewußt, daß Papst Julius II. nicht das Recht gehabt habe, ihn wegen der Verheirathung mit seines Bruders Wittwe zu dispensiren, wodurch, wie er versicherte, er in seinem Gewissen vermocht sei, sich vom Joch einer ungesetzlichen Ehe loszureißen und zu einer anderen Vermählung zu schreiten. Um jedoch eine öffentliche Anerkennung derselben zu erlangen, legte er jetzt die Frage auch den beiden Convocationen der englischen Kirchenprovinzen vor, welche es auszusprechen wagten, die betreffende päpstliche Dispensation sei nach göttlichem Recht unzulässig, worauf das erzbischöfliche Gericht zu Canterbury die auf Grund dieser Dispensation geschlossene

Ehe des Königs für null und nichtig erklärte, also daß Catharina nicht mehr als Königin, sondern fortan nur noch als Prinzessin Wittwe behandelt werden sollte. Catharina hatte für die Dinge, die um sie her geschahen, kein Verständniß. Daß man ihr anmuthete, auf ihren Rang als Königin zu verzichten, erweckte ihr ebensoviel Staunen wie Unwillen. Nicht in kaufmännischen Geschäften, auf gut Glück, sagte sie, sei sie nach England gekommen, sondern nach dem Willen der verehrungswürdigen verstorbenen Könige. Nach der Entscheidung des heiligen Vaters zu Rom sei sie mit König Heinrich vermählt. Sie sei die gesalbte und gekrönte Königin von England. Würde sie ihren Titel aufgeben, so hätte sie 24 Jahre in sträflicher Verbindung gelebt, und ihre Tochter wäre unehelich; sie würde ihr Gewissen, ihre Seele verrathen, und ihr Beichtvater würde sie nicht absolviren können. — Immer mehr vertiefte sie sich dann in die Uebungen streng katholischer Religiosität, stand bald nach Mitternacht auf, um in die Messe zu gehen, trug unter ihrem Oberkleide nach der strengsten Ordnung des h. Franziscus ein stachlichtes Gewand, beichtete und fastete an 2 Tagen der Woche, indeß Legenden der Heiligen ihre Lectüre bildeten. So lebte sie noch einige Jahre, unberührt von Allem, was außer ihr vorging, und betrachtete sich bis an ihr Ende als die wahre Königin von England. Tragisch genug, um ihr nach länger als 300 Jahren unsere Theilnahme, unser Mitleid zuzuwenden.

Sofort, nachdem die Sentenz über Catharina gesprochen war, schritt man nun auch zur Krönung Anna Boleyns mit den altherkömmlichen Ceremonien. Nach einem glänzenden Einzuge in London ward sie vom Cranmer, dem Erzbischof von Canterbury, und 6 Bischöfen, dem Abt von Westminster

und 12 anderen Aebten zur Kirche geleitet. In Purpur gekleidet wurde sie unter einem prachtvollen Baldachin getragen, vor ihr her die Krone, die ihr darnach der Erzbischof auf's Haupt setzte. Der Adel und die Gemeinen grüßten sie mit wetteifernder Hingebung. Anmuthsvoll wie immer strahlte sie im Gefühle hohen Glücks. Während der Papst, in seiner Politik schwankend, noch immer mit dem letzten Wort an sich gehalten, war man also in England schon zu dem Aeußersten vorgeschritten, und hatte die Krönung Anna's dem Abfall der gesammten Nation vom römischen Stuhl den vollsten Ausdruck gegeben. Noch einmal legte jedoch der König den gelehrten Geistlichen des Reiches die Frage vor, ob dem Bischof von Rom vermöge göttlichen Rechts irgend eine Autorität im Englischen zustehe, worauf die Universität Oxford und ihre Theologen zu dem Beschlusse kamen, die Frage des Königs unbedingt zu verneinen. Als die Gelehrten von Cambridge und die Convocationen oder General-Convente der englischen Geistlichkeit dem beistimmten, trug das Parlament kein Bedenken, die hierarchisch-römische Ordnung der Dinge Stück für Stück abzuschaffen. Niemals wieder sollte ein englischer Bischof sein Pallium, den Bischofsmantel, von Rom empfangen, wo er mit ungeheuren Summen bezahlt werden mußte. Die Annaten oder Einnahmen des ganzen ersten Jahres, welche die Geistlichen bei Antretung einer Kirchenpfründe an den päpstlichen Stuhl zu entrichten hatten, sollten an die Krone fallen, die Nachsuchung päpstlicher Dispense bei Strafe verboten sein, der Peterspfennig definitiv abgeschafft, und die römische Appellationsinstanz durch einheimische Einrichtungen ersetzt werden. Dagegen sollte an der herkömmlichen Lehre wie an der bischöflichen Verfassung festgehalten, und eine ka-

tholisch-anglikanische Kirche unter der Hoheit der Krone constituirt werden, wonach der König die Bezeichnung: „Oberstes Haupt auf Erden der Kirche von England unmittelbar unter Gott" in seinen Titel aufnahm und den Großsiegelbewahrer Thomas Cromwell als seinen Generalvicar ermächtigte, ohne alle Beziehung auf den Papst die kirchliche Verwaltung zu führen.

So fiel Heinrich vom Papste ab, ohne der Reformation beizutreten. Anhänger des Papstes und Freunde der Reformation bestiegen abwechselnd das Blutgerüst. Zu den ersteren gehörte namentlich der edle Thomas More, Lordkanzler von England, der in den Tower gesetzt und im Jahre 1535 enthauptet ward, weil er es verweigerte, dem König den Suprematseid zu schwören und dessen Ehe mit Catharina für schriftwidrig und durchaus ungültig zu erklären; ebenso der 77jährige ehrwürdige Bischof Fischer von Rochester sammt einer nicht geringen Zahl von Aebten, Geistlichen und Mönchen; wogegen andererseits Johann Lambert und mehrere ihm Gleichgesinnte wegen Leugnung der Transsubstantiation oder sonstiger römisch-katholischer Dogmen ebenfalls verfolgt, erhenkt und ihrer Etliche lebendig verbrannt wurden. Ueberhaupt benahm sich Heinrich VIII. in jeder Beziehung mehr und mehr als ein furchtbarer Tyrann. Im Jahr 1536 ließ er Anna Boleyn, die ihm eine Tochter, Elisabeth, geboren, hinrichten, indem er sie ohne Grund der Untreue beschuldigte, und kaum war ihr Haupt gefallen, als er sich schon am nächsten Tage mit einer ihrer Hofdamen, Jane Seymour, von Neuem vermählte. Aus dieser Ehe entsproß ein Sohn, der nachmalige König Eduard VI.

Indeß wir es uns wohl ersparen, die blutbefleckten

Spuren der Regierungsjahre Heinrichs weiter zu verfolgen, lassen Sie uns nun den nach seinem Tode stattgefundenen Fortgang der englischen Reformation näher in Betracht ziehen.

Es legt sich hier die Frage nahe, ob es möglich war, auf dem Standpunkte Heinrichs zu verharren, der zwar das Papstthum verworfen hatte, die Lehre der römisch-katholischen Kirche aber beibehalten wissen wollte. Wir dürfen wohl sagen: es war nicht möglich. Die hierarchische Verfassung der Kirche konnte nicht abgeschafft, und doch das unter dem Einfluß derselben ausgebildete Lehrsystem behauptet worden.

In der letzten Zeit Heinrichs bemerkte man im Lande wie am Hofe zwei Parteien, von denen die eine die Herrschaft des Papstes sicherlich wiederhergestellt hätte, während die andere einer volleren Entwickelung des protestantischen Princips zustrebte. Nach der von Heinrich vor seinem Tode im Jahre 1547 bestimmten Erbfolge sollte zuerst sein Sohn Eduard, dann Maria, die Tochter von seiner spanischen Gemahlin, und endlich die jüngere Tochter, die er von A. Boleyn hatte, Elisabeth, auf den Thron kommen. Da Eduard erst ein neunjähriger Knabe war, so erhob sich die bedeutungsvolle Frage, wer während der Minderjährigkeit am Ruder stehen würde. Die bisher einflußreichen katholisch gesinnten Norfolks und mit ihnen der gleichfalls katholisch gesinnte Bischof Gardiner mußten weichen wegen schmählicher Umtriebe, deren sie sich aus Ehrgeiz schuldig gemacht, wogegen der Oheim des Knaben, Eduard Seymour, Herzog von Sommerset, Protector des Reichs wurde. Mit ihm erhielt die reformatorische Richtung, welcher er sich selbst zuneigte, das Uebergewicht. Es zeigte sich dieß schon in der Rede, welche der schon immer dem Protestantismus ergebene Erzbischof Cran-

mer bei der Krönung des jungen Königs hielt. Er führte das Beispiel des israelitischen Königs Josias an, der ebenfalls minderjährig zur Regierung gekommen, den Götzendienst ausgerottet habe. So möge auch Eduard den Bilderdienst vollends vernichten, die wahre Verehrung Gottes pflanzen und das Land von der Tyrannei des Papstes für immer befreien. Nicht das Oel mache ihn zum Gesalbten Gottes, sondern die ihm von Oben verliehene Gewalt, kraft deren er in seinem Reiche der Stellvertreter Gottes sei. Bald darauf beschloß man, Commissarien in das Reich zu schicken, um die zurückgedrängten protestantischen Sympathien wieder zu beleben, um zu untersuchen, ob die Bischöfe, den früheren Verordnungen des königlichen Generalvicars, Thomas Cromwell, gemäß, wider die usurpirte Gewalt des römischen Bischofs gepredigt, ob die Pfarrer nicht äußerliche Observanzen, sondern Pflichterfüllung als gute Werke zu betrachten gelehrt, auch an Verminderung der vielen Feiertage und Wallfahrten gearbeitet hätten. Die Jugend wollte man die Hauptstücke des christlichen Glaubens in englischer Sprache lehren, bei'm sonntäglichen Gottesdienste ein Capitel der Bibel lesen und erklären. An die Stelle der eignen Predigt sollte eine der Homilien treten, welche unter erzbischöflicher und königlicher Autorität bekannt gemacht wurden. Sie waren das Werk Cranmers, welcher darin die beiden Grundsätze feststellte, von welchen er schon früher ausgegangen war, daß nämlich die heil. Schrift Alles enthalte, was dem Menschen zu seiner Seligkeit zu wissen noth sei, und daß die Vergebung der Sünden allein durch das Verdienst Christi und den Glauben an ihn erlangt werde. Beredte, eifrige Prediger, die in der Zeit der Verfolgungen unter Heinrich VIII. ihrer Ueberzeugung treu ge-

blieben und zum Theil eben erst dem Kerker entstiegen waren, unter Anderen Knox, Parker, Latimer, kamen den Absichten des Erzbischofs zu Hülfe, und immer allgemeiner drang die Ueberzeugung durch, man müsse, um die Trennung von Rom zu behaupten, den Bruch noch weiter machen und auch die hierarchisch-papistische Lehre aufgeben. So geschah es, daß durch einmüthigen Beschluß des Generalconvents der englischen Geistlichkeit diejenige Neuerung gebilligt und vom Parlament bestätigt ward, welche allerdings fast am expressivsten die von der römischen abweichende Kirchenform bezeichnet: die Austheilung des heiligen Abendmahles unter beiderlei Gestalten, wovon in England eigentlich die Umgestaltung des gesammten Gottesdienstes ausging. — Gleich für die nächsten Ostern 1548 wurde dann eine neue Formel für die Abendmahlsfeier in englischer Sprache statt der früheren lateinischen festgesetzt. Hieran aber knüpfte sich auf den vom jungen König geäußerten Wunsch im Jahre 1549 eine neue, die häusliche und kirchliche religiöse Uebung umfassende Liturgie, — das Commonprayer-book, worein man auch die von Heinrich VIII. nachgesehene Litanei aufnahm, und welches einige Jahre später in revidirter Ausgabe erschien. Es ist dieses Commonprayerbook ein rechtes Denkmal des ebenso schonenden als entschiedenen religiösen Gefühls jener Zeit. Im Parlament wurde es mit Bewunderung aufgenommen und verordnet, daß es in allen Kirchen des Landes gebraucht, jede andere Liturgie daneben abgeschafft sein sollte. Man hat wohl gesagt, es sei dasselbe unter dem Einfluß des göttlichen Geistes abgefaßt; jedenfalls hat sich die nationale Religiosität des englischen Volkes durch dieß Buch von Generation auf Generation bis zum heutigen Tage genährt und erbaut.

Nachdem schon Heinrich VIII. damit umgegangen war, auch in Schottland die Kirche umzugestalten und durch die Vermählung seines Sohnes Eduard mit Maria Stuart England und Schottland zu Einem großen antipapistisch-protestantischen Reiche zu verbinden, suchte der Protector Sommerset diesen Plan zu realisiren. Er ergriff gegen die dort herrschende, dem Eindringen des Protestantismus feindliche Partei die Waffen und erfocht einen glänzenden Sieg; gleichwohl behielten für dießmal noch die katholischen Interessen in Schottland das Uebergewicht über die englisch-protestantischen. Die junge Königin, damals erst 7 Jahre alt, brachte man nach Frankreich, um dort mit dem Dauphin, nachmaligem König Franz II., vermählt zu werden. Aber auch in England selbst fand die Durchführung der Reformation zum Theil noch Widerstand. So kam es in Cornwall bei der Herabnahme eines Heiligenbildes zu einem Tumult, in welchem der Commissär des Königs von einem Priester erstochen ward. Die Unruhen verbreiteten sich nach Devonshire, wo man den Pfarrer zwang, die Messe nach dem alten Ritus zu feiern, und sich dann unter Vortragung des Allerheiligsten mit Kreuzen und Kerzen in's Feld begab, wo zahlreiche versammelte Haufen zwar nicht die Herstellung der Autorität des römischen Stuhles forderten, wohl aber auf Wiederanerkennung der alten Kirchensatzungen, auf die gewohnte Verehrung des Sacramentes und der Bilder, ja sogar auf Erneuerung der lateinischen Messe drangen. Doch wurde die Empörung bald unterdrückt, und wurde durch den persönlichen Eifer des Herzogs von Sommerset der protestantischen Richtung immer freiere Bahn gemacht, um so mehr, da auch Eduard durch und durch Protestant war, und sein größter Ehrgeiz der,

durch seinen Rang und seine Macht an der Spitze der protestantischen Welt zu stehen.

Um nun dem Katholicismus gegenüber eine Norm für die Lehre aufzustellen, schritt man im Jahre 1551 zur Abfassung einer Confession oder Bekenntnißschrift. Gern hätte man gesehen, daß Melanchthon, der Verfasser der Augsburger Confession, persönlich herübergekommen wäre, um dabei mitzuwirken. Wenigstens hatte seine Arbeit vielen Einfluß auf die Fassung der vom Erzbischof Cranmer und dem Bischof Ridley im Auftrage des Königs und des geheimen Rathes aufgestellten 42 Artikel, wodurch sich England der protestantischen Gemeinschaft des Continents auf's Engste anschloß. Nachdem diese Artikel, die man später unter der Königin Elisabeth von 42 auf 39 reducirte, sämmtlichen Bischöfen wegen etwaiger Zusätze oder Verbesserungen mitgetheilt waren, wurde die Unterschrift derselben verordnet und so streng auf Uniformität der Lehre wie des Kultus bestanden, daß man die wenigen widerstrebenden, altgesinnten Bischöfe ihres Amtes entsetzte. Was nun den Inhalt der fraglichen Artikel betrifft, so wird darin die unwandelbare Autorität der 3 ältesten Symbole, des apostolischen, des Nicänischen und athanasianischen ausgesprochen. Hinsichtlich der Abendmahlslehre drang die calvinistische Auffassung durch, und wurde die reale Gegenwart des Fleisches und Blutes Christi aufgegeben. Das Meßopfer wird verworfen, und Christi Versöhnungsopfer für die Sünden der Schrift gemäß als das einzige bezeichnet. Als Oberhaupt der englischen Kirche wird der König anerkannt, dem Papste aber alle Gerichtsbarkeit in England abgesprochen. Der Begriff der Kirche wird bestimmt als die Gemeinschaft der Gläubigen, in der das Wort Gottes lauter verkündet, und

die Sacramente, Taufe und Abendmahl, nach der Einsetzung Christi verwaltet werden. Die Ehelosigkeit der Geistlichen, der Ablaß, die letzte Oelung, das Fegfeuer und andere unterscheidende Lehren der römischen Kirche werden als schriftwidrig namentlich verworfen.

Nachdem solches Alles geschehen, und sich von Eduard erwarten ließ, er werde, zu männlichen Jahren kommend, die Reformation daheim vollends durchführen und an die Spitze der protestantischen Welt treten, fing derselbe an, zu kränkeln, sodaß man seinen frühen Tod erwarten mußte. Nach den Anordnungen Heinrichs VIII. mußte dann Maria den Thron besteigen, die durch ihre Herkunft von der Königin Catharina an das katholische und spanische Interesse geknüpft war. — Da überredete der Herzog von Northumberland den König, die Thronfolgeordnung seines Vaters zu ändern. Der Herzog hatte nämlich einen seiner Söhne mit Johanna Grey, der ältesten Tochter der Schwester Heinrichs VIII. vermählt, und eben auf diese richtete er die Aufmerksamkeit des Königs, der ihr dann auch, mit Uebergehung seiner Schwester Maria, noch die Nachfolge zusprach, bevor er im 16. Jahre seines Lebens, 1553, mit dem Gebete starb, daß Gott das Land vor dem Papstthum schützen möge.

Lady Johanna Grey hatte seither den Studien gelebt und auch in ihrem ehelichen Leben ihre von der Welt abgewandte Sinnesweise nicht geändert. Ohne noch etwas von dem Tode des Königs zu wissen, wurde sie eines Tages, über ihrem Plato sitzend, in eine große glänzende Versammlung berufen. Und wie ward ihr zu Muthe, als man ihr eröffnete, Eduard sei gestorben, und um das Reich vor dem Papismus und vor der Regierung seiner beiden nicht guten

Schwestern zu sichern, habe er sie, Lady Johanna, zu seiner Erbin erklärt, worauf die Großwürdenträger des Reichs vor ihr knieten und sie als ihre Königin verehrten. Ihre ganze Seele ward davon übernommen. Sie stürzte zu Boden und brach in heftiges Weinen aus. Ob ihr ein volles Recht zur Krone zustehe, konnte sie nicht beurtheilen; was sie fühlte, war ihre Unfähigkeit, zu regieren. Wie sie selbst erzählt, betete sie dann in der Tiefe ihrer Seele: wenn die höchste Würde ihr gesetzmäßig gebühre, so möge Gott ihr die Gnade geben, sie zu seiner Ehre zu verwalten. — Am nächsten Tag begab sie sich nach dem Tower und nahm die Huldigungen an, die man ihr darbrachte, während Herolde ihre Thronbesteigung in der Hauptstadt verkündigten. Hier aber erregte es Unzufriedenheit, daß man die von Heinrich VIII. auf Grund einer Parlamentsacte festgesetzte Thronfolgeordnung umstoßen und eine entfernte Verwandte an die Stelle Maria's, der Schwester Eduards, bringen wollte. Alles Volk erklärte sich für diese. Auf Veranstaltung des geheimen Raths ward Maria als Königin ausgerufen und zog bald darauf unter dem Zujauchzen der Menge in London ein. Johanna Grey blieb als Gefangene im Tower, den sie als Königin betreten hatte, und in welchem sie später unschuldig hingerichtet wurde.

Wie die Katholiken sich um so mehr für Maria erklärt hatten, weil sie in ihr die geborene Verfechterin ihrer Religion sahen, so schlossen sich ihr auch die Protestanten um so freudiger an, als dieselben die Erwartung hegten, sie werde die Religion in ihrem gegenwärtigen Zustande belassen. Selbst Kaiser Karl V. empfahl ihr vor allen Dingen Mäßigung ihres katholischen Eifers. Diesem guten Rath zufolge ließ sie freilich bei einem Tumult, der einige Tage nach ihrer

Ankunft in der Stadt entstand, den Lord-Mayor rufen, um ihm zu sagen, daß sie Keinen in seinem Gewissen bedrängen wolle; sie hoffe, das Volk werde durch gute Unterweisung zu der Religion zurückkommen, zu welcher sie selbst sich mit voller Ueberzeugung bekenne. Doch walteten fortan in allen Schritten ihrer Regierung die katholischen Sympathien vor. Als „Haupt der Kirche zunächst unter Gott“ (nach der Benennung von ihrem Vater her) verbot Maria alle Predigten und Schriftauslegungen ohne besondere königliche Erlaubniß, mit deren Ertheilung sie den entschiedensten Widersacher des Protestantismus betraute, — den unter Eduard beseitigten Bischof Gardiner, der bald als Lord-Canzler an die Spitze der Regierung trat. Ueberhaupt kamen die katholischen Bischöfe empor, während die protestantischen auf's Tiefste gedemüthigt, und namentlich der Erzbischof Cranmer und Latimer in den Tower eingeschlossen wurden. Ueberall erhoben sich wieder die Heiligenbilder, und an vielen Orten ward die Feier der Messe erneuert. Die Prediger, die sich dagegen erklärten, mußten ihren Bischöfen in's Gefängniß folgen. Nach einigen Monaten wurde die Krönung der Königin mit den alten Cermonien vollzogen. Cardinal Granvella, Bischof von Arras, schickte dazu ein Gefäß mit dem gebenedeiten heil. Oel herüber, auf dessen mystische Bedeutung man wieder ein großes Gewicht legte. Die Königin wollte sich vorher des Titels „Oberhaupt der Kirche“ entledigen, aber Kaiser Karl meinte, es genüge an der von ihr im tiefsten Geheimniß dem römischen Stuhl gegebenen Erklärung, daß sie seine Autorität herzustellen beabsichtige. In dem alsdann zusammenberufenen Parlament entspann sich ein heißer Streit über den Antrag der Regierung, die unter Eduard VI. stattgehabte Veränderung

des Kirchendienstes zurückzunehmen und das Commonprayer-book wieder abzuschaffen. Nach mehr als sechstägiger Debatte ging endlich der Beschluß durch, die Emancipation vom Papstthum beizubehalten, übrigens aber die alten katholischen Lehren und Formen des Gottesdienstes zu restauriren und die neuen aufzuheben.

Bald darnach kam die Vermählung Maria's in Frage, und als Kaiser Karl ihr seinen Sohn Don Philipp vorschlug, willigte sie freudig ein; ja ob auch die allgemeine Stimme in England gegen diese Verbindung mit dem spanischen Hause war, so wurde dieselbe doch durchgesetzt, und im Sommer 1554 langte Philipp, den sein Vater vorher zum König von Neapel ernannt, mit einem glänzenden Gefolge in England an. Bischof Gardiner vollzog die Vermählung, welche er dann auch in seiner Predigt nicht unterließ, als göttliche Veranstaltung zur Wiederherstellung der Religion zu preisen.

Mit Zustimmung des neuen Parlaments wurde nun auch der unter Heinrich VIII. verbannte Cardinal Pole nach England zurückberufen, und unter der Bedingung, daß dieser als päpstlicher Legat eine allgemeine Absolution ertheile, desgleichen die Lords von der Zurückgabe der ihnen zugefallenen Klostergüter im Namen des Papstes für immer dispensire, willigte man ein, sich dem römischen Stuhle wieder zu unterwerfen. Ja unter der Einwirkung des königlichen Gemahls Philipp, der in Spanien an die Hinrichtung der Ketzer gewöhnt war, nahmen die Lords eine Bill an, wonach alle Abtrünnigen und Gegner der römisch-katholischen Kirche, namentlich die ehemaligen Wiclefiten, (jetzt Lollarden oder Fratricellen genannt und mit den Begharden und Beguinen, den Brüdern und Schwestern des freien Geistes, zusammen-

geworfen) als Ketzer gerichtlich verfolgt und bestraft werden sollten.

Im Jahre 1555 begann nun alsbald die Ausführung der wiederhergestellten Ketzer-Edicte. — Wohl hat es anderswo blutigere Verfolgungen gegeben, die sich aber jetzt erhob, unterschied sich besonders dadurch, daß ihr die bedeutendsten, die frömmsten und gelehrtesten Männer der Nation zum Opfer fielen, außer mehreren der namhaftesten Bischöfe auch der Erzbischof Cranmer. Um Gnade zu finden, hatte er sich in einem schwachen Augenblicke zum Widerrufe verleiten lassen. Als er aber dem zum Trotz zum Tode verdammt wurde, erwachte in ihm das ganze Selbstgefühl der Wahrhaftigkeit seines Glaubens, und ließ er die Hand, mit welcher er den Widerruf unterzeichnet hatte, wie zur Buße, unter unsäglichen Schmerzen still haltend, verbrennen, — ehe noch die Flammen des Scheiterhaufens über ihm zusammenschlugen.

Die Hinrichtungen verbreiteten sich dann über das ganze Land und auch über die benachbarten Inseln, indeß sie sich bis zum Jahre 1558 fortsetzten. Manche hätten fliehen können, aber sie wollten die Festigkeit ihres Glaubens mit dem Tode bezeugen, um die Gemeinden, denen sie entrissen worden, dadurch in ihrem Glauben zu stärken. Die Meisten starben mit erhabener Todesverachtung, die Andere zur Nachahmung entzündete; ja Viele wären bereit gewesen, sich mit ihren Freunden zugleich in die Flammen zu stürzen, gleichwie es als ein Zeichen tiefer, schmerzlicher Theilnahme erscheint, als eines Tages, wo mehrere Verurtheilte bei Nacht in ihr Gefängniß zurückgeführt wurden, um am anderen Morgen hingerichtet zu werden, viele Hausväter mit Lichtern in den

Händen aus den Thüren traten, um sie mit ihrem Gebet zu begrüßen und ihnen für ihre Standhaftigkeit zu danken.

Die Königin Maria wird mit dem Namen der blutigen bezeichnet und verdient diesen Namen wohl durch die 800 Bluturtheile, die unter ihrem Scepter an Bekennern des evangelischen Glaubens vollzogen wurden. Mit so grauenhafter Härte steht fast in Widerspruch, was wir nach gleichzeitigen Schilderungen von ihrer Persönlichkeit erfahren.

Maria war eine kleine, zarte, krankhafte Frau von bereits ergrauendem Haare. Sie hatte eine geschickte Hand, war Meisterin auf der Laute und machte bei persönlicher Bekanntschaft den Eindruck von Güte und Milde. Jedoch lag etwas in ihren Augen, was Furcht erregen konnte; ihre Stimme war kreischend, ihr Eigenwille schrankenlos, und von Zaghaftigkeit in der Gefahr zeigte sie nie eine Spur. Dabei hatte sie, die Königin von England, für das Leben, die Interessen und Bestrebungen ihres Volkes kein Mitgefühl; von Kind auf haßte sie dieselben. Alle ihre Sympathien galten der Nation, aus welcher ihre Mutter stammte, spanischem Sinne und spanischer Art. Daher sah sie auch in ihrem Gemahle Philipp das Ideal eines Mannes, und noch ehe sie ihn gesehen, hatte sie sich in ihrer Betkammer vor einem Crucifix verbindlich gemacht, ihm und keinem Anderen ihre Hand zu reichen, indem sie ihn für den einzigen Mann halten mochte, der sie in dem Vorhaben unterstützen könnte, für welches sie sich von Gott bestimmt hielt, die vermeintliche Ketzerei auszurotten und den römischen Katholicismus wieder herzustellen. — Mag ihr nun auch Manches von dem Entsetzlichen, was die Ausführung ihres Vorhabens begleitete, verborgen geblieben sein, daran läßt sich nicht zweifeln, daß

es ohne ihren Willen und ihre Zustimmung nie zu all den Verfolgungen und Hinrichtungen gekommen wäre, und keine Entschuldigung wird ihr Andenken von dem dunkeln Schatten befreien, der auf demselben lastet.

Inzwischen wuchs in England das Mißvergnügen über die Haltung der Königin und ihrer Regierung auf eine bedrohliche Weise. Während Philipps Abwesenheit in den Niederlanden war statt seiner der Cardinal Pole, nach Cranmers Tode Erzbischof von Canterbury, mit der obersten Leitung der Geschäfte betraut, bis im Jahre 1558 die Dinge eine andere Wendung nahmen, und Alles, was die Königin gewollt, was sie versucht, worauf sie gehofft hatte, auf ein Mal zu Ende ging. Schon seit einiger Zeit von wiederholten Krankheitsanfällen heimgesucht, wurde sie unverhofft von einer damals in England herrschenden Seuche tödtlich ergriffen. Noch einmal ließ Maria in ihrem Zimmer die Messe halten und starb, ehe dieselbe vollendet war. Cardinal Pole, schon leidend und durch die Todesbotschaft tief erschüttert, verschied in der nächsten Nacht, gleichwie außer ihm noch 13 Bischöfe kurze Zeit vor oder nach der Königin starben.

Um menschlich zu reden, war es auch die höchste Zeit, daß Maria diese Welt verließ, da sie gegen das Ende ihres Lebens immer finsterer, feindseliger, verfolgungssüchtiger, in gleichem Maße aber auch mehr und mehr ein Gegenstand des Abscheu's geworden war. Hatte sie doch die letzten Jahre auf Verlangen des Papstes eine fast spanische Inquisition mit Anwendung der Folter eingeführt, um alle Ketzer auszuspüren, und nicht nur einzelne, sondern ganze Haufen derselben wurden zusammen dem Feuer übergeben, sodaß sich

endlich kaum noch Menschen fanden, die sich zu Werkzeugen der Ausführung aller solcher Greuel hergaben.

Fragen wir schließlich aber, was Maria durch ihren blutigen Fanatismus erreichte, so war dieß ein schneidender Gegensatz zu dem, was sie gewollt: ein unauslöschlicher Haß gegen das Papstthum und eine entschiedene, energische Hinneigung zum Protestantismus im Herzen des evangelischen Volkes.

Vierzehnte Vorlesung.

Fortsetzung:
Englische Reformation.

Verehrte Anwesende!

Schon während der Regierung Maria's, die nur dadurch erträglich wurde, daß man ihr baldiges Ende voraussah, waren Aller Augen auf ihre jüngere Schwester Elisabeth gerichtet. Sie war die Tochter Anna Boleyns, welche diese damals unter ihrem Herzen trug, als sie nach ihrer Vermählung mit Heinrich VIII. zur Königin gekrönt wurde. Nach dem blutigen Tode der Mutter hatte Heinrich anfangs der Tochter sein Herz entfremdet und sie auf's Aeußerste vernachlässigt, bis man weiterhin mehr Sorgfalt auf ihre Erziehung verwandte, und sie bei ausgezeichneten Gaben und großem Fleiß sich in hervorragender Art entwickelte. Im Alter von 16 Jahren schreibt einer ihrer Lehrer an einen Freund: „Unter allen Jungfrauen leuchtet Lady Elisabeth gleich einem Stern und glänzt mehr durch ihre Tugenden und Kenntnisse, als durch die Glorie ihrer königlichen Abkunft. Ihr Geist kennt keine wirkliche Schwäche, und männliche Kraft zeigt sie bei Allem, worauf sie sich legt.“ Gleich dem Englischen

sprach sie französisch und italienisch, lateinisch geläufig, und hatte es in dieser wie in der griechischen Sprache so weit gebracht, daß sie den Livius, Tacitus, Cicero und Seneca, den Sophokles und Reden von Demosthenes las. Auch für Wissenschaft hegte sie einen glühenden Eifer und war in der Geschichte, namentlich in der ihres Vaterlandes genau unterrichtet. Ihre Religionserkenntniß schöpfte sie aus den Quellen und beschäftigte sich jeden Morgen zuerst mit dem neuen Testament in der Grundsprache, außerdem mit den Schriften des h. Cyprian, Melanchthons und Anderer; indeß sie zugleich, indem sie ihren Geist bereicherte, nach dem Zeugniß des damaligen französischen Gesandten am englischen Hofe, die ächte Beredsamkeit besaß, die aus dem Innern hervorquillt.

Ehe Maria den Thron bestieg, hatte zwischen ihr und Elisabeth ein freundliches Verhältniß bestanden; als Königin aber wandte sich die ältere Schwester ganz von der jüngeren ab und gab bei einer Verschwörung, der man auf die Spur kam, leicht dem Verdacht Raum, Elisabeth habe an derselben Theil genommen. Auch ließ die damals vorwaltende spanisch-katholische Partei sie in Untersuchung ziehen und hätte wohl gewünscht, sie schuldig zu finden, um ihr an's Leben zu kommen. Hochsinnig und groß im Gefühl ihrer Unschuld ist der Brief, den sie in der Gefahr an Maria schrieb, zugleich voll ungeheuchelter loyaler Unterordnung ihrer Königin gegenüber, vor der sie nur ihre Kniee zu beugen wünscht, um sie anzuflehen, sich durch keine falsche Anklage gegen sie, ihre Schwester, einnehmen zu lassen. Doch wurde sie von Maria keines Gehörs gewürdigt, sondern als Gefangene nach dem Tower gebracht und dem peinlichen Verhör unterworfen. Wie eifrig man aber nach Beweisen gegen sie suchte, so fand

man doch keine, und ohne eine offenkundige Verschuldung sie anzutasten, hätte man nicht wagen dürfen, da Heinrich VIII., nach manchem Wechsel, einverstanden mit dem Parlament, sie zur Thronerbin bestimmt hatte, und das Volk seine Hoffnung auf sie baute. Als Elisabeth in jener Gefahr in London erschien, von zahlreichem Gefolge umgeben, in offener Sänfte, mit einem Ausdruck, in welchem sich die hoffnungsreiche, lebensvolle Jugend mit dem Gefühle der Unschuld und Bedrängniß mischte, bleich und stolz, beherrschte sie in unzweifelhafter Sympathie die Menge, die sich um sie schaarte, und als sie nach ihrer Freilassung durch die Straßen kam, ward sie mit einem Enthusiasmus empfangen, der die Königin auf ihrem Throne eifersüchtig machte.

Nach Maria's Tode im Jahre 1558 gab der Geheime-Rath, obwohl der Mehrzahl nach katholisch, hinsichtlich der Thronfolge keinem Bedenken Raum. Wenige Stunden nach dem Sterbfalle wurde die Gemeine in's Oberhaus berufen, um hier die Mittheilung zu empfangen, daß Maria entschlafen sei, und Gott ihnen eine andere Königin gegeben habe, Mylady Elisabeth. Das Parlament löste sich auf, und die neue Königin, als solche in Westminster und London ausgerufen, hielt einige Tage später ihren Einzug in der Hauptstadt unter unbeschreiblichem Jubel des Volks, das ihre Thronbesteigung als seine Erlösung und Sicherung begrüßte.

Sobald es der Anstand einigermaßen erlaubte, entschloß sich Philipp von Spanien, um Elisabeths Hand zu werben, nicht aus persönlicher Zuneigung, wovon sich keine Spur findet, wohl aber in der Hoffnung, England dadurch bei dem spanischen Bündniß und bei dem römischen Katholicismus festzuhalten. Ihre erste Antwort war nicht geradezu vernei-

nend, ließ aber doch schon den Entschluß durchblicken, unvermählt zu bleiben. Hatte sich ihre Schwester Maria durch ihre Vermählung um ihre Popularität gebracht, so wollte sie die unbedingte Hingebung, welche ihr das Volk bezeigte, nicht verscherzen, ungerechnet daß es zu ihrer Verbindung mit dem Gemahl ihrer verstorbenen Schwester der päpstlichen Dispensation bedurft hätte, welche sie verschmähte. Ihre damalige Absicht, überhaupt unvermählt zu bleiben, mag später wieder einmal geschwankt haben; jedenfalls hat sie aus Politik mehrmals Hoffnungen erregt, die sie nicht zu erfüllen dachte, und wiederholt über ihre Vermählung unterhandelt. Gleichwohl liegt eine tiefe Wahrheit darin, wenn sie erklärte: „sie sei mit ihrem Volke vermählt,“ die Rücksicht auf dessen Interesse sie von Allem abhielt, was demselben widerstrebte.

Inzwischen war Elisabeth schon zu Handlungen geschritten, die mit einer spanischen Verbindung nimmer zu vereinigen gewesen wären, und zu kirchlichen Neuerungen, welche ihre Stellung erst vollends kennzeichneten. Das Erste war, daß sie das Grabdenkmal ihres Vaters, welches Maria dem Erdboden hatte gleich machen lassen, als ergebenere Tochter wieder aufrichten ließ. Sodann hatte sie vor dem Besuch eines feierlichen Hochamts den functionirenden Bischof aufgefordert, die Elevation der Hostie, wobei die Gemeinde wie vor dem leibhaftig gegenwärtigen Christus auf die Kniee fällt, zu unterlassen. Als dieser sich dessen weigerte, verließ sie die Kirche in dem Augenblicke, als die Ceremonie vollzogen wurde. Um dem religiösen Hader zu steuern, welcher die Kanzeln zu erfüllen begann, verbot sie gleich ihren Vorfahren die Predigt, erlaubte aber das Vorlesen der sonntäglichen Evangelien und Episteln, der Litanei und des Glaubens in englischer Sprache.

Was ihren eignen kirchlichen Standpunct überhaupt betraf, so hatte sie sich bisher dem unter Maria wiederhergestellten katholischen Ritus anbequemt, ohne eben einer der bestehenden Confessionen angehört zu haben. Controversschriften hatte sie nicht gelesen, wohl aber sich mit der Bibel und den Urkunden der ältesten Kirche, mit den griechischen und lateinischen Kirchenvätern beschäftigt, und sie war davon durchdrungen, daß die römische Kirche mit ihrer Lehre, ihrem Cultus und ihrer Verfassung von diesem Vorbilde weit abgewichen sei, indeß sie glaubte, von Gott erhalten und beschützt worden zu sein, um eine Reformation durchzuführen.

Man rieth der Königin, einfach auf die Ordnung Eduards VI. zurückzukommen und Alles, was unter Maria festgesetzt worden, für null und nichtig zu erklären. So weit aber wollte sie nicht gehen; sie theilte nicht alle Meinungen und Lehren, welche damals die Oberhand behalten hatten. Auch hielt sie bei weitem mehr auf Ceremonien und Aeußerlichkeiten als ihr Bruder oder dessen Rathgeber, da sie überhaupt Glanz und Pracht liebte und auch wohl den schroffen Gegensatz vermeiden wollte, der den Widerstand der Katholiken hätte hervorrufen können. Vor allen Dingen wollte sie hinsichtlich der Religion die Stimme des Parlaments vernehmen. Diesem nun lag am Dogma an und für sich selbst eben nicht viel; wohl aber war es unter Maria Jedermann zum Bewußtsein gekommen, daß die Beibehaltung des römischen Katholicismus mit politischer Selbstständigkeit unvereinbar sei; gleichwie das Parlament erst seine volle Bedeutung wieder gewonnen hatte, als es der Krone im Kampf gegen das Papstthum zur Seite getreten war. Daher schloß sich dasselbe mit Freuden der neuen Fürstin an, deren Politik alle

Besorgniß vor einer dem Lande nachtheiligen Vereinigung mit dem römischen Stuhle aufhob. Auch trat der volle Gegensatz der päpstlichen Gewalt, welche die vergangenen Jahrhunderte beherrscht hatte, zu der parlamentarischen, welche die folgenden Jahrhunderte beherrschen sollte, bald stark genug hervor. Als nämlich Elisabeth ihre Thronbesteigung wie allen Regenten der Christenheit, so auch dem damaligen Papst Paul IV. anzeigen ließ, antwortete dieser, England sei ein Lehen des römischen Stuhles, Elisabeth nach früherer päpstlicher Entscheidung nicht die rechtmäßige Tochter ihres Vaters, ihre Thronbesteigung daher eine Anmaßung, und nur, wenn sie sich seiner Gnade unterwerfe, wolle er sehen, was er für sie thun könne; wogegen das Parlament, welches schon vor Jahrhunderten das beanspruchte Lehensverhältniß verworfen hatte, sie als gesetzmäßige, aus königlichem Blut entsprungene Königin anerkannte und sich anheischig machte, ihren Titel und ihr Recht mit Gut und Blut zu vertheidigen.

Die Veränderung, welche Elisabeth nun in Gemeinschaft mit ihrem Geheimen-Rath anbahnte, ließ sich zwar gemäßigt an, war aber entschieden. Den Titel „Oberhaupt der Kirche“ lehnte sie freilich ab; doch war es wesentlich nicht anderes, wenn sie die oberste Regierung in allen kirchlichen wie in weltlichen Angelegenheiten ergriff. Das Parlament erklärte, das Recht der Visitation und Reformation der Kirche sei mit der Krone verbunden, und sprach der Königin und ihren Nachfolgern die Befugniß zu, zur Ausübung der obersten Gewalt oder Suprematie auf kirchlichem Gebiete Bevollmächtigte zu ernennen, woraus weiterhin der Gerichtshof der hohen Commission in geistlichen Dingen entstand — the Court of high Commission. Hohe und niedere Geistliche sollten nun das

königlich-kirchliche Supremat beschwören und jeder fremden Autorität oder Jurisdiction absagen; wer den Eid verweigere, solle zwar nicht, wie unter Heinrich VIII. mit dem Tod, doch mit Verlust der Aemter und Güter geahndet werden. Ohne über eigentlich kirchliche Dinge Bestimmungen treffen zu wollen, hielt sich das Parlament gleichwohl für befugt, eine Conferenz beider Theile, der katholischen und antikatholischen, anzuordnen, welcher die für den Augenblick wichtigsten Fragen vorgelegt wurden über den Begriff der Messe nnd über die Berechtigung nationaler, von Rom unabhängiger Kirchen.

Den katholischen Bischöfen mißfiel das ganze Vorhaben, da diese Dinge ja längst entschieden seien. Ihre Erklärungen waren mehr herrisch als überzeugend, wogegen die Vertreter der Protestanten sich in treffenden Ausführungen vernehmen ließen. Hauptsächlich bestanden sie auf dem Unterschied der allgemeinen, wahrhaft katholischen Kirche von der römischen und suchten jenseits der hierarchischen Jahrhunderte festen Boden im christlichen Alterthum zu fassen; wie denn allerdings schon seit den ersten christlichen Jahrhunderten, unabhängig von Rom, Christenthum und Kirche in Britannien eine Stätte gefunden, bis erst gegen Ende des 6. Jahrhunderts Papst Gregor zur Bekehrung der inzwischen eingedrungenen heidnischen Angelsachsen Missionare nach England geschickt hatte, und erst nach und nach bis zum 13. Jahrhundert hin, namentlich unter König Richard I. und Johann ohne Land, päpstliche Hierarchie und römischer Katholicismus zu voller Machtentfaltung gekommen waren. Während indeß die protestantischen Wortführer eine umfassendere Gemeinschaft als die des Romanismus annahmen, in der die wahre Katholicität bestehe, suchten sie zugleich die Berechtigung nationaler Kirchen zu beweisen, be-

sonders in Betreff der Abänderung eingeführter Ceremonien und Gebräuche. Es handelte sich hierbei speciell darum, ob das unter der blutigen Maria abgeschaffte liturgische Buch Eduards VI., das Commonprayerbook, wieder hergestellt werden solle.

Da sich die katholischen Bischöfe dem Fortgang der Verhandlungen widersetzten und sich der Conferenz entzogen, nahm man an, sie wüßten nicht zu antworten, und als sie bei der Abstimmung im Parlament in der Minderheit blieben, ging die sogenannte Uniformitätsacte durch, kraft welcher Einförmigkeit des gemeinsamen Gebetes, des öffentlichen Gottesdienstes und der Verwaltung der Sacramente in allen Kirchen des Reichs stattfinden, und das liturgische Buch nach einer neuen Revision desselben vom Johannisfest des Jahres 1559 an wieder volle Geltung haben sollte. — Elisabeth wollte volle Gewissensfreiheit gewähren, glaubte aber, ohne Verletzung derselben eine äußere kirchliche Einförmigkeit, welche ihr für das Staatswohl nothwendig schien, erreichen zu können und zur Feststellung derselben als Königin berechtigt zu sein. Als daher in einer Geheimen-Raths-Sitzung die katholischen Bischöfe noch einmal Widerspruch erhoben, weil die Verordnung den Versprechungen zuwiderlaufe, welche Maria im Namen der Krone dem römischen Stuhle gemacht, antwortete sie, ihre Schwester habe damit ihre Befugnisse überschritten; ihr stehe es frei, auf das Beispiel ihrer älteren Vorfahren zurückzukommen, von denen die päpstliche Gewalt als eine Usurpation angesehen worden sei. „Meine Krone, rief sie aus, ist nur dem König der Könige unterworfen, und Niemanden sonst;“ wobei sie das Wort anwandte: ich und mein Haus, wir wollen dem HErrn dienen. —

Bei der Revision des Commonprayer-book erlaubten sich die dazu bestellten Commissionen einige Abänderungen, um das Buch auch den Katholiken annehmbarer zu machen. Unter Anderem wurden in der Litanei die Worte gestrichen: „Vor der Tyrannei des römischen Bischofs und all seiner abscheulichen Grausamkeit bewahre uns, lieber Herr Gott!“ Die wichtigste Abänderung betraf die Abendmahlsformel, welche man nach den Kirchenvätern Ambrosius und Gregor so faßte, daß dabei die reale Gegenwart Christi festgehalten wurde, wie man überhaupt bei der letzten Redaction des Buches dem altüberlieferten Lehrbegriff möglichst nahe zu bleiben suchte. Eben dieß entsprach der Absicht der Königin, welche auch in anderen Punkten in Neuerungen nicht zu weit gehen mochte, sodaß unter Anderem der Gottesdienst auch ferner mit Kniebeugung und ceremoniöser Devotion verbunden sein, und Bilder und Crucifixe, Vocal- und Instrumentalmusik sammt der priesterlichen Kleidung beibehalten werden sollte. — Die meisten Katholiken und selbst der größte Theil der niederen katholischen Geistlichkeit bequemte sich nun auch wirklich zur Annahme der Uniformitätsacte. Unter 9400 Geistlichen im ganzen Reich waren derer, die sich weigerten und darüber ihre Pfründen verloren, etwa 80 Priester, 50 Chorherrn, 15 Vorsteher von geistlichen Stiftungen und 14 Bischöfe. — Was das Ausscheiden der letzteren betraf, so erhob sich dadurch die Schwierigkeit, die erledigten Bisthümer den beibehaltenen Grundsätzen der englischen episkopalen Kirchenverfassung gemäß wieder zu besetzen. Wer sollte nämlich die neuen Bischöfe consecriren? Da indeß von vier mit den neu gefaßten Beschlüssen einverstandenen Prälaten zwei nach dem alten römischen und zwei andere nach dem reformirten

Ritual die Handauflegung als das für nothwendig erachtete Zeichen der Weihe, wie von den Aposteln her, empfangen hatten, so consecrirten diese den neu ernannten Erzbischof von Canterbury. Parker, den früheren Lehrer der Königin, von welchem dann die Handauflegung und Weihe auf die anderen neu ernannten Bischöfe überging, und wurde also das Geheimniß der bischöflichen Succession nicht unterbrochen. — Rücksichtlich der Glaubenslehre wurde übrigens den Laien volle Freiheit gelassen, wogegen als Lehrvorschrift für die Geistlichkeit die 42 Artikel Eduards VI. einer Revision unterworfen, in die noch heute gültigen 39 Artikel zusammengezogen, und durch Parlamentsbeschluß sämmtliche Geistliche zur Unterzeichnung derselben verpflichtet wurden.

So war denn nach manchen Wechselfällen, nach einer harten Schule von Versuchen und Kämpfen eine englische Episcopal- oder Hochkirche wirklich zu Stande gebracht, — reformirt, ohne doch die hergebrachten bischöflichen Formen fallen zu lassen, national geschieden, ohne den Zusammenhang mit den evangelisch-protestantischen Kirchen des Continents aufzugeben.

Aber auch inmitten der anglikanisch-reformirten Kirche blieben Parteiung und Spaltung nicht aus. Nach dem Tode der blutigen Maria waren diejenigen, welche unter ihrem Regiment des Glaubens wegen die Heimath verlassen und in der Verbannung gelebt hatten, nach England zurückgekehrt. — In Straßburg, Basel und namentlich in Genf hatten sie sich entschieden dem calvinischen, einfachen, mehr von allen katholischen Gebräuchen gereinigten Gottesdienst zugeneigt und konnten sich daher jetzt mit der englischen Kirchenverfassung und Liturgie nicht wieder befreunden. Man nannte sie Puri-

taner, und viele Gleichgesinnte in England schlossen sich ihnen an. — Abgesehen von einigen Aeußerlichkeiten hinsichtlich der Gesangsweisen, der Litaneien, der Beichtformeln, des Knieens bei der Communion, der Verbeugung bei'm Aussprechen des Namens Jesu, der Chorhemden der Geistlichen ꝛc., welches Alles sie als Ueberbleibsel des Papstthums abgeschafft wissen wollten, handelte es sich im Widerstreit gegen die anglikanische bischöfliche Kirche, mit welcher sie in Betreff der Lehre im Wesentlichen übereinstimmten, — hauptsächlich um den der Königin zu leistenden Suprematseid und um die Anerkennung der Uniformitätsacte. Die Puritaner verwarfen nämlich die oberste kirchliche Macht des weltlichen Regenten, den Gottesdienst, die Kirchenzucht und die Glaubenssatzungen zu bestimmen, wogegen sie behaupteten, daß nur die heil. Schrift Richtschnur des Glaubens und Lebens, der Zucht und Verfassung der Kirche sei, und nur was sie vorschreibe, dürfe den Gemeinden als bindendes Gesetz auferlegt werden. Wenn sonst noch etwas für die Kirche anzuordnen sei, so müsse dieß nicht von weltlichen Herrschern, sondern von kirchlichen Synoden geschehen. Auch sie wünschten Uniformität im Gottesdienst, doch sei dieselbe ebenfalls lediglich nach den Bestimmungen Christi und der Apostel durch Synoden festzustellen. — Wie daher früher die katholischen Bischöfe sich der Uniformitätsacte und dem Suprematseide nicht unterwerfen wollten, so fand nun dasselbige von Seiten der Puritaner statt, daher auch ihr Name Nonconformisten. Es gehörten zu ihnen gerade die thätigsten und eifrigsten Prediger, durch welche vorzugsweise die evangelisch-reformirte Lehre unter dem Volke zum Leben gebracht wurde, da unter den übrigen Geistlichen die unthätigen oder

untauglichen Pfründenbesitzer und die heimlichen Katholiken eine große Zahl bildeten. Ungeachtet der strengsten Verfügungen gegen die nonconformistischen Geistlichen blieb doch eine große Zahl von Geistlichen und Laien übrig, die sich nicht zur Unterwerfung bringen ließen, vielmehr endlich beschlossen, sich von der bischöflichen Kirche zu trennen und gemäß der Genfer Kirchenordnung zu constituiren, indem sie insbesondere auch darüber laute Beschwerden führten, daß sich die Bischöfe in weltliche Dinge mischten, sich in ihren Gerichtshöfen eine unbefugte, im Wort Gottes nicht begründete Gewalt anmaßten und überhaupt mehr sein wollten als die kirchlichen Gemeindeältesten oder Presbyter. Waren ihnen zwar die öffentlichen Versammlungen bei harter Strafe untersagt, so hielten sie doch Privat-Conventikel, führten eine Presbyterial-Verfassung unter sich ein — daher Presbyterianer genannt, — kamen im Stillen zu Synoden zusammen, verweigerten dann auch die Unterschrift der 39 Artikel, indeß sie festhielten an der streng calvinischen Prädestinationslehre, auch das mosaische Sabbathsgesetz auf den christlichen Sonntag ausdehnten, welchen damals die Bischöfe noch vorzugsweise zu Lustbarkeiten benutzten, und sagten sich mit dem Allem immer entschiedener von der herrschenden Kirche los. Wie aber die Königin Elisabeth nicht sowohl aus religiösen und rein kirchlichen Motiven, sondern vielmehr um Einheit und Kraft in den Staatskörper zu bringen, unweigerlichen Gehorsam gegen ihre kirchlichen Verordnungen nnd unbedingte Uniformität im Glaubensbekenntnisse und in den Gebräuchen forderte, so wurde gegen die Nonconformisten fort und fort auf's Strengste verfahren, noch strenger als gegen die Papisten. — Ja im Parlament von 1592 ging die Acte durch, daß Jeder über

16 Jahre alt, der sich hartnäckig weigere, einen Monat lang, ohne gesetzmäßige Ursache, den bischöflichen Gottesdienst zu besuchen, oder der unter dem Vorwande der Religion an verbotenen Conventikeln theilnehme, oder wer irgend Jemanden bewege, die Autorität der Königin in Kirchensachen abzuleugnen, so lange gefangen gehalten werden solle, bis er eine vorgeschriebene Erklärung seiner Conformität abgebe, sonst aber in ewiges Exil gehen, und wenn er dieß nicht bis zum bestimmten Termine thue, am Leben gestraft werden solle.

Während diese Acte vielen Puritanern Freiheit, Vaterland und Leben kostete, traf sie besonders hart die sogenannten Congregationalisten. Es waren dieß solche, die auch unter dem Namen Independenten weder die bischöfliche, noch die puritanische Kirchengemeinschaft anerkannten, und deren Losungswort die gänzliche Freiheit der Kirche war. Sie bildeten sich zu besonderen, von einander unabhängigen Congregationen, deren jede sich selbst ihre Priester wählte, in deren Versammlungen auch Nichtgeistliche Vorträge halten durften, und die allein durch den Glauben an das Evangelium zusammengehalten werden wollten. Viele flohen unter den Verfolgungen nach Holland und bildeten daselbst Gemeinden, von wo sie sich später nach Amerika zogen und in Neu-England festen Fuß faßten.

Gegen das Ende der Regierung Elisabeths ließen indeß die Verfolgungen gegen die Puritaner und Nonconformisten überhaupt nach, gleichwie auch diese ihre bisherige fruchtlose Opposition um so mehr aufgaben, als sie glaubten, Elisabeth könne nicht lange mehr leben, und unter dem von ihr und dem Parlamente bestimmten Nachfolger würden bessere Zeiten für sie kommen.

Und allerdings waren die Tage der Königin gezählt. —

Richtet sich unser Blick, ehe wir von ihr scheiden, auf ihre 45-jährige Regierung im Ganzen, so hat es nicht leicht eine Fürstin gegeben, die einen weltgeschichtlichen Kampf unter größeren Gefahren und mit glücklicherem Erfolge bestanden. Unter steigender Theilnahme ihres Volkes, das dabei in ein neues Stadium seiner Entwicklung trat, hatte sie das von ihrem Vater begonnene Werk der kirchlichen Emancipation von den beherrschenden Mächten des Continents siegreich durchgeführt und nicht nur gegen Schottland, wo man mit Hülfe französischer Waffen den Protestantismus zu unterdrücken und Schottland selbst sammt England unter französische Oberherrschaft zu bringen suchte, sondern auch gegen Philipp II. von Spanien und seine unüberwindliche Armada, gleichwie gegen den Papst, der im Jahre 1570 Bann und Absetzung gegen sie ausgesprochen, sich mannhaft behauptet. Nicht ohne Grund gab man ihr den Namen: Wiederherstellerin der englischen Seemacht, Königin der Meere; und mit der Selbstständigkeit und Macht Englands ist ihr Andenken unzertrennlich verbunden. Aber wie in jedem großen Leben wohl ein Augenblick eintreten wird, wo die Seele empfindet, daß sie nicht in der gegenwärtigen Welt aufgeht, und sich von derselben zurückzieht, so war nicht nur dieß auch bei Elisabeth der Fall, sondern es lasteten auch trübe Erinnerungen auf ihrer Seele, und dunkle, blutige Schatten mochten in einsamen Stunden vor ihr aufsteigen. — Wir gedenken dabei Maria Stuarts, deren Mitwissenschaft um das Unternehmen Babingtons und seiner Genossen, welche aufgereizt von den Jesuiten in Rheims sich zur Ermordung Elisabeths verschworen hatten, freilich wohl nicht zu leugnen ist, der aber dennoch ungeachtet ihrer Schwächen und ihrer Schuld seit Jahrhunderten kein mensch-

lich fühlendes Herz eine gerührte Theilnahme versagen kann. Wir gedenken nicht minder des Grafen Essex, des Lieblings und Vertrauten Elisabeths, nach dessen Tod auch das Volk, auf dessen Zuneigung sie soviel gehalten, kalt gegen sie geworden zu sein schien. Die Wiederkehr des Tages, an welchem Essex vor zwei Jahren auf ihren Befehl das Blutgerüst bestiegen, — ein Aschermittwoch — soll sie mit herzzerreissendem Schmerze durchzuckt haben. Die Welt schien ihr verödet, sie brach in Thränen aus und klagte jammernd sich selbst an.— Noch einmal ließ sie in ihrem Wohnzimmer die englische Liturgie halten. Dann saß sie Tag und Nacht in tiefem Schweigen auf den Kissen, mit welchen das Zimmer bedeckt war. Als sie endlich zu Bette gebracht, noch einen Moment der Besinnung und der Theilnahme an der Welt hatte, ließ sie die Mitglieder ihres Geheimen-Rathes vor sich kommen, um den König von Schottland, Jacob VI., den Urenkel der ältesten Schwester Heinrichs VIII. als ihren gesetzmäßigen Nachfolger zu bezeichnen. Unter den Gebeten des Erzbischofs von Canterbury, der an ihrem Bette kniete, hauchte sie ihre Seele aus — in ihrem 70. Lebensjahre, am 3. April 1603. —

Im Augenblicke des Ablebens der Königin gerieth die Hauptstadt in allgemeine Aufregung. Man zählte vielleicht 40,000 Katholiken in London, welche Elisabeths Regierung als eine Usurpation betrachtet hatten. Sollten sie sich nun einem Herrscher unterwerfen, der zwar der Sohn einer guten Katholikin und königlichen Märtyrerin war, der aber aus Schottland den Protestantismus mitbrachte und für einen Freund und Beschützer der dortigen Presbyterianer galt? — Man wollte Jesuiten bemerken, welche die Bewegung der Gemüther

schürten, und da auch die Protestanten über die Gesinnungen des neuen Hauptes in Ungewißheit und Unruhe waren, so säumte der Geheime-Rath nicht, der obwaltenden Gährung ein Ende zu machen, und noch am selbigen Tage riefen Herolde Jacob VI. von Schottland als Jacob I. von England, Schottland und Irland zum Könige aus. Wie keine Trauer über den Tod der Königin, so gab sich noch weniger Freude über die Thronbesteigung Jacobs kund. — Eine entschiedene Stimmung trat erst dann ein, als nach einigen Tagen eine Erklärung des neuen Königs bekannt wurde, worin er die Erhaltung der Religion in dem Zustande, in welchem sie sei, und die Ausschließung jeder anderen Religionsform zusagte. Hierauf beruhigten sich die Protestanten, die Katholiken aber, welche Entmuthigung und Entrüstung zeigten, ließ der König versichern, wenn ihnen auch kein öffentlicher Gottesdienst zugesagt werde, so würden sie doch weder Zwang noch Verfolgungen zu befahren haben. — Da sich Niemand gegen seine Anerkennung regte, so ersuchte ihn der Geheime-Rath, zu kommen und, wie es in dem betreffenden Schreiben hieß, dem seines Hauptes beraubten Königreich England neues Leben einzuhauchen. Ohne Zögern schickte sich nun der König an, von dem Throne, auf den der Ehrgeiz seiner Mutter und sein eigner so lange gerichtet gewesen, Besitz zu ergreifen. Der Gedanke an die Vereinigung der ganzen Insel unter Einen Herrscher, wie sie die einheimische Sage dem fabelhaften Arthur, dem Stifter der Tafelrunde, zuschrieb, und die seither stets ohne Erfolg versucht war, erfüllte seine Seele mit Selbstgefühl und dem Bewußtsein eines hohen Berufes. — Auf der Grenze zwischen Schottland und England soll er geäußert haben, nicht der König des

einen und des andern Landes sein zu wollen, sondern beide zu vereinigen und sich König von Großbritannien zu nennen. Auch Irland schien geneigt, sich dem neuen König anzuschließen, und die Welt der britischen Inseln vereinigte sich, nachdem das Haus Tudor mit Elisabeth ausgestorben, unter dem Namen Stuart.

Wie der König zu den katholischen Mächten, namentlich zu Spanien eine neutrale Stellung und friedliche Haltung annahm, so auch zu den Katholiken innerhalb Englands, denen er die drückendsten Lasten erleichterte. Insbesondere erließ oder ermäßigte er das monatliche Strafgeld von denen, welche die Theilnahme am protestantischen Gottesdienste verweigerten, und das in den letzten Jahren über 10,000 Pfund betragen hatte. Jesuiten dagegen und in auswärtigen Seminarien gebildete Priester, über welche schon Elisabeth die Verbannung ausgesprochen, sollten sofort das Reich verlassen.

Die seither gedrückten englischen Puritaner hofften unter dem neuen Regiment, von der strengen Unterordnung unter die Bischöfe entbunden zu werden. Aber nur mit einigen ihrer Wünsche fanden sie bei'm König Eingang, z. B. in Betracht einer strengen Sonntagsfeier und des Ausschlusses der apokryphischen Bücher des Alten Testaments. Im Uebrigen wollte er an der Confession nicht rütteln und von den eingeführten Gebräuchen nichts fallen lassen, gleichwie er jede Beschränkung der bischöflichen Autorität von der Hand wies; — indem er die bischöflichen und die königlichen Interessen für so identisch hielt, daß er einmal gesagt hat: kein Bischof, kein König, — wogegen er den englischen Puritanern, welche nur nicht unterdrückt sein wollten, ebenso abhold war wie ihren schottischen, demokratisch gesinnten Glaubensgenossen, die ihm

und seiner Mutter, Maria Stuart, oft starr und schroff entgegengetreten waren. Als nun die Anerkennung des königlichen Supremats und die Annahme des Commonprayer-book von Neuem in den stärksten Ausdrücken eingeschärft, auch von den puritanischen Geistlichen gefordert wurde, daß sie einen Eid darüber ablegten, gerieth die ganze puritanische Genossenschaft darüber in große Bewegung. Während Einige sich der anglikanischen Kirche conformirten, weil sie doch die rechte Lehre bekenne, wurden die Uebrigen, die beharrlich widerstrebten, ohne Weiteres ihrer Stellen entsetzt. Wenn nun der König von dieser Seite die mächtigsten religiösen Antipathien aufregte, so beschwerten sich andrerseits auch die Katholiken, — daß er ihre Hoffnungen getäuscht habe und ihnen die verlangte Duldung nicht gewähre. Die Jesuiten, welche selbst unter Elisabeth im Geheimen noch immer thätig gewesen, arbeiteten jetzt mit erhöhtem Eifer, und manche Zöglinge ihrer Seminare, die aus Spanien, Italien und den Niederlanden über's Meer kamen, schürten das Feuer fanatischen Hasses gegen ihre Unterdrücker. Ein Anschlag gegen die Person des Königs und seiner Minister, wie er schon wiederholt gefaßt war, konnte nicht weit genug führen, auch wenn er gelang. Es blieb dann noch immer das Parlament mit seiner protestantischen Mehrheit, um antikatholische Statuten zu beschließen; es blieben Richter, um sie auszuführen. So entstand denn ein Plan, der an ruchloser Wildheit alles Bisherige übertraf. Der König selbst und sein ältester Sohn, die Beamten seines Hofes und Staates, geistliche wie weltliche Lords sammt den Abgeordneten des Unterhauses, — Alle sollten in dem Augenblicke, wo sie zur Eröffnung des neuberufenen Parlaments beisammen waren, im Saal ihrer Versammlung mit Pulver

in die Luft gesprengt werden. Da, wo sie die verhaßten Gesetze gaben, sollten sie vertilgt, Rache an ihnen genommen, und für eine andere Ordnung der Dinge in Kirche und Staat Raum geschafft werden. An der Spitze des Unternehmens stand Percy, ein Verwandter des Herzogs von Northumberland, Catesby und einige Andre, auch Solche, die in's Geheimniß gezogen das Vorhaben mit ihrem Geld unterstützten, gleichwie in Flandern ein Regiment geworben war, bei dem nur Jesuitenpatres den Gottesdienst versahen, und nur jesuitisch gesinnte Officiere Anstellung fanden, welche herüberkommen sollten, um zum Mittelpunkt für ein neues Heer zu dienen. Auf das Bedenken, daß bei der Explosion mancher Katholik umkommen werde, gab der Provincial der Jesuiten, Pater Garnet, die Antwort: wofern ein Vorhaben unzweifelhaft gut und auf keine andre Weise durchzuführen sei, so möge man unter vielen Schuldigen auch einige Unschuldige vertilgen; wie derselbige auch kurz vor dem zur Ausführung bestimmten Termine sein Gebet am Allerheiligen-Tag, den 1. November des Jahrs, unterbrach mit einem Hymnus über die Befreiung der Länder der Gläubigen vom Geschlecht der Gottlosen. Schon hatten die Verschwornen ihre Vorbereitungen getroffen. Ein von ihnen gemiethetes Gewölbe, unmittelbar unter dem Hause der Lords, füllten sie mit einer Anzahl Pulvertonnen, welche die ungeheure Quantität von 9000 Pfd. enthalten haben sollen. Sie zweifelten nicht, am festgesetzten Tag der Parlamentseröffnung, am 5. November 1605, die beabsichtigte Katastrophe in aller ihrer Gräßlichkeit zu vollführen. Aber schon war die Regierung gewarnt, und auf ein anonymes Schreiben an einen der katholischen Lords, welches dieser dem ersten Minister mittheilte, wurden am Abend vor-

her die Kellerräume durchsucht, wo man unter Holz und Reisig die Pulvertonnen fand und auch einen der Verschwornen, der mit den letzten Vorbereitungen zum Attentat beschäftigt war. Die übrigen Verschwornen entflohen, wurden jedoch von der bewaffneten Macht erreicht, und Percy und Catesby von Kugeln tödtlich getroffen. Noch Andre kamen um; Garnet, weil er von der Verschwörung Kenntniß gehabt, ohne sie anzuzeigen, wurde hingerichtet, sämmtliche Jesuiten aber bei Todesstrafe des Landes verwiesen. Die öffentliche Autorität hatte über den rasenden Versuch, sie zu durchbrechen, triumphirt, und der unausbleibliche Erfolg war, daß das Parlament seine scharfen Gesetze noch verschärfte.

Da die Katholiken, deren Masse an dem Attentat zwar keinen Antheil hatte, sich gleichwohl auf den von römisch jesuitischen Missionaren eingeprägten Grundsatz bezogen, daß man gegen einen König, der ein Ketzer sei, keine Pflichten habe, so wurde ihnen ein Eid auferlegt, den König als ihren legitimen Herrn anzuerkennen, jede Verschwörung gegen ihn zu offenbaren und ihn gegen jedes Attentat zu vertheidigen, auch der Lehre abzusagen, daß der Papst das Recht habe, einen König abzusetzen oder seine Unterthanen vom Eide der Treue loszusprechen, endlich auch die Behauptung als gottlos und ketzerisch zu verdammen, daß Fürsten, die der Papst excommunicirt habe, von ihren Unterthanen entsetzt und getödtet werden könnten. Da durch diese Eidesleistung dieselben Grundsätze, welche man damals in den katholischen Schulen mit Eifer lehrte, als verwerflich, ja als ketzerisch bezeichnet wurden, so fühlte sich Papst Paul V. auf's Tiefste verletzt und erklärte in einem eignen Breve an die englischen Katholiken, der Eid enthalte Vieles, was dem Glauben widerspreche, und könne von Niemand ge-

leistet werden, ohne das Heil der Seele zü gefährden und die göttliche Majestät zu beleidigen. Gleichwohl leisteten die meisten Katholiken den geforderten Eid, wodurch sich der König beruhigt fühlte, auch weiterhin eigenmächtig, ohne Rücksicht auf die parlamentarischen Strafgesetze, ihnen nicht nur Duldung, sondern sogar Gleichstellung mit seinen der bischöflichen Kirche angehörigen Unterthanen gewährte. Ja die römische Mutterkirche schien ihm endlich der englischen Tochterkirche nahe genug zu stehen, um auf eine dereinstige Wiedervereinigung beider hoffen zu können.

Gegen die Puritaner schritt er indeß von Neuem ein und als sich dieselben dauernd weigerten, sich zu conformiren, machte ihn der Zorn gegen ihre Opposition allen ihren Eigenthümlichkeiten immer abgeneigter, sodaß er sogar im Jahr 1617 die von den Puritanern verabscheuten Sonntagsvergnügungen ausdrücklich empfahl und, nachdem er früher dem strengen Calvinismus in der Lehre von der unbedingten Gnadenwahl zugestimmt, im Jahr 1622 es verbot, über die Prädestination zu predigen, wodurch er der universalistischen, einer mildern Hoffnung zugeneigten Lehre der Arminianer den Eingang bahnte. In der schottischen Presbyterialkirche blieb freilich die General-Assembly oder Generalsynode die höchste kirchliche Behörde; doch suchte sie der König durch Wiederherstellung des Episcopats einer völligen Vereinigung mit der englischen Hochkirche entgegenzuführen. Nach wie vor war überhaupt sein Gedanke, die einander widerstrebenden Elemente innerhalb seines Reichs durch seinen persönlichen Willen zu beherrschen und zur Eintracht zu verbinden; aber wie löblich diese friedliche Haltung an sich auch war, so machte er sich dabei doch durch Willkühr mehr und mehr verhaßt und durch Mangel an Kraft zur

Ausführung seines Vorhabens verachtet. Noch einmal hatte er vor einer zahlreichen Versammlung mit erbaulichen und schmerzlichen Worten das Abendmahl nach anglikanischem Ritus genommen, damit Jedermann erfahre, daß er in denselben Gesinnungen dahin gehe, zu welchen er sich im Leben bekannte, als er im März 1625 starb und das Reich schon in bedenklicher Gährung seinem Sohne, Carl I., hinterließ.

Sehen wir von den politischen Wirren ab und wenden unsre Blicke auf die kirchlichen Zustände und Verhältnisse unter der Regierung Carls I., so erscheint es dafür nicht ohne Bedeutung, daß derselbe mit einer katholischen Prinzessin, Henriette, Tochter König Heinrichs IV. von Frankreich, vermählt war und im Ehevertrag sich zu bedeutenden Concessionen gegen seine katholischen Unterthanen verbunden hatte. Die alten strengen Gesetze des Parlaments gegen Priester und Jesuiten bestanden zwar noch, wurden aber nicht mehr ausgeführt. Die Häscher, welche sonst in die Häuser drangen, um nach Priestern zu suchen, die darin verborgen sein sollten, zeigten sich nicht mehr. Die Geldstrafen wegen Nichtbesuchs protestantischer Kirchen wurden ermäßigt und für immer abgekauft. An blutige Executionen wie ehedem war nicht mehr zu denken. Die englischen Katholiken erklärten, daß sie noch nie so viel Ruhe und Sicherheit genossen, wie unter Carl I. Wenn dieser es indeß für ein Vorrecht der Krone hielt, von den betreffenden Gesetzen zu dispensiren, so entsprach dieß der öffentlichen Meinung keineswegs. Die Puritaner vor Allen hielten dafür, daß die Gesetze in dem Punkte ebenso streng ausgeführt werden müßten, wie in jedem andern, um so mehr, da sie nicht ohne Grund besorgten, daß der Katholicismus wieder zur Herrschaft im Lande gelangen werde. Blüh-

ten doch in den Niederlanden, in Frankreich, in Spanien und in Rom noch immer jene Seminarien, aus denen von jeher junge, eifrige Priester nach England gesandt worden waren, und zählte man daselbst zur Zeit 300 Ordensgeistliche, mehr als anderthalb hundert Jesuiten und 500 Weltpriester. Die Meisten von ihnen fanden Aufnahme in den vornehmsten englischen Familien, bei dem hohen Adel und der Gentry, die sich offen oder insgeheim zum Katholicismus bekannten. An unzähligen Orten wurde katholischer Gottesdienst gehalten, am glänzendsten in den gesandtschaftlichen Häusern, wo man wetteiferte, u. A. die heilige Woche mit devoter Pracht, bildlichen Darstellungen und musikalischer Feier zu begehen. An hohen Festtagen erschien die Königin mit ihrem Hof in ihrer öffentlichen Kapelle, die von Kapuzinern in ihrer Ordenstracht bedient wurde. Wie ein Agent der Königin nach Rom gegangen war, so erschien auch ein päpstlicher Agent am englischen Hofe, und da auch der Staatssecretär und mehrere Minister des Königs der katholischen Partei angehörten, so verbreitete sich mehr und mehr die Meinung, daß der König selbst die gleiche Richtung habe und sein Reich zum Katholicismus zurückzuführen beabsichtige. Doch fühlte sich Carl I. persönlich von den katholischen Gebräuchen abgestoßen; insbesondre verwarf sein anglikanisches Herz die Verehrung der Heiligen und die Anrufung der Jungfrau Maria, und als einst bei einer für die Katholiken günstigen Entscheidung der Agent des römischen Stuhls auf seine Kniee fiel und dem König die Hand küßte, sagte dieser: Zu einem Papisten werdet ihr mich jedoch nicht machen. — Während aber der König durch Nachgiebigkeit gegen die Katholiken sich ihrer Beistimmung zu seiner verfassungswidrigen, unbeschränkten Regierungsweise zu versichern suchte,

wurden dagegen die Puritaner oder Dissenters, wie man sie auch nannte, mit der früheren und noch zunehmender Härte behandelt. Täglich erweiterte man den Umfang der bischöflichen Gerichtsbarkeit, entsetzte die Geistlichen der Dissenters von ihren Stellen und verweigerte selbst den Laien die Erlaubniß, ihr Vaterland zu verlassen, um anderswo ihrer religiösen Ueberzeugung leben zu können, so lange, bis sie ein bischöfliches Zeugniß ihrer völligen Uebereinstimmung mit den Gesetzen und Gebräuchen der herrschenden Kirche beibrächten. Durch solche Tyrannei wurde unter Andern auch Oliver Cromwell, im Begriff, nach Amerika abzusegeln, in England festgehalten, — ein Ereigniß, scheinbar unbedeutend und doch von erheblichen Folgen.

Mit der Unduldsamkeit gegen die Puritaner wuchs, wie immer, der Widerstand. Bald überstiegen ihre Angriffe auf die bischöfliche Kirche alle Grenzen der Mäßigung. Man schilt uns Puritaner, sagten sie, weil wir die auf halbem Wege stehen gebliebene Reformation folgerecht durchführen und das Christenthum zu seiner vollen Reinheit herstellen wollen, weil wir die Gesetze und Freiheiten des Landes muthig vertheidigen, den unwürdigen Hofleuten und stolzen Prälaten widersprechen, Eifer für Gott und seinen Dienst zeigen, Fluchen, gottlose Reden, Entweihung des Sonntags mißbilligen und lieber ernste Gespräche führen und gute Predigten hören, als eitlen und unnützen Dingen nachhängen. Besonders eiferten sie gegen Kleiderpracht, Kartenspiel, Tanz und Theater. In der Schrift eines gewissen Prynne heißt es: So viele Schritte zum Tanz, so viele Schritte zur Hölle; gleichwie das neue Theater, welches man für französische Schauspielerinnen baute, die eben damals in London auftraten, eine

Kapelle des Teufels genannt wird. Seien deren doch in Rom zur Zeit Nero's nur drei gewesen, in London aber wolle man eine sechste errichten. Da man den Verfasser beschuldigte, er habe den König mit Nero verglichen und die Königin, welche Bälle und Maskeraden liebte, beleidigen wollen, so wurde er nebst mehreren Gleichgesinnten mit Ausstellung am Pranger, mit Brandmarkung und Kerker bestraft. — Es war dieß im Jahr 1637. Um dieselbe Zeit geschah es, daß man in dem streng presbyterianischen Schottland ohne Theilnahme der dortigen General-Assembly ein neues Buch kanonischer Gesetze publicirte und die Einführung einer neuen, der englischen entsprechenden Liturgie verordnete, um die bischöfliche Gewalt in der schottischen Kirche zu befestigen und sie mit der englischen völlig zu vereinigen.

Fünfzehnte Vorlesung.

Fortsetzung.

Englische Reformation.

Verehrte Anwesende!

Ganz Schottland, die einheimische Regierung, der hohe Adel, — Alles war gegen die neue Liturgie, von deren Einführung wir am Schlusse der letzten Vorlesung gesprochen haben; um so mehr, als man von den Strafen hörte, welche in England über die Gegner der Liturgie verhängt wurden. Am stärksten war das Murren in der Hauptstadt, — in Edinburg. Unmittelbar vor dem zur Einführung der neuen gottesdienstlichen Form bestimmten Tage sah man daselbst eine große Anzahl stolzer Edelleute und glaubenseifriger Prediger zusammenkommen. Die Würdenträger des Staats und der Kirche, der Erzbischof-Canzler, der Bischof von Edinburg, die Mitglieder des königlichen Geheimen-Raths und der hohen Gerichtshöfe sammt der städtischen Obrigkeit hatten sich in der Kathedrale St. Giles versammelt, um durch ihre Anwesenheit die heilige Handlung zu autorisiren. Aber kaum

hatte der bischöfliche Dechant das liturgische Buch aufgeschlagen, als sich aus der Mitte der Versammlung ein wildes Geschrei erhob, welches sich verdoppelte, als auf die Weisung des Bischofs der Dechant zu lesen begann. Man rief, das Buch sei papistisch, ja satanisch, der Satan sei schon in's Haus Gottes eingedrungen. Die Weiber niederen Standes nahmen in ihrer rohen Heftigkeit Stühle und schleuderten sie nach dem Bischof und seinem Gefolge, und erst mußte die tumultuarische Menge mit Gewalt entfernt werden, bevor die Liturgie gelesen, und die Predigt gehalten werden konnte. Auch dann geschah es nur unter Lärmen an den Thüren und wiederholten Steinwürfen gegen die Fenster, gleichwie der Bischof bei'm Nachhausegehen angefallen und nur durch die schützende Begleitung eines weltlichen Herrn gerettet wurde.

Die Gährung war so lebhaft und mächtig, daß der vorgekommene Unfug nicht gestraft werden konnte, und man den Gebrauch des Buches in Edinburg bis auf Weiteres aussetzte, wogegen der Bischof die Stadt auf einen Monat mit dem Interdict belegte, sodaß aller Gottesdienst aufhörte, eben dadurch aber die Erbitterung sich nur noch steigerte, und in allen Theilen des Landes der Schreckensruf wiederhallte, man wolle das Papstthum zurückführen. War die Lehre der puritanischen Prediger schon immer dahin gegangen, die Kirche sei eine freie, unabhängige, in Sachen der Religion schulde man den herrschenden Gewalten keine blinde Folgeleistung und müsse Gott mehr gehorchen als den Menschen, so setzte man nun dem wiederholten Andringen, das Buch einzuführen, die Forderung entgegen, es erst zu prüfen, da es der Generalversammlung als der Repräsentation der Kirche nicht vorgelegt worden, und die römische Kirche, welcher das Buch

sich wieder nähere, noch immer ebenso götzendienerisch, abergläubisch und antichristlich sei als in dem Augenblicke, da man von ihr ausgegangen.

Als König Carl, höchst ungehalten über den Tumult in seiner schottischen Hauptstadt, ohne Weiteres die Bestrafung derselben forderte und auf der Abhaltung des Gottesdienstes in der vorgeschriebenen Form bestand, kamen auf's Neue mehrere angesehene Mitglieder des hohen Adels, der größte Theil der Gentry aus den benachbarten Grafschaften, Deputationen der Städte und gegen 100 Prediger in Edinburg zusammen, um zu remonstriren und durch den Geheimen-Rath den König zu bitten, sie ohne alle Neuerung bei der Religion zu lassen, zu welcher sie sich bekenneten. Die Antwort war ein königliches Edict vom 17. October 1637, durch welches jede fernere Berathung über Kirchensachen streng untersagt, und Jeder, der nicht in die Stadt gehörte, bei Strafe des Hochverraths angewiesen wurde, dieselbe binnen 24 Stunden zu verlassen. Tags darauf neuer Tumult, ohne daß die Behörde die Ordnung herzustellen vermochte, weshalb der Geheime-Rath es nachgab, wenn die zusammengeströmten Bürger und Landleute nach Hause gingen, und alle Uebrigen sich ruhig verhielten, daß bis auf weiteren königlichen Befehl Abgeordnete des Adels, der Geistlichkeit, der Grafschaften und Städte zu gemeinsamer Berathung zusammenträten. Nachdem sich jedoch die Versammlung constituirt hatte, hieß bald ein abermaliger königlicher Befehl die Abgeordneten binnen 6 Stunden auseinandergehen, mit der verschärften Ordre, sich zu fügen und sich jeglicher weiteren Verhandlung über die fragliche Angelegenheit schlechterdings zu enthalten, wogegen die Versammlung sofort eine Protestation ausgehen ließ und den Entwurf

machte zu einer Vereinbarung oder einem Bunde, dem sogenannten Covenant. Es wurde vereinbart, daß man keine Neuerungen, die zum Papismus zurückführten, annehmen, auch bis zur Entscheidung eines freien Parlaments und einer freien Kirchenversammlung die geistlichen und weltlichen Rechte der Bischöfe nicht anerkennen wolle. Dagegen, hieß es, versprechen und beschwören wir, im Bekenntnisse und Gehorsam der wahren Religion zu beharren und sie mit allen Kräften zu vertheidigen, während wir nichts zu unternehmen gesinnt sind, was zur Unehre Gottes und zur Verminderung des königlichen Ansehens gereichen könnte, vielmehr entschlossen, als Solche, die ihren Bund mit Gott erneuert haben, in aller Frömmigkeit, Mäßigkeit und Gerechtigkeit, wie es Christen gebührt, zu handeln und zu wandeln. Am 28. Februar 1638 ward die Schrift in der Kirche zu Edinburg verlesen und zur Unterzeichnung vorgelegt. Der Erste, der sofort seinen Namen beisetzte, war der Earl von Sutherland, nach ihm eine ganze Reihe der vornehmsten Namen des Landes, dann die Abgeordneten der Grafschaften und der Gentry; folgenden Tags unterzeichneten die Prediger und die Bürger. Auf einem Grabstein des Kirchhofs wurde das Actenstück ausgebreitet; Mancher soll sich eine Ader geöffnet haben, um es mit seinem Blut zu unterzeichnen. Unter der Begleitung weinend-jauchzender Weiber und Kinder wurde die Urkunde wie im Triumph durch die Straßen der Stadt getragen; mit dem religiösen Enthusiasmus, dem Papstthum ein unüberwindliches Bollwerk entgegenzusetzen und das herrschende Bekenntniß auf immer zu befestigen, verschmolz sich das Gefühl, nur durch solchen Bund sich gegen die Feindseligkeiten der Bischöfe und gegen den starken Arm des Königs sicher zu stellen.

In kurzer Zeit wurde der Bund im Lande fast allgemein und mit höchster Begeisterung angenommen. Unter Hunderten kaum Einer, der Unterschrift und Eid verweigerte. Im Vertrauen auf ihre steigende Macht gingen die Covenanters oder Verbündeten noch weiter, forderten die förmliche Abschaffung der Liturgie, der Kirchengesetze und des Hofs der hohen Commission als der obersten bischöflichen Behörde, und begehrten die Berufung eines Parlaments und einer Kirchenversammlung. Letztere wurde wirklich, da der König, um für seine Rüstungen Zeit zu gewinnen, auf alle Forderungen einging, im November des Jahres in der Kathedrale zu Glasgow eröffnet. Außer den Predigern waren aus sämmtlichen Gemeinden Aelteste zu Deputirten erwählt, unter denen Lords und Gentlemen, ungeachtet ihrer kirchlichen Eigenschaft, mit Schwertern an der Seite und Dolchen im Gürtel erschienen. Als indeß schon Alles zu einem entscheidenden Schritte gegen die Bischöfe und zur Abschaffung ihres ganzen Standes eingeleitet war, sprach der königliche Commissar in Folge eines von den Bischöfen eingereichten Protestes gegen die Beschlußfähigkeit einer großentheils aus Laien bestehenden Versammlung die Auflösung derselben im Namen des Königs aus. Gleichwohl beschloß man, zusammenzubleiben und die Berathung fortzusetzen, indem man sich überzeugt hielt, das Vorrecht der Kirche Gottes stehe über der Prärogative der Krone. So wurde nun die hohe Commission sammt dem liturgischen Buch und dem Buch der kirchlichen Gesetze auf's Entschiedenste verworfen, das Bisthum, da die ihm gegebene Gewalt keine Gewähr in Gottes Wort habe, nicht allein abgeschafft, sondern abgeschworen, über die dermaligen Bischöfe die Absetzung ausgesprochen, und mit dem Allem das Insti-

tut, auf welches die Könige ihren Einfluß auf die Kirche hatten gründen wollen, auseinandergesprengt und vernichtet.

Mit Gewalt der Waffen wollte Carl I. solcher Bewegung ein Ende machen und Schottland durch England bezwingen. Aber nach dem Ausbruch der Unruhen in Edinburg regte sich der Puritanismus auch in London. In öffentlichen Plakaten an der Paulskirche und andern Orten wurde Laud, der Erzbischof von Canterbury, angeklagt, daß er das Blut der Heiligen vergieße und papistischen Tendenzen Raum gebe; während außer der religiösen Agitation auch in andrer Beziehung der Widerspruch gegen die unparlamentarische Regierung des Königs täglich wuchs, und zu besorgen war, der schottische Aufruhr, wenn man ihn nicht niederkämpfe, möge sich auch über England ausbreiten. Indeß nun der König ein Heer um sich versammelte, machten sich auch die Schotten zum Widerstand bereit und standen bald schlagfertig an der Grenze beider Reiche ihrem König gegenüber. Ihr Feldlager entsprach den religiösen Antrieben ihrer Kriegführung. Nach dem Beispiel Gustav Adolfs und Bernhards von Weimar im 30jährigen Kriege hörte man auch unter den schottischen Zelten die Soldaten Psalmen singen und die Schrift vorlesen. Die Prediger waren mit dem Schwert umgürtet und trugen Carabiner; um so feuriger waren ihre Reden, um so eifriger wurden sie gehört; wogegen es im königlichen Heere wie an militärischem Geist, so auch an einem religiösen Eifer fehlte, der dem puritanischen Enthusiasmus irgend entsprochen hätte. Doch wollten die Schotten nicht das Ansehen haben, als seien sie im Krieg mit ihrem König; nur die Bischöfe wollte man bekämpfen, deren verderblicher Einfluß auf Staat und Kirche in Schottland nicht wieder aufkommen sollte. Da auch der

König es scheuen mochte, auf ungewissen Erfolg mit dem Schwerte drein zu schlagen, so ließ er sich in Unterhandlungen ein, und im Sommer 1639 kam ein Friedensvertrag zu Stande, dem zufolge das Bisthum in Schottland bis auf Weiteres abgeschafft, und eine freie General-Assembly und ein freies schottisches Parlament gewährt wurde, womit allerdings die Schotten den Moment einer Selbstständigkeit erreichten, bei der das Königthum nur noch ein Name blieb.

Als im folgenden Jahre 1640 das englische Parlament eröffnet wurde, setzte man der königlicherseits gegen die Schotten gerichteten Anklage die eigne heimische Beschwerde entgegen über die Erhebung unbewilligter Auflagen, über die Aussetzung der parlamentarischen Versammlungen, besonders über die Nichtvollziehung der früheren Gesetze, indem Männer katholischen Glaubens in Stellungen des Vertrauens und der Macht seien, und ein in England anwesender päpstlicher Resident nur in Ausführung bringe, was die Congregation in Rom zur Bekehrung Englands im Sinne habe. — Der König löste das Parlament auf und rüstete sich auf's Neue zum Krieg gegen die Schotten, worauf diese kampfbereit und auf den Beistand Englands rechnend mit einem Heer von über 20,000 die Tweed, den Grenzfluß zwischen beiden Reichen, überschritten und die königlichen Truppen zurückdrängten. Die englischen Puritaner begrüßten den Einbruch der Schotten als einen Sieg. In London selbst erschallten die Kanzeln von ihrem Lobe, als die von Gott dazu bestimmt seien, dem Götzendienst und der Tyrannei im englischen Reiche ein Ende zu machen. In dem nun berufenen, dem sogenannten langen Parlament war eine der zuerst eingereichten Petitionen gegen die Fortdauer der bischöflichen Verfassung auch in England

gerichtet. Man stützte sich dabei auf die letzten Gewaltmaßregeln der Bischöfe, durch welche so viele gute und getreue Unterthanen Gewissens halber zur Auswanderung genöthigt, so viele Bücher, in denen die wahre Religion gelehrt werde, verbrannt worden seien. Da jedes Argument, auf welches sich der Prälatenstand stützte, auch zu Gunsten des Papstthums gelte, so müsse der Stand der Bischöfe und Prälaten radical, mit Wurzeln und Zweigen, ausgerottet werden. Die Bittschrift war mit 15,000 Unterschriften bedeckt, und nicht ohne Grund behauptete man, wenn das Aufheben der Hände als genügendes Zeichen der Beistimmung angesehen würde, so würde man 15 mal 15,000 Einverstandene zählen. Freilich war in England der Presbyterianismus nicht constituirt wie in Schottland, wo die Abschaffung des Bisthums ausschließlich dessen Werk war. In England waren noch mancherlei andere separatistische Formen entsprungen, Adamiten, Wiedertäufer und namentlich die Independenten. Alle waren jedoch darin einig, daß der Verbindung der kirchlichen und politischen Gewalt, wie sie bisher in England bestand, ein Ende gemacht werden müsse, und Presbyterianer mit den Separatisten im Bunde hatten die Menge sammt und sonders auf ihrer Seite. — So wurden mit unendlichem Jubel die vom Erzbischof Laud Verfolgten und Exilirten in die Stadt zurückgeführt, und lebte man der Hoffnung, die geistlichen Gerichtshöfe und die Macht des Bisthums gänzlich zu unterdrücken, während bei den Enragirtesten schon damals der Gedanke auftauchte, auch das Königthum zu beseitigen und mit der Republik zu vertauschen. Die gefährlichsten Gegner der bestehenden kirchlichen Verhältnisse waren indeß jetzt nicht sowohl die Presbyterianer, als vielmehr die Independenten oder, wie sie sonst auch hieß-

sen, die Congregationalisten, Oliver Cromwell an der Spitze, welche nach dem zu unsrer Zeit beliebten Ausdrucke die Selbstbestimmung der Kirche, ja jeder einzelnen Gemeinde in Anspruch nahmen. Hauptsächlich auf ihren Betrieb wurde eine Bill eingebracht zu gänzlicher Abschaffung der anglikanischen Kirchenverfassung. Erzbischöfe, Bischöfe, Archidiakonen ꝛc. sollte es nicht mehr geben, an ihrer Statt Prediger und Laien-Aelteste, unabhängig vom Staate, hervorgehend aus dem Schooß der Gemeinde.

Doch wie hätte es nicht Widerspruch finden sollen, wenn durch den Wegfall der Bischöfe das Haus der Lords in seinem Bestande verändert, und die kirchliche Autorität, welche seit der Einführung des Christenthums in England bestanden und die Reform nicht nur überdauert, sondern selbst zum guten Theile durchgeführt hatte, abgeschafft werden sollte? — So wurde denn auch, namentlich von Seiten der Lords, eine Reaction versucht, deren Entdeckung aber zugleich ihre Vernichtung in sich schloß und Tage einer allgemeinen, tumultuarischen Agitation in London zur Folge hatte. Der König gerieth dabei in solches Gedränge, daß er sich mit schwerem Herzen dazu hergab, den des Hochverraths an den Freiheiten der Nation angeklagten und zum Tode verurtheilten Grafen von Strafford, seinen Minister, dem stürmischen Verlangen des Parlaments und der städtischen Menge wider sein Gewissen zu opfern und die Hinrichtung desselben zu autorisiren. Als Strafford im Tower den nachgiebigen Entschluß des Königs erfuhr, dem er treu gedient, und der ihm heilig versprochen hatte, ihm kein Leid widerfahren, ihm kein Haar krümmen zu lassen, rief er mit den Worten der Schrift aus: „Verlaßt euch nicht auf Fürsten, denn sie sind nur Menschen“,

und ging dann in erhobener Stimmung zum Schaffott, wogegen König Carl es lebenslang als ein sehr großes Vergehen betrachtet und noch im Tode bitter bereut hat, nicht mit unerschütterlichem moralischem Muthe den andringenden Massen gegenüber dem Ausspruch seines Gewissens gefolgt zu sein.

Vor Allem kam es jetzt dem König darauf an, die Schotten zu befriedigen, ihre Sache von der englischen zu trennen und dadurch möglicher Weise auch in England Kirche und Königthum zu behaupten. Er begab sich daher 1641 selbst nach Schottland, aber ohne den gewünschten Erfolg, indeß er sich bei seiner Rückkehr nach London in neue Kämpfe verwickelt sah. — Durch religiöse Sympathien fortgerissen trat die Hauptstadt dem Parlament bei, und da dieses auch die bewaffnete Macht auf seiner Seite hatte, sah der König seine Sicherheit gefährdet und entwich. In den nördlichen Grafschaften, namentlich in York, der zweiten Stadt des Reichs, wohin er sich von Windsor aus begab, sammelten sich um ihn Lords, Gentry und Militär und erklärten sich bereit zur Vertheidigung der geheiligten Person des Königs, der Religion und des Vaterlandes, die in Gefahr seien. Da aber auch das Parlament das Vaterland für gefährdet erklärte durch den König und seine Anhänger, so kam es bald zu kriegerischen Rüstungen und zum Bürgerkriege, zu jahrelangen, blutigen, mit wechselndem Glücke geführten Kämpfen zwischen der königlichen Partei und der parlamentarischen. — Zu ersterer gehörten Katholiken und Episkopale, zu letzterer die Puritaner und Presbyterianer, weshalb sich zu dieser auch die Schotten hielten und im Jahre 1644 ein Hülfsheer nach England sandten, sodaß der König in immer größeres Gedränge kam. Doch hielt er für sich selbst den Entschluß fest,

keinen Schritt breit zu weichen, wie er denn überhaupt eine eine Natur war, die durch Widerwärtigkeiten nicht gebeugt, sondern gestählt wurde. — Mit Gottes Hülfe, erklärte er, wolle er niemals die Kirche einem anderen Regimente preisgeben, noch die Krone der Gewalt berauben, welche ihm seine Vorfahren hinterlassen. In der That, fügte er hinzu, auf guten Erfolg darf ich nicht zählen, sondern nur darauf, daß Gott dermaleinst meine Sache rächen wird. — Und allerdings blieb ihm endlich nichts übrig, als sich gefangen zu geben.

Wie sich nun die Sache des Königs und sein Schicksal entscheiden sollte, hing hauptsächlich davon ab, ob im Parlament die Presbyterianer oder die Independenten die Oberhand behalten würden. Sofern es die Zerstörung des bischöflichen Systems galt, waren beide von Anfang mit einander einverstanden. Im Uebrigen aber wollten die Independenten auch keine presbyterianische Kirchenverfassung mit der Generalassembly als kirchlicher Oberbehörde sondern wie schon früher bemerkt ist, die volle Unabhängigkeit der Kirche mit dem Recht jeder Gemeinde, sich selbst durch ihre Aeltesten zu regieren, wobei nur eine brüderliche Einwirkung der einzelnen Gemeinden auf einander stattfinden sollte. So verschwand auch in ihrer Auffassung der Unterschied zwischen Geistlichen und Laien ganz, und hatten sie nichts dagegen, daß auch letztere predigten, während sie zugleich den Begriff der ersten Wiedertäufer erneuerten, daß die Gemeinde nur aus Gläubigen bestehen solle. Niemand dürfe in dieselbe aufgenommen werden, der nicht bewiesen habe, daß er in der wahren Gnade stehe. Eigentliche Heiligkeit, tadelloses Leben forderten sie weniger entschieden als die Puritaner,

verlangten aber eine vollkommen christliche Gesinnung, die eben in der Gnade beruhe. — Anfangs hatten sich die schottischen Presbyterianer den Grundsätzen der Independenten mit Erfolg entgegengesetzt und nicht nur für sich die Beibehaltung ihrer presbyterianischen Kirchenverfassung, sondern auch die Einführung derselben in England gefordert, — bis an der Spitze der Independenten Oliver Cromwell erschien, der Mann der Epoche, der bald die ganze Bewegung in seine Hand bekam.

Es dürfte nicht ohne Interesse sein, hier zu bemerken, daß in gewisser Hinsicht auch Milton, dessen Name durch sein „Verlornes Paradies“ unsterblich geworden, auf Seiten der Independenten stand hauptsächlich in Betreff der Rechte des menschlichen Geistes in seiner individuellen Besonderheit. Namentlich setzte er sich der strengen Aufsicht über die Presse, wie sie von den Presbyterianern geübt wurde, entschieden entgegen und befürwortete den angebornen Anspruch des Wahrheit suchenden Menschengeistes auf ungehemmte Aeußerungen. Milton war um so mehr von dieser Berechtigung erfüllt, als er seine Nation in einer nach allen Seiten vordringenden, neue Bahnen brechenden Thätigkeit sah. „Sie erblickt das Licht — ruft er aus — und vom Schlaf erwachend schüttelt sie ihre mit simsonischer Kraft erfüllten Locken.“ „Eine verworrene Mannichfaltigkeit neuer Meinungen ist, äußerte er, bei großen Erschütterungen nicht zu vermeiden; die schlimmste aller Meinungen aber ist, nichts hören zu wollen, als woran man Gefallen findet.“ Ebenso weit hinaus ging er in seinen sonstigen politischen Ansichten. „Wäre die Krone von göttlichem Recht — heißt es in einer seiner Flugschriften — so wäre kein Vertrag mit ihr möglich, so gehörte

dem König die ganze Fülle der Staatsgewalt. Aber die Menschen sind frei geboren, sie sind das Abbild Gottes; — daß die Autorität Einem übertragen wird, geschieht um der Ordnung willen. Doch ist der Fürst nicht Herr der Uebrigen, sondern ihr Beauftragter, die Obrigkeit allerdings über dem Volk, aber das Gesetz über der Obrigkeit."

Noch bezeichnete man zwar die Republik nicht geradezu als die wünschenswerthe Regierungsform, nahm jedoch das Recht in Anspruch, sobald man wolle, zu ihr überzugehen. Nirgends fanden diese Ideen einen besser vorbereiteten Boden und leichtere Zustimmung als in der Armee und besonders unter den Independenten unter Cromwell.

Der König hatte sich den Schotten in die Arme geworfen; er wurde ihr Gefangener; aber vergeblich suchten sie ihn von seiner Vorliebe für das bischöfliche System abzubringen und Zugeständnisse von ihm zu erlangen, welche zur Befestigung des Presbyterianismus in Schottland und England nothwendig waren. Die englische Reformation, behauptete er, sei von denen vollzogen, die das Recht dazu gehabt, und dabei habe man nichts von dem abschaffen wollen, was seit der Apostel Zeiten in der christlichen Kirche Gebrauch gewesen; überdieß sei er durch seinen bei der Krönung geleisteten Eid verpflichtet, die bischöfliche Verfassung zu erhalten. — Nachdem er indeß einige Bischöfe auf ihr Gewissen um Rath gefragt, erbot er sich endlich, das presbyterianische Kirchenregiment mit allen seinen Formen und der eingeführten Ordnung des Kirchendienstes auf drei Jahre zu bestätigen, — unbeschadet jedoch seiner eignen persönlichen Freiheit. Es genügte dieß den Schotten nicht, und bald gaben sie dem Verlangen des englischen Parlaments nach, den König an dasselbe

zu überliefern. — Die englischen Deputirten, welche ihn geleiteten, sprachen ihm vor, er werde mit Freuden vom Volke empfangen werden, und allerdings zeigte es sich unterwegs, wie noch die ganze zauberähnlich wirkende Verehrung, die man dem Träger der Krone seit so vielen Jahrhunderten gewidmet, auf Carl I. ruhte. Von allen Seiten strömten Kranke herbei, um, wie es der alte Glaube war, durch seine heilbringende Berührung zu genesen. Durch eine Proclamation mußte man dem Zulauf ein Ende machen, und als man an dem Ziel der Reise, in Holmby, einem königlichen Landhause, ankam, wurde die strengste Absonderung angeordnet. Als später die immer mächtiger gewordenen Independenten den König in ihre Hände bekamen, behandelten sie ihn anfangs zwar mit vieler Rücksicht, nach einem Fluchtversuch aber, und als er die ihm gestellten Propositionen ablehnte, hielten sie ihn in strenger Haft. Sein vertrauter Diener wurde von ihm entfernt, man ließ ihm den Trost nicht mehr, mit seinen alten Caplänen über religiöse Dinge zu reden. Knüpfte er nun freilich an jeden Wechsel seiner Lage neue Hoffnungen, und war er in jedem Gewahrsam, wohin man ihn brachte, mit offnen Unterhandlungen oder geheimen Beziehungen von weitester Aussicht beschäftigt, so fehlte es doch auch nicht an ruhigen Stunden tiefster Zurückgezogenheit. Unter den Büchern, die der König dann las, nennt man vor allen die Bibel mit den Auslegungen derselben, die historischen Stücke Shakespeare's rc. Er liebte, einsam zu denken, zu schreiben, zu beten. Von dem inneren Zustande, in welchem er war, gibt das kleine Buch Zeugniß: „Bild des Königs“ oder, wie es ursprünglich hieß, „Seufzer eines Königs,“ suspiria regalia, eine Sammlung von Gebeten und Betrachtungen, mehrere von

Carls I. eigner Hand geschrieben. Bezeichnend für seine Fassung bei steigender Gefahr sind insbesondere die Todesbetrachtungen, in denen es unter Anderem heißt: „Ich habe nicht nur Muße genug, sondern noch mehr Grund, mich auf den Tod vorzubereiten; denn ich weiß, daß zwischen Gefangenschaft und Grab der Fürsten nur wenige Schritte sind. Mein langes und bitteres Unglück versöhnte in mir den Gegensatz zwischen Leben und Tod dergestalt, daß die gewöhnlichen Schrecken des letzteren ganz verschwunden sind. Bei dem Kampfe wider die Schrecken habe ich aber erst recht fühlen lernen das Leben und die Kraft der Religion, den Trost eines guten Gewissens und den ehernen Schutz der Rechtlichkeit und der Standhaftigkeit. Ich bin weder so alt, um des Lebens überdrüssig zu sein, noch (ich hoffe es) so schlecht, daß ich mich fürchten müßte, zu leben, oder schämen, zu sterben. Doch bin ich bisweilen so betrübt, daß ich wohl den Tod herbeiwünschen möchte, wenn ich nicht bedächte, wie es der höchste Ruhm eines Christen ist, täglich zu sterben, indem man durch lebendigen Glauben und freudige Hoffnung eines bessern Lebens dieß theilweise und tägliche Sterben bezwingt, ja sein eignes Schicksal überlebt, indem man auf Alles verzichtet, was Einem im Irdischen theuer ist".

Noch einmal knüpfte dann das Parlament Unterhandlungen mit dem König an; aber täglich wuchs die feindselige Einwirkung der Independenten, und Cromwell nahm keinen Anstand, zu erklären: Das Volk sei wie ein Augapfel Gottes, der die Könige verwerfe. Man möge Muth fassen und das aus dem Lande austilgen, das es beunruhige; — dann werde Gott seine Glorie haben und das Land den Segen Gottes. Mehrere Regimenter der Independenten rückten in London

ein, hielten die Stadt im Zaum und verwandelten das Unterhaus des Parlaments in ein Werkzeug der Armee. — Man konnte nun dazu schreiten, womit man schon lange umging, den König als den großen Schuldigen in Anklagestand zu versetzen, während man die Nichtzustimmung des Oberhauses oder der Lords nicht achtete. Das Verbrechen, dessen man Carl I. bezüchtigte, war zunächst, daß er die Freiheiten der Nation umzustürzen und ein tyrannisches, willkührliches Regiment einzuführen gesucht; — dann aber, daß er Bürgerkrieg erhoben und das Land mit Verwüstung und Blutvergießen erfüllt habe. Vor dem hohen Gerichtshof in Westminsterhall, der Leben und Tod über ihn aussprechen sollte, berief sich der König auf sein göttliches Recht, nach welchem er keinem menschlichen Gericht unterworfen sei, wogegen man den gleichen Anspruch für das Haus der Gemeinen erhob, da es vom Volk gewählt, das Volk aber souverän sei, oder der Ursprung aller Gewalt unter Gott im Volke liege. — Ohne ein eigentliches Rechtsverfahren stiessen hier demnach nur die Idee der Volkssouveränetät und das göttliche Recht der Könige auf einander; und da die im Besitz der Waffen befindliche militärische Partei sich wider dieses und für jene erklärte, so geschah es, daß das von ihr niedergesetzte Gericht nach sechstägigen Verhandlungen den König als Tyrannen, als Verräther und Feind des Gemeinwesens von England zum Tode verurtheilte. — Um das Leben des Königs Carl I. war es geschehen. — Unter dem Beistand eines Bischofs, nach Empfang des Sacraments, darauf vorbereitet, vor Gott zu erscheinen und dem Rechenschaft zu geben, dem er sie allein schuldig zu sein erachtete, hatte er nur noch Eine königliche und zugleich väterliche Pflicht zu erfüllen. Die Königin, deren Liebe ihm in allen seinen

Bedrängnissen ein großer Trost gewesen, war mit den beiden ältesten Söhnen, Carl und Jacob, der Sicherheit wegen in den Niederlanden. Die beiden jüngeren in der Nähe befindlichen Kinder ließ er zu sich kommen, seine Tochter Elisabeth, welche 13 Jahre, und seinen jüngsten Sohn Heinrich, welcher 9 Jahre zählte. Dem Knaben sagte er: wie man erzähle, denke die Armee daran, ihn zum Könige zu machen; aber er habe zwei ältere Brüder; so würde er seine Seele gefährden und seinen väterlichen Segen verwirken, wenn er's annehme. Die Tochter bat er, sich um seinetwillen nicht zu grämen, denn es sei ein glorreicher Tod, dem er entgegengehe; er sterbe für die Gesetze und die Freiheit seines Landes und für die wahre protestantische Religion, in welcher auch sie sich befestigen solle. Er empfahl ihr und ihren Geschwistern, ihrer Mutter zu gehorchen und in ihrem ältesten Bruder Carl ihren König zu verehren (indem er fest glaubte, daß dieser den Thron besteigen werde). Dann sagte er noch, er habe allen seinen Feinden vergeben, so möchten auch seine Kinder thun, aber sie sollten doch denselben niemals trauen, denn sie seien falsch gegen ihn und, wie er fürchte, gegen ihre eigne Seele; indeß er hinzufügte, er sterbe als Märtyrer. — Es war der 30. Januar 1649, als man das Blutgerüst vor Whitehall errichtete, da, wo sich die Könige nach ihrer Thronbesteigung dem Volke zu zeigen pflegten. Neben dem Block stehend, wo er enden sollte, war es dem König vergönnt, noch einmal öffentlich zu reden. Mit Unrecht, sagte er, lege man ihm den Krieg und seine Gräuel zur Last. Die Schuld falle auf die, durch welche er seiner gesetzlichen Autorität über die bewaffnete Macht habe beraubt werden sollen. Doch seien Gottes Gerichte gerecht. Ein ungerechtes Urtheil, das er einst zugelassen (Straffords

Hinrichtung), werde jetzt durch ein gleiches an ihm selber heimgesucht. Hätte er der Willkühr und der Veränderung der Gesetze durch's Schwert Raum geben wollen, so würde er nicht an dieser Stelle sein. Er sei der Märtyrer des Volks. Von einem vergänglichen Königreich gehe er zu einem unvergänglichen. Auf die Erinnerung des Bischofs bestätigte er dann nochmals, daß er in dem Bekenntniß der Kirche von England sterbe, wie er es von seinem Vater empfangen habe. Dann gab er selbst das Zeichen zur Execution. Einen Augenblick, und das abgeschlagene Haupt ward dem Volk gezeigt mit den Worten, es sei das Haupt eines Verräthers. Alle öffentlichen Plätze, die Zugänge der Straßen, besonders die Eingänge der City waren mit Kriegsvolk zu Pferd und zu Fuß besetzt. Demnoch war eine unabsehbare Menge von Menschen herbeigeströmt. Von den Worten des Königs vernahmen sie nichts. Als sie aber das abgeschlagene Haupt erblickten, brachen sie allgemein, unwillkührlich in einen Schrei aus, in dem sich das Gefühl der Schuld und der Ohnmacht mit dem Schrecken durchdrang, wie in einem Naturlaut, dessen grauenhaften Eindruck die, welche ihn vernahmen, niemals wieder haben vergessen können. — — Im sinnenden Rückblick auf solch tragisches Ende legt sich uns wohl die Frage nahe, inwiefern dem Worte des Königs, das er in den großen Augenblicken, die zwischen Diesseits und Jenseits liegen, wiederholt aussprach: er sterbe als Märtyrer, — eine Wahrheit zukomme? — Gewiß wohl nicht in dem Sinne, in welchem man es gefaßt hat, als sei er eben nur ein Dulder gewesen, der für die erkannte Wahrheit gelebt und geblutet habe. — Nach Allem, was wir von ihm wissen, war er vielmehr ein Fürst, der für die Rechte seiner Macht, die er so persönlich

faßte wie irgend ein Anderer, indem er sie bald zu erweitern, bald nur zu vertheidigen suchte, mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln, offenen und geheimen, mit Worten und mit blanken Waffen sich lebenslang geschlagen hat und — dabei erlegen ist. — Aber wie wenig bedachtsam auch in seinen Unternehmungen (wie wenn er den Schotten neue kirchliche Gesetze auferlegen wollte), war er doch in der Tiefe unverkennbar von gediegenem Geiste; — nicht selten unentschlossen und wankelmüthig, verlor er doch nie die hohe Bedeutung seiner Sache aus den Augen. Leicht wäre es ihm ja geworden, sein Leben zu retten, hätte er sein Wort dazu gegeben, die bischöfliche Verfassung der Kirche aufzulösen und ihre Güter, wie die Ultra's es verlangten, auf immer zu verkaufen, oder hätte er es den Independenten zugestanden, daß die Armee sich von der Krone und dem Parlamente emancipirte, wodurch dann vielleicht für immer die ganze englische Verfassung gestürzt und vernichtet worden wäre. Und insofern ist allerdings in König Carl I. etwas von einem Märtyrer, wenn ein Solcher so genannt werden kann, der sein persönliches Dasein geringer anschlägt als die Sache, die er verficht, und der diese für die Zukunft rettet, indem er selbst untergeht. — —

Gestatten Sie mir nun zum Schlusse, nur noch einen kurzen Ueberblick zu geben über den weitern Verlauf der Dinge, um vielleicht später einmal ausführlicher darauf zurückzukommen. —

Als nach Carls I. Hinrichtung mit dem Königthum auch die bisherige Ordnung der Kirche, der bischöflichen wie der katholischen, gestürzt war, riß während der Jahre der neugebildeten englischen Republik, von 1649—1653, große Unordnung in

kirchlichen Dingen ein. — Unter den Parteien, deren in dieser Zeit religiöser Schwärmerei noch immer mehrere entstanden, und die sich zum Theil einander anfeindeten, waren die mächtigsten die Presbyterianer und die Independenten, beide nach kirchlicher Alleinherrschaft strebend. Oliver Cromwell, von 1653 bis 1658 Protector der Republik, obgleich selbst Independent, gab keiner Partei den Vorzug, sondern duldete alle, außer den Episkopalen und Katholiken, die von der allgemeinen Gewissensfreiheit ausgeschlossen waren. Da sich Cromwells Autorität und ihr Bestehen lediglich auf die Waffen und auf seine Persönlichkeit gründete, so legte nach seinem Tode sein Sohn Richard das auf ihn vererbte Protectorat, dessen er nicht mächtig war, bald nieder. Die Royalisten sammt Allen, die nach der alten Gesetzlichkeit zurückstrebten, gewannen die Oberhand, und im Jahre 1660 wurde der älteste Sohn des hingerichteten Königs als Carl II. auf den Thron gerufen. Sofort erhob er die bischöfliche Kirche wieder zur herrschenden. Aber in Frankreich durch den Einfluß seiner Mutter heimlich katholisch geworden, begann er bald, die Dissenters ebensosehr zu verfolgen, wie er die Katholiken begünstigte und vielen derselben hohe Staatsämter anvertraute. Letzteres hatte zur Folge, daß das Parlament aus Furcht vor dem überwiegenden Einfluß heimlicher Katholiken im Jahr 1673 die sogenannte Testacte gab, wonach fortan Keiner ein öffentliches Amt bekleiden sollte, der nicht zuvor einen Eid geschworen, daß er sich zur bischöflichen Kirche bekenne, namentlich die Anrufung der Heiligen verwerfe und an die Transsubstantiation im Abendmahl nicht glaube.

Jacob II., der Bruder und Regierungsnachfolger Carls II., bekannte sich offen zum Katholicismus und legte

es unverholen darauf an, demselben allgemeine Verbreitung in England zu verschaffen. Doch brach darüber nach dreijähriger Regierung der Sturm gegen ihn los. Er wurde genöthigt, das Reich zu verlassen, und sein Eidam, der von den Mißvergnügten herbeigerufene Wilhelm von Oranien, bestieg den englischen Thron, um England vom Papstthum und Despotismus zu befreien und ihm dauernd den Aufschwung zu geben, den es durch den Protestantismus genommen hat. Unter ihm wurde durch eine Toleranzacte allen christlichen Parteien, außer den Papisten und Socinianern, freie Religionsübung gestattet, in Schottland die presbyterianische Kirche für die herrschende erklärt, außerdem auch durch eine eigne Parlamentsacte festgesetzt, daß kein katholischer Prinz je den englischen Thron besteigen solle.

Daher kam nach dem Tode der Königin Anna, der Schwester Jacobs II., der letzten Regentin aus dem Hause Stuart, im Jahre 1714 das Haus Hannover auf den Thron Großbritanniens. Seitdem hat sich die Verfassung der englischen Kirche im Ganzen unverändert erhalten. Nur wurden im Laufe der Zeiten die früheren strengen Gesetze gegen die Nicht-Episkopalen, insbesondere gegen die Katholiken gemildert und letztere im J. 1778 den übrigen Dissenters gleichgestellt, bis im Jahr 1828 die vorhin erwähnte Testacte wie für die protestantischen Dissenters, so auch für die Katholiken aufgehoben, und diesen wie jenen die Uebernahme öffentlicher Aemter und der Eintritt in's Parlament gestattet ward.

Nachdem wir unter dem Eindrucke von manchen trüben, niederschlagenden Erscheinungen auf dem Gebiet der englischen Kirche bis dahin vorgeschritten sind, lassen Sie mich endlich nur mit wenigen Worten noch auf eine erfreuliche, herzerhebende

Erscheinung hinweisen, die sich uns darbietet, wenn wir der zahlreichen christlichen Vereine und der in großartiger Weise auf Beförderung christlicher Zwecke gerichteten Gesellschaften gedenken, welche sich in neuer und neuester Zeit in der protestantischen Kirche Großbritanniens gebildet haben. Es gehört dazu namentlich die im Jahr 1804 in London gestiftete britische und ausländische Bibelgesellschaft, welcher sich seitdem mehr als 8000 Hülfsgesellschaften in allen evangelischen Ländern der Welt angeschlossen haben, und von der während der ersten 50 Jahre ihres Bestehens beinahe 28 Millionen heiliger Schriften in etwa 150 verschiedenen Sprachen und Dialekten in Umlauf gesetzt sind. Eine Aussaat, die wohl häufig an den Weg, oder auf's Steinichte oder unter die Dornen gefallen sein mag, ebenso gewiß aber auch hier und dort auf ein gutes Land zu reichem Segen. — Nicht minder hervorragend sind die englischen Gesellschaften zur Verbreitung christlicher Erkenntniß und christlicher Sitte unter den mehr als 800 Millionen unserer Heidenbrüder in Asien, Afrika, Amerika und Australien, die Missionsgesellschaften, an welchen sich die bischöfliche Kirche wie die Presbyterianer und die Dissenters in gegenseitigem rühmlichem Wetteifer betheiligen; während zugleich auf dem Gebiet der sogenannten innern Mission die regste Thätigkeit herrscht. Nur nennen lassen Sie mich hier die Gesellschaften für Sonntags-, für Armen-, für Ragged- oder Lumpenschulen, die City-Mission in London, die Besserungs- und Zufluchtsvereine, die Gesellschaft für Mission im Freien oder auf den Straßen für Solche, die keine Kirche haben oder keine besuchen u. s. w., u. s. w.

Eine der jüngsten Stiftungen ist die Evangelical Alliance, oder der evangelische Bund, hervorgegangen aus der

freien schottischen Kirche, welcher auf Grund der Worte Christi in seinem hohepriesterlichen Gebete, daß alle seine Gläubigen eins sein sollen in Ihm, wie Er eins ist mit dem Vater, evangelische Christen verschiedener Bekenntnisse und Benennungen in aller Welt fern von Streit und Hader in brüderlicher Liebe umschließen und mit vereinten Kräften helfen will am Bau des Gottesreiches auf Erden. Vor Kurzem ward die Generalversammlung des Bundes zu Genf gehalten, an der, wie früher in London und in Berlin, evangelische Männer aus allen Gegenden, aus Großbritannien, aus Frankreich, aus Deutschland, aus der Schweiz, aus Nordamerika theilnahmen, um in verschiedenen Zungen, aber in einem Geiste ihre Gedanken gegen einander auszutauschen und sich über den Frieden der Kirche zu berathen.

Schauen wir denn von der Gegenwart aus mit erheitertem, versöhntem Blick zurück auf die blutigen Kämpfe vergangener Jahrhunderte, indeß wir der Hoffnung und des Glaubens leben, daß unter allen Erschütterungen, die noch kommen mögen in den Reichen der Welt oder in der Kirche, der feste Grund Gottes, da Jesus Christus der Eckstein ist, bestehet in Ewigkeit.

Sechzehnte Vorlesung.

Das Tridentiner Concil.

Verehrte Anwesende!

Der Anfang, der Kampf und der Sieg der Reformation in Deutschland, Frankreich und England war bisher Gegenstand unserer Betrachtung. Wir freuten uns dabei der von Gott erweckten, muthigen Zeugen der Wahrheit, welche aus der Nacht des Mittelalters hervortraten, gerüstet mit dem Schild des Glaubens und dem Schwerte des Geistes, welches ist das Wort Gottes; wir freuten uns des siegreichen Wiederaufgangs evangelischen Lichts und der endlichen Erlösung von dem knechtischen Joch, welches eine Reihe von Jahrhunderten hindurch auf Völkern und Fürsten gelastet hatte. Freilich war der Sieg nur ein theilweiser und vielfach getrübter. Nicht nur in Italien und Spanien, sondern auch in Frankreich, in Baiern, in Böhmen und den übrigen Oesterreichischen Landen, am Rhein und an der Donau wurden die überall hingedrungenen Lichtstrahlen von der alten Finsterniß ganz oder zum Theil wieder verschlungen, indem man die vermeintliche Ketzerei ohne Erbarmen mit Feuer und Schwert

bis auf die Wurzel auszurotten und die Abtrünnigen mit Gewalt, durch die Schrecken der Inquisition oder durch jesuitische Ränke in den Schooß der römischen als der allein selig machenden Kirche zurückzubringen suchte. Nicht minder war jedoch der römische Stuhl durch die Reformation bedeutend erschüttert. Großbritannien, Dänemark, Schweden und Norwegen, Preußen, Sachsen, Thüringen und Hessen, ein großer Theil von Westphalen, Franken und Schwaben sammt den freien Reichsstädten war abgefallen. Auch war der seit den letzten Jahrhunderten stets wiederholte Ruf nach Verbesserung der alten Schäden und Abhülfe der immer offenkundiger gewordenen Verderbnisse von Seiten der Anhänger der katholischen Kirche selbst, in Deutschland insbesondere, noch nicht ganz verstummt; während überhaupt der Boden, auf welchem dieselbe stand, so in's Schwanken gerathen, und ihre Dogmen, ihr Cultus und ihre Verfassung dermaßen angefochten waren, daß vieles davon aufgegeben oder neu festgestellt werden mußte, wenn nicht der alte, morsch gewordene Bau allmählig in sich selbst zerfallen sollte.

Hatte nun schon Luther von Anfang, hatten immer von Neuem die deutschen Reichsstände zur Abhülfe ihrer Beschwerden, zur Entscheidung und wo möglichen Beilegung des großen Religions- und Kirchenstreits auf ein Concil, eine allgemeine freie Kirchenversammlung gedrungen, und auch Kaiser Carl V. in mehreren Reichsabschieden eben darauf verwiesen, so sollte es trotz des hartnäckigen Widerstrebens des römischen Hofes endlich ein Ernst damit werden. Bereits im Jahre 1529, während des Reichstags zu Speyer, hatte der Kaiser auf Zusammenberufung des Concils mit großer Entschiedenheit gedrungen, Papst Clemens VII. aber nur unter der Be-

dingung eingewilligt, daß dasselbe in den päpstlichen Staaten gehalten würde, die Protestanten zwar ihre Wünsche vortragen dürften, das Recht zu stimmen jedoch allein den katholischen Bischöfen verbleibe. Jahre vergingen, und auch Clemens' Nachfolger, Paul III., wie willig er sich auch stellte, hätte die Sache am liebsten ganz auf sich beruhen lassen, um so mehr als sämmtliche deutsche Fürsten von einem Concil in Italien nichts wissen mochten, und die Protestanten überhaupt keins wollten, sofern es unter päpstlicher Leitung stehe. Da aber der Kaiser immer wieder rief: ein Concil, nur ein Concil! auch zugab, daß es in Italien gehalten werde, so schrieb's der Papst aus nach Mantua auf's Frühjahr 1537, in Folge der von allen Seiten dagegen erhobenen Protestationen ein Jahr später nach Vincenza, wo sich zur bestimmten Zeit 3 päpstliche Legaten einfanden, von Bischöfen jedoch nach mehrmonatlichem Warten nicht einer erschien. Abermalige Vertagung, erst auf 1 Jahr, dann auf unbestimmte Zeit, bis zuletzt nach fortgesetzten Verhandlungen und endlichem Einverständniß zwischen Kaiser und Papst Trient (oder Trident) zum Versammlungsort bestimmt ward. Eben von dieser Stadt hat nun das Concil den Namen, für dessen Geschichte und Beschlüsse ich heute Ihr Interesse in Anspruch nehmen möchte, und dieß um so mehr, da die römisch-katholische Kirche mit dem Tridentinischen Concil ihrer letzten Entwickelung verfiel, da die Decrete desselben für die 125 Millionen unsrer katholischen Brüder allein in Europa die Fundamentalartikel ihres Glaubens ausmachen, und was vor mehr als 300 Jahren zu Trient beschlossen ward, heute noch als unabänderliche, für jede Abweichung mit dem Fluch be-

legte Satzung und damit die nicht wohl auszufüllende Kluft zwischen der römischen und der evangelisch-protestantischen Kirche bildet.

Die Stadt Trient, im Herzen Tyrols und fast im Centrum Europa's gelegen, trug nicht so sehr italienischen Charakter, daß die deutschen Bischöfe sich deshalb hätten weigern dürfen, hinzugehen, und war andrerseits nicht deutsch genug, um dem Papst alle Hoffnung zu benehmen, die Versammlung zu beherrschen. Die päpstliche Einberufungsbulle lautete auf den 1. November 1542, zu welchem Termin der Papst seine Legaten schickte, der Kaiser einen Gesandten und einige Bischöfe, welche aber, da nach 7 monatlichem Warten von sämmtlichen übrigen Bischöfen keiner gekommen war, wieder auseinandergingen. Indeß ließ der Kaiser bei allen Höfen auf Absendung von Bischöfen dringen, und zum neu bestimmten Eröffnungstermine, März 1545, trafen die päpstlichen Legaten, die Cardinäle de Monte, Cervino della Croce und Polus in Trient ein mit einer für die Oeffentlichkeit bestimmten Bulle, welche ihnen einfach das Präsidium im Concil anwies, und einer andern geheimen, wonach sie die Versammlung auflösen konnten, wenn das päpstliche Interesse es zu fordern schien. In der Kathedrale richtete man 400 Plätze ein; aber außer dem Bischof von Trient war wieder keiner sonst gekommen, und als endlich noch 3 italienische Bischöfe eintrafen, scheute man sich doch, mit den wenigen ein allgemeines ökumenisches Concil zu beginnen, das heißt ein solches, dessen Mitglieder sich aus allen Ländern der bewohnten Erde versammeln, als welches allein nach dem römischen System unfehlbar ist. Aus den wenigen Tagen, die man noch warten wollte, wurden abermals 9 Monate,

trotz der Ungeduld der kaiserlichen Gesandten. Um aber auch Ihre Geduld, verehrte Anwesende! nicht zu ermüden, lassen Sie mich rasch bemerken, daß am 13. December 1545 die Eröffnung wirklich stattfand. Freilich waren nur 25 Bischöfe überhaupt anwesend, obgleich damals Italien allein ihrer mehr als dritthalb hundert zählte. Später stieg die Zahl der Anwesenden auf 60, höchstens 70, aber selten alle beisammen; wie denn Papst Paul III. eines Tages in einem Anfall freimüthiger übler Laune ausrief: Welche Thorheit, 60 Bischöfe, und noch dazu die wenigst fähigen, in eine kleine Bergstadt zu schicken, um für die ganze Christenheit so wichtige und große Dinge zu entscheiden! — Die Protestanten zumal hatten bereits im Frühjahr auf dem Reichstag zu Worms die Beschickung des Concils, als vom Papst berufen, völlig abgelehnt, gegen Alles, was man in Trient beschließe, entschiedene Einsprache gethan und verlangt, daß der Friede und die ihnen gewährte Duldung von ihrer Theilnahme am Concil nicht abhängig gemacht werde.

Am vorhin genannten Tage begaben sich nun die 25 Bischöfe in feierlicher Procession zum Dom. Nach der Messe und einer von den Legaten verfaßten Allocution wurde das Concil für eröffnet erklärt — zu Lob und Ruhm der heiligen Dreieinigkeit, zur Ausrottung der Ketzereien, zu Frieden und Einigung der Kirche, Reform der Geistlichkeit und des Volkes und zum Untergang der Feinde des Christenthums. In löblicher Weise erklärten die Legaten nach einer entsetzlichen Schilderung der Verderbnisse der Geistlichkeit, das Erste, was man zu thun habe, sei zu bereuen und sich zu demüthigen; anders, fügten sie hinzu, beginnen wir unser Werk umsonst und haben umsonst den heiligen Geist angerufen. Der Erzbischof da-

gegen, welcher die Predigt hielt, ermahnte zwar auch alle Bischöfe, zu bereuen und sich zu demüthigen, fuhr dann aber fort: „Wenn Ihr in Unbußfertigkeit verharrtet, so dürft Ihr deshalb nicht glauben, es hänge von Euch ab, der Stimme Gottes damit Einhalt zu thun. Gott wird reden und muß reden. Mögt Ihr wollen oder nicht, der heilige Geist wird doch wissen, Euch den Mund zu öffnen und durch ihn zu reden;" wonach er mit unglaublichem Pathos in einer Anrede an die Umgebung von Trient Felsen, Wälder und Ströme aufforderte, dem Weltall begreiflich zu machen, daß Alles sich dem Concil zu unterwerfen habe, wenn anders nicht gesagt werden solle: lumen papae venit in mundum, das Licht des Papstes ist in die Welt gekommen, und die Welt hat die Finsterniß lieber gehabt als das Licht. — Schließlich verglich er noch die Eröffnung des Concils mit der Eröffnung der Pforte des Himmels, von wo das lebendige Wasser niederfallen soll, daß die Erde mit der Erkenntniß des Herrn erfüllt wird, indeß er ausrief: Jesus Christus wird zugegen sein; — wie könnte Er diese Gunst dem heiligen Vigilius verweigern, dem wachsamen Schutzpatron dieser gesegneten Stadt!? — —

In den ersten Sessionen des neuen Jahres 1546 wurde zunächst darüber verhandelt, in wessen Namen die zu erlassenden Decrete veröffentlicht werden sollten, ob im Namen des Concils, oder des Papstes oder beider; bis nach lebhafter Debatte die Formel angenommen ward: Das hochheilige Concil von Trient, unter der Leitung des heiligen Geistes versammelt, die 3 demselben präsidirenden päpstlichen Legaten des apostolischen Stuhls beschließen u. s. w. Sodann sollten sich die Sessionen nur mit Veröffentlichung der mit Zuziehung von Theologen in den vor-

gängig geheimen Versammlungen ausgearbeiteten und beschlossenen Decrete befassen, damit von etwaigen Spaltungen unter den Versammelten weiter Niemand erführe; obgleich später der Geschichtsschreiber des Concils, Cardinal Pallavicini, fast alles bei verschlossenen Thüren Vorgegangene an's Licht gebracht hat. Bei der Bestimmung des Geschäftsganges verlangten die Italiener, man solle mit den Dogmen beginnen, die Kaiserlichen — mit den Reformen. Der Papst, wohl wissend, daß die Reformen auch auf ihn selbst und seinen Hof zielten, brachte es durch seine Legaten zu dem illusorischen Beschluß, das Eine sollte mit dem Andern Hand in Hand gehen.

Nach allen Präliminarien kam es erst in der 4. Sitzung zu eigentlichen Berathungen. Es war eben am 22. Februar 1546, und die Legaten strahlten vor Freude, da durch einen Eilboten die Nachricht gekommen, daß Luther am 18. des Monats gestorben sei. Hatte ihnen doch der große Reformator noch auf seinem Sterbebette Schrecken eingeflößt, und war es, als könnten ihre Augen nicht nach Deutschland blicken, ohne den seinigen zu begegnen, ohne sich vor jenem Adlerblicke zu senken, der einst von Worms und von den Zinnen der Wartburg aus die christliche Welt beherrschte.

Als man nun zu der ersten bedeutungsvollen Frage überging: Was ist die Quelle des Glaubens? gab es darüber, wie Pallavicini eingesteht, fast ebensoviele Meinungen als Köpfe; doch wurde schließlich decretirt: die Wahrheit findet sich ebensowohl in den Traditionen, wie in der Schrift, weshalb man jene mit gleicher Pietät als diese an- und aufnahm. Unter der Tradition versteht man bekanntlich in der katholischen Kirche die Gesammtheit der apostolischen Lehren und Thaten, welche auf andere Weise als schriftliche, oder in den

Büchern des Neuen Testaments von Mund zu Mund überliefert worden sein sollen. Mögen nun immerhin die Apostel in ihren Predigten manche Gedanken ausgesprochen haben, die wir in ihren Schriften nicht finden, so ist doch nicht anzunehmen, daß in 4 Evangelien und in so vielen Briefen eines Paulus, Petrus, Johannes und Jacobus eine wichtige, zu unserer Seligkeit nothwendige Wahrheit ausgelassen sei; — indeß auch die Kirchenväter und Lehrer der ersten vier Jahrhunderte einhellig und ebenso bestimmt wie Luther auf die Schrift und auf sie allein hinweisen, wie schon Irenäus sagt in seinem Tractat gegen die Ketzereien: „Wir müssen uns nothwendig auf das Zeugniß der heiligen Schrift berufen, ohne welches unsere Reden keinen Glauben verdienen. Was die Apostel zuerst gepredigt, das haben sie dann nach dem Willen Gottes geschrieben, damit es der Grundstein und die Säule unsres Glauben würde;“ oder wie Tertullian den Sectirern seiner Zeit zuruft: „Wenn es nicht geschrieben steht, so mögt Ihr Euch vor dem Anathem hüten, das denen gedroht ist, die zur Schrift etwas hinzuthun oder wegnehmen.“ Wenn trotzdem das Concil die Tradition der heiligen Schrift gleichstellte und über die, welche es läugneten, den Bannfluch sprach, so ging man bald nach dem Concil noch weiter, und legte schon Paul IV. in einer Bulle allen Geistlichen den Eid auf: „Ich nehme an und schließe mich fest an die apostolischen und kirchlichen Traditionen,“ mit dem Beifügen: „außerdem nehme ich die heilige Schrift an nach dem Sinn, welchen die Mutterkirche hineinlegt oder hineingelegt hat;“ bis später namhafte römische Theologen sich nicht scheuten, zu erklären, die Trefflichkeit des nicht geschriebenen Worts gehe weit über diejenige der Schrift; die

Tradition enthalte alle Wahrheit in sich, und von ihrem Urtheil dürfe man an keinen anderen Richter appelliren.

War nun schon mit dem ersten Glaubensdecret sofort die letzte Brücke zwischen Rom und der Reformation abgebrochen, so möchte es dagegen als weniger bedeutend erscheinen, daß durch einen ferneren Beschluß des Concils auch die apokryphischen Bücher des alten Testaments (das Buch Tobias, Judith, die Bücher der Maccabäer rc.) zu den kanonischen gerechnet und also für ebenso ächt und glaubwürdig als diese erklärt wurden, ungeachtet des einmüthigen Widerspruchs der zum Concil berufenen Theologen, ja ungeachtet daß die alte Kirche und ihre angesehensten Repräsentanten (Athanasius, Hieronymus, Origines, und Andere) die sogenannten Apokryphen stets als unächt und von geringerem Werthe als die kanonischen bezeichnet hatten.

Von viel größerer Bedeutung als das war die Beschlußnahme des Concils über 2 andere die heilige Schrift betreffende Fragen, in welcher Sprache nämlich die Schrift für ächt und inspirirt zu halten sei, und wer dieselbe auszulegen habe.

Was Ersteres betraf, so sah man vom Grundtext, von der ursprünglichen Abfassung der Schrift in hebräischer und griechischer Sprache ganz ab und griff zur Vulgata, einer lateinischen Uebersetzung, die der heilige Hieronymus auf Grund einer älteren, ebenfalls lateinischen Uebersetzung, der sogenannten Italica, im 4. Jahrhundert verbessert herausgegeben hatte. Ungeachtet der mancherlei Fehler, worauf die Theologen hinwiesen, lautet gleichwohl das betreffende Decret: Das Concil beschließt und erklärt, daß die uralte Uebersetzung, die Vulgata nämlich, in allen Schulen, öffentlichen Verhand-

lungen, Predigten und Erklärungen für authentisch gelte, und daß Niemand, unter welchem Vorwande es sei, sie zu verwerfen sich unterstehe oder erkühne.

Bei der andern Frage: wer die Schrift auszulegen habe, bemühten sich die Theologen vergeblich, die Freiheit der Forschung mit der Autorität der Kirche und der Unantastbarkeit ihrer Dogmen einigermaßen in Einklang zu bringen. Da aber freie Forschung Roms Untergang gewesen wäre, so wurde schließlich decretirt, die Schrift in keinem Sinne auszulegen, welcher dem der Kirche zuwiderlaufe, auch dann nicht, wenn man die Auslegung für sich behalte und sie nie an's Licht kommen lassen wolle, wodurch man also auch das eigne Denken zu hindern suchte, gleichwie fortan von einem Suchen in der Schrift nach Christi Befehl da nicht mehr die Rede sein konnte, wo es verboten ist, etwas Anderes darin zu finden, als was Andere schon vor uns und für uns gefunden haben. Wenn wir Gold empfangen, sagt dagegen der heilige Chrysostomus in einer seiner Homilien, so wollen wir es selber zählen; sollten wir nun, wo es sich um göttliche Dinge handelt, blindlings der Meinuug Anderer folgen? Fragt also selbst die heilige Schrift. Der heilige Geist hat die Abfassung derselben absichtlich ungelehrten Männern anvertraut, damit Jeder, auch wer noch so wenig unterrichtet ist, das Wort vernehmen und daraus lernen kann.

Das Lesen der Bibel ist nun zwar durch den Beschluß des Tridentiner Concils nicht geradezu oder absolut verboten; doch wissen wir, was bald nachher geschah. Erklärte doch schon Pius IV. im Vorwort zu einem von ihm herausgegebenen Verzeichniß verbotener Bücher: wer die heilige Schrift lesen wolle, habe darüber zuvor ein Gutachten seines

Beichtvaters beizubringen und daraufhin eine schriftliche Erlaubniß des Bischofs oder Inquisitors einzuholen. Wer ohne das die selbst von Katholiken in die Volkssprachen übersetzten Bücher der Bibel lese oder besitze, könne die Absolution von seinen Sünden nicht empfangen, bis er die Bücher dem Bischofe ausgeliefert habe. Weiterhin wurde das Lesen und Besitzen der Bibel unbedingt verboten, und die Uebertreter wurden wie Verbrecher bestraft, indem man sie z. B. in Savoyen bis vor nicht gar langer Zeit für 10 Jahre auf die Festung Pignerol brachte, während man sie in Spanien zwar nicht mehr wie früher lebendig verbrannte, aber sie noch heute zu mehrjähriger Gefängnißstrafe verurtheilt.

Kehren wir jetzt nach Trient zurück, so hatten die päpstlichen Legaten für die 5. Sitzung mehrere Fragen über die Erbsünde aufgestellt: welcher Art die Sünde Adams gewesen, wie und in welchem Sinne sie sich vererbt habe und fortwährend vererbe, und wie dieselbe getilgt werde. Die Ansichten der Theologen waren sehr verschieden, und ungeachtet der Autorität und göttlichen Inspiration, welche das Concil in Anspruch nahm, scheuten sich doch die Bischöfe, über so dunkle, viel bestrittene Fragen das letzte Wort zu sprechen. Nach langen Debatten stimmte die Mehrzahl dafür, in der fraglichen Beziehung keine directen Lehrpuncte aufzustellen, sondern nur eine Anzahl ketzerischer Vorstellungen zu verdammen. So wurde der Bannfluch über diejenigen gesprochen, welche leugnen, daß Adam die Erbgerechtigkeit verloren habe, oder welche die Uebertragung der Erbsünde leugnen, ferner gegen solche, welche glauben, die Taufe tilge die Erbsünde nicht gänzlich aus.

Als bei dem Anlaß auch die Frage wegen der ungetauft gestorbenen Kinder discutirt wurde, mochte man sich doch nicht ganz an die Meinung des heiligen Augustin halten, der aus ihnen ebensoviele Verdammte machte. Einige Theologen erkühnten sich vielmehr, zu sagen, der Aufenthalt derselben sei nicht unter der Erde, wie der Verdammten, sondern irgendwo auf der Erde, in der Luft, in der Sonne. Andere machten einen Mittelvorschlag, wonach dieselben weder glücklich noch unglücklich, weder froh noch traurig seien und zwischen Paradies und Hölle wohnten. Letzteres, obgleich nicht zum Beschluß erhoben, ist zur gewöhnlichen römischen Kirchenlehre geworden, während es nach dem römischen Katechismus, der das Tridentinische Concil gleichsam ergänzt, kein andres Mittel gibt, den Kindern die Seligkeit zu verschaffen, als die Taufe; wogegen wir unserer Seits nicht umhin können, es überhaupt als Anmaßung und Verkehrtheit zu betrachten, Dinge, worüber die Offenbarung nichts lehrt, und welche außerhalb jeder Art von Beobachtung und Untersuchung liegen, errathen, feststellen und zu Dogmen erheben zu wollen.

Während nunmehr, nach diesen unerquicklichen Verhandlungen, ein Theil der Versammlung auf Beschlüsse über kirchliche Reformen drang, setzten die päpstlichen Legaten und ihre Anhänger es durch, daß man auf das Capitel von der Erbsünde die Frage wegen der Gnade oder der Rechtfertigung folgen ließ. Es war dieselbe durch Luthers Behauptung, daß der Mensch der Schrift gemäß durch den Glauben, ohne die Werke, gerecht werde, ein Hauptgegenstand des Streits zwischen Katholiken und Protestanten geworden. Allerdings hatte sich Luther Anfangs wohl nicht klar genug über die Werke

und den Werth oder Unwerth derselben ausgesprochen, wie er später selbst in einer Tischrede sagt, er habe sich deshalb Anfangs so stark gegen die Werke ausgelassen, weil Christus in der Kirche in Schatten gestellt worden sei vom Aberglauben, aber nie habe er die guten Werke an sich verworfen. 25 aus Luthers und seiner Anhänger Schriften gezogene Propositionen sollten nun das Feld für die Debatte im Concil bilden. Unendlich verschiedene Meinungen tauchten auf, einige durchaus evangelisch-lutherisch, und fehlte es nicht an Zänkereien und andern ärgerlichen Auftritten, bis zuletzt, nach 3monatlicher Arbeit und 50 privaten und 6 allgemeinen Sitzungen, der Legat Cardinal St. Croce in 16 Capiteln mit 35 Bannflüchen ein Decret zu Stande brachte, welches nun feierlich verlesen wurde und von da an heilig und unverbrüchlich sein sollte. Die wichtigsten, im schroffen Gegensatz gegen Luther festgestellten Differenzpuncte waren folgende: Niemand darf zuversichtlich sagen, daß ihm seine Sünden vergeben sind; noch daß durch den Glauben allein die Rechtfertigung vollendet werde, indem Keiner bei aller Gewißheit der Erbarmung Gottes, des Verdienstes Christi und der Kraft der Sacramente vollkommen versichert sein kann, daß er die Gnade Gottes empfangen habe. Ferner: wer durch Sünden die Gnade der Rechtfertigung verloren hat, der kann sie durch das Sacrament der Buße wieder erlangen, zu welcher nicht blos die Reue über die begangenen Sünden gehört, sondern auch das Beichten derselben und die priesterliche Absolution, dazu auch eine Genugthuung durch Fasten, Almosen, Gebete und andere von der Kirche vorgeschriebene Uebungen, nicht zwar um der ewigen Strafe, aber um der zeitlichen zu entgehen.

Nach 2monatlicher Pause kam man in der folgenden Sitzung, 3. März 1547, zu den Sacramenten. Statt einer Lehre darüber beschränkte man sich indeß meist auf Verneinungen und nicht weniger als 27 Bannflüche, die man gegen Andersdenkende aussprach. Die Siebenzahl der Sacramente war schon seit langer Zeit angenommen, aber noch kein Dogma. Auch ließ sich dieselbe so wenig aus der Schrift nachweisen, als sich darüber bei den Kirchenvätern etwas Sicheres fand. Der heilige Ambrosius in seiner Abhandlung de sacramentis spricht nur von der Taufe und dem Abendmahl, ebenso Augustin, nur daß dieser oft alle kirchlichen Gebräuche ohne Unterschied Sacramente nennt. Ebenso unbestimmt ist der heilige Bernhard, der auch das Fußwaschen als ein Sacrament bezeichnet. Bei dem Mangel an Gründen eben für die Zahl 7 gab das Concil gar keine Gründe an, sondern decretirte frischweg: Wer da behauptet, es gebe mehr oder weniger Sacramente als 7, der sei Anathema, d. i. ein Fluch. — Was die Stiftung derselben betraf, so hatte man seither nur Taufe und Abendmahl als von Christo, die übrigen 5 aber als von den Aposteln eingesetzt betrachtet. Nun aber lautete der Beschluß des Concils: Wenn Jemand sagt, die Sacramente seien nicht alle von Christo eingesetzt, der sei Anathema. — Hinsichtlich ihrer Nothwendigkeit war schon früher die Taufe für unentbehrlich zur Seligkeit erklärt, die übrigen aber nicht alle für in gleichem Grade nothwendig. Gleichwohl ging jetzt der Artikel durch: Wer behauptet, die Sacramente seien nicht nothwendig, sondern überflüssig, der sei Anathema; wobei man jedoch den Zusatz machte: nicht alle Sacramente sind für alle Menschen nothwendig; während man diese Unbestimmtheit noch vermehrte,

indem man weiter noch die Nothwendigkeit der Absicht von der Nothwendigkeit der That unterschied, sodaß man namentlich die letzte Oelung nicht unbedingt erhalten haben müsse, um im Stande der Gnade zu sterben, wenn man sie nur begehrt habe oder sie doch verlangt haben würde, wenn man daran gedacht oder sie gekannt hätte.

Der heftigste Streit erhob sich dann bei der Frage, in welcher Weise die Sacramente wirken, ob schon an sich blos dadurch, daß man sie empfängt, ex opere operato, oder vermöge ihrer inneren Wirkung auf das Gemüth des Empfangenden; bis es zuletzt zu dem Beschluß kam: Wer da sagt, die Sacramente verleihen nicht die Gnade von sich aus, der sei Anathema; wonach also unter Anderm bei der Communion ihre Wirkung, abgesehen von der Seelenstimmung und Gemüthsverfassung des Communicirenden, unmittelbar mit der Handlung des Empfangens und Genießens der Hostie, folglich mit einem materiell äußerlichen Act, zusammenhängen soll.

Dagegen wurde auf die Intention des Priesters für die Gültigkeit der von ihm verwalteten Sacramente ein entschiedenes Gewicht gelegt. Unstreitig eine äußerst bedenkliche Frage: ob die genaue Beobachtung der Form einer kirchlichen Handlung hinreiche, um z. B. ein Kind zu taufen, einen Priester zu weihen, Christum vom Himmel herabzuziehen und die Hostie in seinen Leib zu verwandeln; oder ob die ganze Handlung ungültig sei, wenn der Priester oder Bischof dieselbe vollziehe in Zerstreuung oder im Unglauben, ohne im vollen Ernst seine Gedanken darauf zu richten. Nach langer, lebhafter Debatte wurde endlich decretirt: Wer da sagt, die Intention, wenigstens diejenige, das zu thun, was

die Kirche thut, werde vom Priester nicht erfordert, der sei Anathema! welcher Beschluß im Verlauf der Zeit allerdings dahin moderirt wurde, daß man vom Priester nur noch einen gewissen Ernst verlangt, womit er die Sacramente verwalte.

Was die weiteren Verhandlungen und Beschlüsse über jedes einzelne Sacrament besonders betrifft, so lassen Sie mich vorläufig nur über 2 derselben Folgendes kurz bemerken:

1. Hinsichtlich der Taufe wird jede, auch die der Ketzer für gültig erklärt, die im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes vollzogen ist. Einen Convertiten zum zweiten Mal zu taufen, bleibt der Willkühr der Bischöfe und Pfarrer überlassen, je nachdem der Convertit sich dazu hergeben mag oder nicht.

2. Die Firmelung, welche erst nach der Zulassung zum Abendmahl geschieht und in der von einer gewissen Formel begleiteten Salbung mit Oel besteht, soll gewöhnlich nur der Bischof verrichten. Ohne sich weiter über den Charakter oder Zweck der Handlung zu erklären, spricht das Concil nur das Anathema aus über Jeden, der sich weigert, sie ein Sacrament zu nennen, oder wer dem geweihten Oel eine specifische, ihm inne wohnende Kraft abspricht. Nach dem römischen Katechismus soll sogar Christus selbst bei'm letzten Abendmahl den Aposteln die Ceremonien der Firmelung vorgeschrieben und sie über die Bereitung des heiligen Oels belehrt haben.

Nach diesem Allem kam jetzt die lang zurückgehaltene Reformfrage auf die Tagesordnung und zwar zunächst über die Residenz der Bischöfe und über die Vielheit der Beneficien oder Pfründen. In der Theorie sollte selbstverständlich jeder Bischof in seinem Sprengel residiren, und schon

seit Jahrhunderten hatten dieß Concilien und Päpste wiederholt zum Gesetz gemacht. In der Praxis aber fand der Mißbrauch des Nichtresidirens Jahrhunderte lang überall statt. Nun trat auch das Tridentinische Concil solchem Unfug entgegen, ohne daß jedoch seine Reformbeschlüsse eine wesentliche Aenderung darin bewirkten, um so weniger, als es in den Artikeln des betreffenden Decrets immer wieder heißt: „Stets und überall mit Vorbehalt der Autorität des päpstlichen Stuhls," wodurch Alles illusorisch wurde. Bei der Vielheit der Beneficien war es auch nicht anders möglich, als daß z. B. ein Bischof, der 2 Bisthümer hatte, sich immer außerhalb des einen aufhielt. Und doch hatte deren ein Bischof nicht selten 2 bis 3, bei geringeren Beneficien ein und dieselbe Person oft 4 oder 5, zuweilen 10 oder 12, ja 20 oder mehr. So besaß Leo X. vor seiner Erhebung auf den päpstlichen Stuhl 28 der reichsten Pfründen, während es Cardinäle gab, die deren 30 hatten. Eine reiche Quelle von Mißbräuchen waren insbesondere die sogenannten Commenden, da man unter den vielfachen Wirren des Mittelalters oft eine Pfründe einem großem Herrn zum Schutz übergab, der dann die Einkünfte bezog und, ohne selbst Priester zu sein, für die geistlichen Functionen nothdürftig sorgte. Es waren dieß die Commenden-Abbé's, die später am Hofe Ludwigs XV. eine ebenso glänzende als zweideutige Rolle spielten; selbst Bisthümer gingen zuweilen als Commenden in die Hände von Laien über oder blieben auch sonst Jahrelang unbesetzt, weil fast sämmtliche Einkünfte durch Pensionen verschlungen wurden, die man darauf anwies. Das Concil von Trient lief nun gegen alle diese Mißbräuche Sturm, und die Bischöfe ließen es an Decreten namentlich gegen die Häufung

von Beneficien nicht fehlen. Da jedoch die päpstlichen Legaten es dahin zu wenden wußten, daß auch diesen Decreten die obige Clausel beigefügt wurde: salva semper sedis apostolicae auctoritate, oder die Bedingung: wenn der Papst nicht anders verfügt; — so blieb Alles bei'm Alten, und noch der Cardinal Mazarin unter Ludwig XIV. hatte 40 Abteien, der ruchlose Cardinal Dubois außer mehreren andern reichen Pfründen auch das Erzbisthum Cambray, das er nie besuchte, sondern durch einen Coadjutor ob gut oder schlecht verwalten ließ. Erst die französische Revolution machte mit diesen Mißbräuchen reine Bahn und zwang den Katholicismus, sich zum Theil wenigstens auf besseren Grundlagen neu zu erbauen. Nur im Kirchenstaat blieben die alten Mißbräuche, und hält das Oberhaupt desselben noch heute jedem Verlangen nach Reformen das »non possumus« wie einen undurchdringlichen Schild entgegen.

Kehren wir nun wieder nach Trient zurück, so war Papst Paul III., obwohl er durch seine Legaten das Concil fast ganz beherrschte, doch nicht ohne Sorge, es könne irgendwie seinen Händen entschlüpfen. Am liebsten hätte er es aufgelöst; da er dieß aber des Kaisers wegen nicht wagen durfte, so suchte und fand man in dem Gerücht von einer in der Stadt ausgebrochenen Pest erwünschten Anlaß, die Versammlung wenigstens zu verlegen, Rom näher, nach Bologna. Im März 1547 verließen die Legaten Trient; 38 Prälaten von der päpstlichen Partei folgten, die übrigen blieben und betrachteten sich als das wahre Concil, ebenso die andern in Bologna. Darüber schlummerte das Concil Jahre lang, und war die erste Periode desselben beendigt, bis es endlich unter dem neuen Papst Julius III. auf Betreiben des Kaisers

im Frühjahr 1551 wieder in Trient, freilich nur mit 15 Bischöfen, eröffnet, aber sofort wieder bis zum Herbst des Jahres vertagt wurde. Carl V., um den Papst zu stacheln, ließ sich jetzt nicht nur durch 3 Botschafter vertreten, sondern schickte auch möglichst viele spanische und deutsche Bischöfe hin, gleichwie er auf's Neue die Protestanten zur Theilnahme am Concil aufforderte. — Letztere aber lehnten abermals ab, wohl wissend, daß man sie nicht hören, und ihr Erscheinen, zumal mit der Bibel unter dem Arm, ihre Widersacher nur noch mehr erbittern würde. Auch in der zweiten Periode des Concils, von 1551 bis 1552, trat der neue Legat, Cardinal Marcellus Crescentius, allen Reformforderungen schroff und höhnend entgegen, und alle die päpstliche Autorität berührende Fragen zurückweisend ließ er in der Feststellung der Dogmen fortfahren und zwar mit der Lehre von den Sacramenten.

Im Anschluß an die früheren, noch nicht zu Ende gebrachten Verhandlungen darüber kam zunächst speciell das heilige Abendmahl an die Reihe. Die Lehre von der Verwandlung der Hostie in den Leib und das Blut Christi durch den Spruch des Priesters: hoc est corpus meum, oder die Transsubstantiation, gleichwie in Folge davon die Anbetung der Hostie wurde ohne Weiteres angenommen, und über die Gegner dieses Dogma's der Bannfluch ausgesprochen. — Lassen Sie mich dabei nur bemerken, daß für die Väter zu Trient ein erstaunlicher Muth dazu gehörte, wenn sie sagten: Alle unsere Vorfahren haben dieß offenkundig also gelehrt; — obgleich erst im 9. Jahrhundert Paschasius Radbertus, Abt von Corvey, die Verwandlungslehre aufgebracht, und erst 1215, also 400 Jahre darnach, Papst Innocenz III. auf dem Lateran-Concil zu Rom dieselbe bestätigt hatte, während man in der

ältesten Kirche das Abendmahl einfach das Brodbrechen nannte und Jahrhunderte hindurch nicht daran dachte, daß in der Messe immer von Neuem und an allen Orten der Leib Christi als ein unblutiges Opfer für die Sünden der Welt Gott dargebracht werde. Gleicherweise wurde dann der Wegfall des Kelches für die Laien zum Kirchengesetz erhoben und dasselbe mit einem Bannfluch verschanzt, obwohl bis zum 12. Jahrhundert die Kirche das Abendmahl unter beiden Gestalten für alle Gläubigen unabänderlich aufrecht erhalten hatte, und man auch viel später noch hier und da bei der Einsetzung Christi blieb, bis zuletzt wenigstens die Könige von Frankreich als allerchristlichste Könige und älteste Söhne der Kirche an ihrem Krönungs- und ihrem Sterbetag noch unter beiderlei Gestalt communiciren durften.

Mit gleicher Willkühr verfuhr man bei dem Sacrament der Buße. Obgleich sich die Stiftung eines solchen von Christo oder den Aposteln nicht nachweisen, auch die außer der Reue in den Begriff der Buße aufgenommene Beichte und Absolution sammt den vom Priester aufgelegten Büßungen sich biblisch nicht rechtfertigen ließen, so hielt man doch die bisherigen Satzungen aufrecht und befestigte dieselben gegen jeden Widerspruch mit einer Reihe von Bannflüchen.

Inzwischen lag dem Papst nichts sosehr am Herzen, als das Concil zu schließen, damit nur von den immer allgemeiner verlangten Reformen des Papstthums weiter keine Rede sei, und man weder von den kaiserlichen Gesandten noch von den neuerdings angekommenen Gesandten mehrerer protestantischer deutscher Fürsten und Reichsstädte ferner mit Wünschen und Beschwerden nicht belästigt werde. Da kam plötzlich die Nachricht von dem gewaltigen Schlag, welchen

Churfürst Moriz von Sachsen gegen den Kaiser geführt, so daß dieser die Flucht ergriffen und sich von Innsbruck bis in's Innere von Kärnthen zurückgezogen hatte. Es war dieß im Frühjahr 1552; viele Bischöfe flohen von Trient, und Papst Julius III., nunmehr der Rücksicht auf den Kaiser entbunden, gab gern dem Verlangen seiner Legaten nach, das Concil auf 2 Jahre oder länger zu vertagen.

Bei der mönchischen Beschränktheit und dem leidenschaftlichen Eifer, womit der nachfolgende Papst Paul IV. die Forderungen der Zeit bekämpfte und die alte Papstherrlichkeit wieder herzustellen suchte, nahmen jetzt die katholischen Landesfürsten darauf Bedacht, ihren Kirchen selbst zu helfen. — Frankreich drohte mit einem National-Concil, da von Rom keine Reformen zu erwarten seien. Carls des V. Nachfolger, Kaiser Ferdinand I., verlangte in einem Schreiben an den Papst vom Jahr 1560 die Bewilligung des Laienkelchs und der Priesterehe. Die bairischen Herzöge gestatteten ihren Unterthanen das Abendmahl unter beiden Gestalten und ließen Postillen verfertigen, welche die Geistlichen gebrauchen sollten. — Da berief Pauls Nachfolger, Papst Pius IV., zur Abwendung so drohender Gefahren im Jahr 1560 das Concil von Neuem nach Trient, wo es jedoch erst im Jahr 1562 nach einer Unterbrechung von 10 Jahren wieder zu Stande kam. Auch bei dieser dritten und letzten Periode des Concils lassen Sie uns noch einige Augenblicke verweilen.

Außer 6 päpstlichen Legaten hatten sich gegen 100 Bischöfe in Trient versammelt, meist Italiener und Spanier, indeß Franzosen und Deutsche die längste Zeit auf sich warten ließen.

Nachdem in mehreren Sitzungen viel disputirt, aber

nichts zu Stande gekommen war, legten die kaiserlichen Gesandten den päpstlichen Legaten einen kühnen Reformplan vor. So wurde vorgeschlagen: Die Kirchengesetze sollen nicht über den göttlichen Gesetzen stehen; die Excommunication soll auf eine gewisse Anzahl großer Sünden beschränkt, eine bestimmte Anzahl von Gebeten soll bei'm Gottesdienst in der Volkssprache gehalten, die Priesterehe theilweise gestattet werden; der Papst und sein Hof sollen eine Reform bei sich vornehmen ꝛc. — Nach langen Verhandlungen ließ sich der Kaiser der Art beschwichtigen, daß seine Anträge wegen Widerspruchs der Spanier vom Concil nicht erfüllt werden könnten; der Papst werde sie ihm aber später gewähren. — Um der bedenklichen Reformfrage auszuweichen, brachten die päpstlichen Legaten auf's Neue die Sacramente zur Sprache, speciell die Lehre von der Messe oder dem Abendmahl als einem Opfer. Wie nämlich nach protestantischer Auffassung die Communion die Feier des Opfers Christi ist, so ist in der römisch-katholischen Kirche die Messe das Opfer selbst, welches durch einen mysteriösen Act ebenso oft wiederholt wird, als der Priester die Worte des Sacraments über die Hostie ausspricht. Die geweihte Hostie ist dann nicht blos der Leib Christi, sondern Christus selbst, Christus am Kreuze, der für die Sünden der Welt stirbt. Ungeachtet nach der Schrift Christus einmal gestorben ist am Kreuz zur Versöhnung für unsre Sünden, so bedrohte doch das Concil ohne irgend welche haltbare Beweisgründe einen Jeden mit dem Anathem, der nicht glaubt, daß in der Messe eine eigentliche und mit Recht so genannte Opferung stattfinde, da das göttliche Meßopfer vielmehr ein wahres Versöhnungsopfer sei, weil darin eben derselbe Christus unblutig geopfert werde, der sich blutig am Kreuze darge-

bracht habe. Sodann ward das Anathem ausgesprochen über Jeden, der nicht glaubt, Christus habe die Apostel zu Priestern eingesetzt und ihnen wie auch ihren Nachfolgern im Priesterthum die immer wiederholte und erneuerte Darbringung seines Opfers übergeben. Nicht minder soll der Bannfluch diejenigen treffen, welche die Ceremonien bei der Messe als abergläubisch verwerfen, oder welche behaupten, dieselben sollten in der Volkssprache gehalten werden, oder sie sei nur dem heilsam, welcher communicire, da auch der Priester allein für Andere, nicht nur für Lebende, sondern auch für Todte (die sog. Seelenmessen), nicht nur für Sünden, Strafen und Genugthuungen, vielmehr auch für sonstige Bedürfnisse, die Genesung eines Kranken, Heimkehr eines Reisenden ꝛc. das Meßopfer darbringen möge.

Für die nächste, 8 bis 9 Monate lang verschobene Sitzung, im Juli 1563, setzten die päpstlichen Legaten, im Widerspruch mit den kaiserlichen und französischen Gesandten, es abermals durch, daß nicht Gegenstände der kirchlichen Zucht und Ordnung verhandelt wurden, sondern daß man zum Sacrament der Priesterweihe überging. Es wurde dabei kurzweg das allgemeine Priesterthum verworfen, trotzdem daß der Apostel Petrus die Gläubigen alle ermahnt, sich zu erbauen zum geistlichen Priesterthum, zu opfern geistliche Opfer, die Gott angenehm sind durch Christum. Dagegen erhob man Folgendes zum Beschluß: Weil in der Kirche ein Opfer besteht, die Messe, so muß es auch ein besonderes Priesteramt geben, welches von Christus gestiftet und den Aposteln und ihren Nachfolgern im Priesterthum übergeben ist, seinen Leib und sein Blut zu weihen und darzureichen, auch die Sünden zu vergeben oder zu behalten; ferner: Es gibt 7 Weihen

oder Weihestufen zum Priesteramte, und wird dem rechtmäßig Geweihten ein unauslöschlicher Charakter eingedrückt. Die Function der Priesterweihe wie der Firmelung sammt der kirchlichen Regierung überhaupt steht den vom heiligen Geist geordneten Bischöfen zu, wobei jedoch, ungeachtet vieler Discussionen, die Frage ungelöst blieb, ob der Bischof dem Priester übergeordnet sei laut göttlichen oder blos laut kirchlichen und päpstlichen Rechts. Vom Papste war bei diesen Verhandlungen keine Rede, da man zwar in der Anerkennung seiner administrativen Oberherrlichkeit übereinstimmte, für seine geistige Suprematie aber, für seine Unfehlbarkeit und Heiligkeit kein Zeugniß der Schrift oder der Kirchenväter zu finden wußte. —

Endlich traf noch eine beträchtliche Anzahl französischer Bischöfe zum Concil ein. Auch sie drangen auf Reformbeschlüsse, um die Protestanten in Frankreich zu gewinnen und die Katholiken zu befestigen, unter andern auf Gestattung des Kelchs und den Gebrauch der Volkssprache bei'm Gottesdienst, auf Abstellung der vielen kostspieligen päpstlichen Dispense rc. rc., worüber der Papst äußerst erbittert an seinen Legaten schrieb: Das ist Empörung! und ihnen die Weisung gab, zum Sacrament der Ehe überzugehen. Daß dieselbe ein Sacrament sei, war schon angenommen; jetzt decretirte man auch, ohne sich über die Ausnahme im Fall des ehelichen Treubruchs zu erklären, die absolute Unauflösbarkeit der Ehe und sprach den Bannfluch über Jeden, der sagt, daß die Kirche hierin irre; wiewohl thatsächlich die Unauflöslichkeit nur dem Namen nach in der römischen Kirche besteht, da man aus zahllosen Nichtigkeitsgründen früher geschlossene Ehen wieder aufhob und noch aufhebt, wie dieß ja auch in

neuester Zeit geschah bei der zweiten Verheirathung Napoleons I. mit der Erzherzogin Marie Louise von Oesterreich. — Hinsichtlich des Cölibats proclamirte man den unwandelbaren Bestand desselben, der auch vom Papst nicht alterirt werden könne, und erklärte zugleich die Ehelosigkeit für heiliger als die Ehe, wodurch diese freilich unverkennbar an sacramentaler Bedeutung verliert und nur noch als gut genug für Laien erscheint.

Nach dem Allem schien es indeß nun unvermeidlich, auf die immer wieder vertagte Reformfrage endlich weiter einzugehen und sich auf die vielgeforderte Abstellung der größeren kirchlichen Mißbräuche einzulassen. Als aber statt dessen die Legaten im Interesse der päpstlichen Allgewalt Anträge stellten auf Beschränkung der weltlichen Macht in kirchlichen Dingen, da reiste nicht nur die französische Gesandtschaft ab mit entschiedenem Protest gegen solche Anmaßung, sondern auch der Kaiser und die Fürsten wünschten den Schluß des Concils, wonach sich der Papst schon immer gesehnt hatte. Nachdem dann noch die herkömmlichen Lehrmeinungen vom Fegfeuer, der Anrufung der Heiligen u. s. w. zu festen Satzungen gestempelt waren, fand am 4. December 1563, achtzehn Jahre nach der ersten Eröffnung des Concils, die fünfundzwanzigste und letzte Sitzung statt. — In aller Eile kam es in derselben noch zu einigen Reformbeschlüssen, namentlich in Betreff einer angemessenen Bildung der Geistlichen und der zu geistlichen Aemtern nothwendigen sittlichen Eigenschaften, auch hinsichtlich öfterer Predigten statt des blosen Messelesens. Nicht minder sollten alle zwei Jahre Kirchenvisitationen vorgenommen und regelmäßige Diöcesan- und Provincialsynoden gehalten, die Appellationen nach Rom und die von

dort einzuholenden kostspieligen Dispensationen beschränkt, die Strafgewalt der Bischöfe aber zu besserer Uebung der Zucht in ihren Diöcesen befestigt werden. Da man jedoch dem Papste als Statthalter Gottes auf Erden die höchste Gewalt in der ganzen Kirche zugestand, ihm auch das Concil mit allen seinen Beschlüssen unterordnete, während man die für Rom einträglichen Mißbräuche nur leise berührte, so traten die etwaigen Reformen nur sehr beschränkt und abgeschwächt in's Leben. War ja überdieß die Forderung der Priesterehe und die Gewährung des Laienkelchs dem Papst anheimgegeben, der Gebrauch der lateinischen Sprache in der Messe bestätigt, die Anrufung der Heiligen sammt der Verehrung der Bilder und Reliquien in Schutz genommen, und der Ablaßhandel zwar verboten, der Ablaß im Allgemeinen aber gerechtfertigt, ohne den schwankenden Begriff desselben festzustellen. —

Wenn es jedoch unverkennbar als die Haupttendenz des Concils erscheint, nicht sowohl gründlich zu reformiren, vielmehr die Kirchengewalt gegen alle Angriffe zu stärken und die erschütterte Autorität des apostolischen Stuhls zu befestigen, so war der Zweck glücklich erreicht; weshalb auch Papst Pius IV. nicht anstand, die gefaßten Beschlüsse nachgesuchter Maßen zu bestätigen, indem er zugleich allen Gläubigen und den Geistlichen aller Grade bei Strafe die unbedingte Annahme der Beschlüsse des Concils anbefahl. Gleichwohl erfolgte diese Annahme keineswegs allgemein; wie denn in Frankreich das Tridentinische Concil nie anerkannt und publicirt worden ist, weil viele Beschlüsse desselben die Rechte und Freiheiten der gallicanischen Kirche verletzten; ebenso wenig in Ungarn und in der katholischen Schweiz. Auch in Deutschland konnten die Concilsbeschlüsse als Reichsgesetz nicht verkündet werden, die katholischen

Fürsten aber nahmen auf dem Reichstag zu Augsburg im Jahre 1566 die Beschlüsse desselben an.

Fragen wir endlich nach dem Resultat im Ganzen, so hat allerdings das Concil den Wünschen freisinniger Katholiken, auch vieler zum Concil versammelter Prälaten und Theologen nicht entsprochen, noch viel weniger den gerechten Forderungen der Protestanten irgendwie Rechnung getragen. Wohl aber hat es dem schwankenden Zustande der römisch-katholischen Kirche ein Ende gemacht, auch Einheit und Ordnung in derselben wiederhergestellt, der verfallenen Zucht und Ehrbarkeit im geistlichen Stande wieder aufgeholfen und für die Bildung des Klerus durch Errichtung von Seminarien 2c. Bedeutendes geleistet. Wie gern wir dieß indeß anerkennen, es auch der katholischen Kirche, von ihrem Standpunkte aus betrachtet, nicht verargen mögen, sich in ihrem eignen Lager möglichst befestigt zu haben, so können wir doch nicht umhin, es schmerzlich zu beklagen, daß die Päpste alsbald begannen, zur Behauptung ihrer geistlichen Alleinherrschaft auf dem neu gewonnenen Bollwerk des Tridentinischen Concils, unterstützt von den Jesuiten, an der Bekämpfung der Reformation und des evangelischen Protestantismus mit neuem Eifer zu arbeiten. Und wäre der Eifer nur immer ohne Beimischung von gehässigem Fanatismus gewesen! Was aber sollen wir dazu sagen, wenn nach der berüchtigten Abendmahlsbulle Urbans VIII. die Päpste sich nicht scheuten, buchstäblich über alle vom katholischen Glauben Abgefallenen, namentlich Lutheraner, Zwinglianer, Calvinisten und alle und jeden anderen Ketzer, auch die ihnen glauben und sie aufnehmen, ingleichen über Alle, die sich der Gemeinschaft des römischen Stuhls entziehen, von Gotteswegen, unter dem An-

sehen der Apostel Petrus und Paulus, auch des Papstes selbst, alljährlich am Gründonnerstage, dem Stiftungsfeste des heiligen Abendmahls, des Liebes- und Versöhnungsmahls des Neuen Bundes, die Excommunication und den Bannfluch öffentlich und feierlich auszusprechen!?

Lassen wir uns indeß durch solches Alles unsere heutige reformationsfestliche Stimmung nicht trüben, freuen wir uns vielmehr mit Dank gegen Gott, ohne unser Verdienst erlöst von allem alten, erstorbenen, todten Satzungswesen, in frischer, freier Gottesluft zu athmen, fest gegründet auf den Wahlspruch unsers großen Reformators: Der Gerechte wird seines Glaubens leben. — Geben wir aber zugleich gegenüber allen Anfeindungen, die unsere Kirche erfahren hat oder noch erfährt, dem Geist religiöser Duldung und christlicher Bruderliebe auch gegen Andersgläubige immerdar freien Raum und volles Recht, zur Ehre unseres evangelischen Bekenntnisses, zur Förderung des Friedens auf Erden und zum Wohlgefallen Gottes und unsers Heilandes!

Siebenzehnte Vorlesung.

Die Jesuiten.

Verehrte Anwesende!

Nach Trient, auf das dortige Concil richtete sich das vorige Mal unser Blick. Wir vergegenwärtigten uns, wie dasselbe im Jahre 1545 eröffnet und nach wiederholten Vertagungen und mehreren langen Unterbrechungen erst 1563, also nach Verlauf von 18 Jahren, geschlossen ward. Wir sahen, wie damit die römisch-katholische Kirche ihrer letzten Entwicklung verfiel, während das Resultat der Verhandlungen den Wünschen freisinniger Katholiken, auch vieler zum Concil versammelten Prälaten und Theologen ebensowenig entsprach, als es den Forderungen der Protestanten irgend Rechnung trug. Ohne gründlich reformiren zu wollen, ging die Haupttendenz des Papstes und seiner die Versammlung beherrschenden Legaten nur dahin, die Kirchengewalt gegen alle Angriffe zu stärken und die durch die Reformation erschütterte Autorität des apostolischen Stuhls von Neuem zu befestigen. Die mit zahllosen Bannflüchen gegen Andersgläubige belegten Decrete, namentlich in Betreff

der dem Worte Gottes in der heiligen Schrift gleichgestellten oder gar übergeordneten Tradition, das Verbot der eignen freien Forschung, die als unwiederruflich sanctionirte Satzung hinsichtlich der 7 Sacramente, des Meßopfers, der Entziehung des Kelchs bei der Communion, der Ablaßertheilung, der Ehelosigkeit der Priester sammt der wenigstens in Schutz genommenen Anrufung der Heiligen, Verehrung der Bilder und Reliquien, — leider! war dieses Alles dazu angethan, eine nicht auszufüllende Kluft zwischen der römischen und der evangelisch-protestantischen Kirche zu befestigen. Wurden doch auch die gegen allerlei Mißbräuche gefaßten Reformbeschlüsse großentheils illusorisch, indem man die Ausführung derselben der höchsten Autorität anheimgab, in dessen Händen als des Statthalters Gottes auf Erden die Regierung der ganzen Kirche ruhe. Wie gerne wir es, hiervon abgesehen, im Uebrigen auch anerkennen, daß durch das Tridentinische Concil dem schwankenden Zustande der römischen Kirche ein Ende gemacht, Ordnung und Einheit in derselben hergestellt, insbesondere der verfallnen Zucht und Ehrbarkeit im geistlichen Stande ziemlich wieder aufgeholfen, und eine angemessenere Bildung desselben gefördert worden ist, so können wir gleichwohl nicht umhin, es schmerzlich zu beklagen, daß die Päpste alsbald begannen, zur Behauptung ihrer geistlichen Alleinherrschaft auf dem neu gewonnenen Bollwerk des Concils und seine Beschlüsse an der Bekämpfung der Reformation und des evangelischen Protestantismus mit neuem, nicht selten fanatischem Eifer zu arbeiten, angefeuert und unterstützt von den Jesuiten.

Eben auf diesen Orden, dem wir früher in der Reformationsgeschichte schon oft begegneten, möchte ich dießmal

Ihr Augenmerk richten. Es kann dabei selbstverständlich hier nicht die Meinung sein, der sogenannten Gesellschaft Jesu feindselig entgegenzutreten, sie zu verunglimpfen oder ihre Grundsätze, ihre Bestrebungen und die ganze Art ihrer Thätigkeit ohne Weiteres als verwerflich und fluchwürdig darzustellen. Gehen wir vielmehr der Entstehung des Ordens, seiner Verfassung, seiner Wirksamkeit und dem Standpunkt, welchen derselbe offenkundig eingenommen, an der Hand der Geschichte unbefangen und unparteiisch nach, während wir zum Voraus im Allgemeinen nur bemerken, daß unter allen geistlichen Gesellschaften der neueren Zeit keine bedeutender erscheint als die der Jesuiten. Sich bald überallhin verbreitend und mit den weitgehendsten Privilegien versehen entwickelten sie eine ähnliche Thätigkeit wie die Bettelmönche in ihrer Blüthezeit, beschränkten sich aber nicht wie diese auf einseitige Bildung, sondern nahmen die mannichfachsten Talente und Charaktere in ihren Orden auf, um die Einen zu Missionen, die Andern an Höfen, an Schulen und Universitäten als Gelehrte oder als Prediger und Beichtväter zu verwenden, Alle ununterbrochen auf das eine Ziel gerichtet, ihre Gesellschaft und durch sie das Papstthum zur Alleinherrschaft zu erheben. Als die entschiedensten Gegner des Protestantismus richteten sie dabei ihre Thätigkeit vorzugsweise auf die von der Kirche abgefallenen Länder, wo es ihnen, besonders in Deutschland, auch gelang, den Kampf auf Leben und Tod gegen die Reformation neu anzufachen, die Fortschritte derselben zu hemmen und die Wurzeln, welche sie geschlagen, theilweise wieder auszurotten; indeß sie überhaupt durch ihre Verfassung, der keine andere gleicht, mehr und mehr eine innere Stärke und Kraft gewannen, die in ihrer Wirkung so

unwiderstehlich wurde, daß man nicht ohne Grund gesagt hat: Dem Jesuiten gehört die Welt. Er ist überall. Selbst unsichtbar wirkt sein Geist und sein Institut. — Ja wenngleich die Gesellschaft in ihrer eignen Kirche allmählig verhaßt, von Fürsten und selbst von Päpsten mit Argwohn und Eifersucht angesehen, aus katholischen Ländern und Reichen vertrieben und von einem Clemens XIV. ganz aufgehoben ward, so ist sie dennoch bis auf diesen Tag zu immer neuem Leben und tief eingreifender Wirksamkeit gekommen, nach dem Ausspruch, den man einem der Ihrigen weissagend in den Mund legt: Wie Lämmer haben wir uns eingeschlichen, wie Wölfe regieren wir, wie Hunde wird man uns vertreiben, aber wie die Adler werden wir uns wieder erheben. —

Sehen wir nun zunächst auf den Stifter des Ordens, so war dieß bekanntlich Don Inigo oder Ignatius von Loyola, geboren 1491 aus alt adlichem Geschlecht auf dem Schlosse Loyola in Spanien. In seinen frühern Jahren Edelknabe am königlichen Hofe Ferdinands und Isabella's nahm er später Kriegsdienste, wurde aber bei der Belagerung Pampelona's durch die Franzosen schwer verwundet und kam eben dadurch in ganz andere Bahnen. In Ermangelung eines Ritterromans, wonach er auf seinem Schmerzenslager zum Zeitvertreib verlangte, brachte man ihm Legenden der Heiligen (flos sanctorum), besonders des heiligen Dominicus und Franziscus, deren Pilgerfahrten, Selbstpeinigungen und Wunderthaten seine durch Krankheit erregte Einbildungskraft dermaßen erhitzten, daß er sich entschloß, ihnen nachzueifern und, sobald er genesen, unter anhaltendem Fasten und unter Geisselungen baarfuß nach Jerusalem zu wallfahrten, um sich die göttliche Gnade zu erwerben. Eben um diese Zeit geschah

es, wie seine Biographen Orlandino und Ribadeneira erzählen, daß ihm die Jungfrau Maria mit ihrem Sohn auf dem Arm erschien, in deren Anschauen er sich versenkte, gleich wie er ein andermal vom nächtlichen Lager aufsprang, sich vor einem Mutter-Gottesbild auf die Knie warf und mit einem Schwur für sein ganzes Leben sich ihr zum Ritter weihte. Er war damals 31 Jahre alt. Das Erste, was er nun vornahm, war eine Wallfahrt nach dem Berg Montserrat zu einem wunderthätigen Marienbilde, vor welchem er eine ganze Nacht theils knieend, theils stehend zubrachte und 3 Tage lang eine allgemeine Beichte ablegte. Von da eilte er in das benachbarte Manresa, wo er in einem Armenspital einkehrte, sich sein nothdürftiges Brod an den Häusern bettelte, auf bloser Erde schlief, täglich dreimal sich blutig geißelte und ungekämmt und ungewaschen täglich 7 Stunden betete. Nach solchen 4 Monate lang fortgesetzten Uebungen, die seine Körperkräfte verzehrten und seinen Geist zerrütteten, gerieth er in die tiefste Traurigkeit und kam der Verzweiflung nahe. Um den vermeintlichen Anfechtungen des bösen Geistes zu widerstehen, enthielt er sich 7 Tage lang aller Nahrungsmittel, ohne im Beten, Wachen und Geisseln nachzulassen, bis sein Beichtvater ihm die Absolution zu versagen drohte, wenn er damit nicht einhalte. Allmählig ruhiger geworden, obgleich von Zeit zu Zeit noch vom Teufel durch seltsame Visionen gequält, soll er nicht minder zu himmlischen Erscheinungen entzückt worden sein und, nachdem er einst, einem Todten gleich, 8 Tage in der Entzückung gelegen, das Geheimniß der Dreieinigkeit geschaut, auch wiederholt Christus und Maria mit Augen gesehen haben. Im Jahre 1523 pilgerte er dann nach Jerusalem, um die heiligen Orte zu besuchen und an der Be-

kehrung der Muhamedaner im heiligen Lande zu arbeiten. Da ihm Letzteres der dortige Provincial der Dominikaner seines unbesonnenen Eifers wegen nicht zuließ, kehrte er in seine Heimath zurück, und da es ihm an gelehrten Kenntnissen gänzlich mangelte, besuchte er die Schule zu Barcelona, darnach die Universitäten Alcala und Salamanka, später Paris, indem er sich überall seinen Unterhalt erbettelte, von den Almosen, die er hier empfing, noch andere Arme ernährte und sie zugleich zu geistlichen Uebungen anleitete. Mehr und mehr reifte nun in ihm der Entschluß zur Gründung einer geistlichen Gesellschaft von gleichgesinnten Männern, und gelang es ihm auch, einen Pierre Lefèbre aus Savoyen und Franz Xaver aus Navarra nebst 2 jungen Spaniern: Jacob Lainez und Alphons Salmeron, für seinen Plan zu gewinnen, denen sich noch ein portugiesischer Edelmann: Simon Rodriguez, und der Spanier Bobadilla zugesellten. Diese 6 thaten im Jahre 1534 in der Kirche zu Montmartre bei Paris, nachdem sie gebeichtet und communicirt, das Gelübde, allen Erdengütern zu entsagen, das Heil des Nächsten zu fördern, und falls sie weiterhin nicht nach Jerusalem kommen und daselbst bleiben könnten, sich zu den Füßen des Papstes zu werfen, damit er sich ihrer zum Besten der Seelen nach Gefallen bediene. Noch einige Andere schlossen sich ihnen an, nnd nachdem sie für einige Zeit in ihre Heimath zurückgekehrt, trafen sie Alle nach vorheriger Verabredung im Juni 1537 in Venedig wieder zusammen. Hier vertheilte sie Ignaz in die Hospitäler, namentlich in das Lazareth der Unheilbaren, wo sie sich, besonders Xaver, durch Wartung und Verpflegung von Aussätzigen oder anderen von ansteckenden, greulichen Krankheiten Heimgesuchten hervorthaten. Noch aber fehlte es dem neuen

Orden, den sie zu stiften wünschten, an einer bestimmten Verfassung. Nachdem sie darüber berathschlagt, nahmen sie vorerst die gewöhnlichen 3 Mönchsgelübde an: Armuth, Keuschheit, Gehorsam, dazu aber noch 2 andere: ihrem auf Lebenszeit zu wählenden Vorgesetzten einen absoluten Gehorsam zu leisten und seinen Willen als göttlichen Ausspruch zu betrachten, sodann: der Sendung des Papstes zum Besten der Religion in jedes Land der Gläubigen oder Ungläubigen unbedingt zu folgen, ohne Lohn und ohne Wegzehrung, Alles nach dem weiterhin oft übel angewandten Motto des Ordens: in majorem Dei gloriam.

Nun fehlte nur noch die Bestätigung des Papstes, dem jedoch bei dem damaligen schwankenden Zustande der römisch-katholischen Kirche und dem Verfall der früheren geistlichen Gesellschaften der neue Orden nur äußerst willkommen sein konnte. So bestätigte denn auch Paul III. in einer besonderen Bulle vom Jahre 1540 »Regimini ecclesiae militantis« die fortan so genannte Gesellschaft Jesu sammt den von Lojola entworfenen Statuten, wollte aber die Zahl ihrer Mitglieder auf 60 beschränkt wissen. Im folgenden Jahre wählte man Ignaz zum General des Ordens, welcher sofort, während er selbst in Rom blieb als der Metropole der Gesellschaft, mehrere Ordensbrüder in die entferntesten Gegenden entsandte, um Heiden zu bekehren und feste Sitze für die Gesellschaft zu gründen. So stiftete Xaver ein Jesuitencollegium zu St. Goa in Vorderindien, welches nach kurzer Zeit über 100 Schüler zählte; ein bald noch zahlreicher besuchtes gründete König Johann III. von Portugal an der Universität Coimbra, aus welchen beiden Hunderte von Missionaren hervorgingen. In Frankreich gelang es ihnen Anfangs nicht, sich festzusetzen, glücklicher waren sie in

Spanien. Der erste Deutsche, der für den Orden gewonnen wurde, war 1543 Petrus Canisius zu Cöln, später Vicecanzler der Universität Ingolstadt in Baiern, dann Rector eines Jesuitencollegiums in Wien, auch Stifter solcher Collegien in Prag, in Augsburg und Freiburg, berühmt als Verfasser eines weit verbreiteten römischen Katechismus, gleichwie er zur Ausrottung des Protestantismus in den österreichischen Landen mit großem Erfolg gearbeitet.

Schon in dem genannten Jahre hob der Papst die aufgelegte Beschränkung einer bestimmten Zahl von Ordensgliedern auf und ertheilte in einem besonderen Breve der Gesellschaft die weitgreifende Erlaubniß, in allen Kirchen und auf öffentlichen Plätzen zu predigen, ohne Einwilligung der betreffenden Pfarrer oder Bischöfe zu jeder Zeit Messe zu lesen, Beichte zu hören, auch von allen Kirchenstrafen, von allen Sünden und den schwersten Verbrechen, selbst von solchen, deren Absolution der apostolische Stuhl sich vorbehalten, zu absolviren und beliebige Büßungen aufzulegen. Ignaz selbst war inzwischen in Rom und dem übrigen Italien äußerst thätig, namentlich zur Bekehrung der Juden, zur Stiftung von Waisenhäusern, von Klöstern, unter andern der heiligen Martha und der heiligen Catharina, um der tiefen, in's Unglaubliche gehenden sittlichen Versunkenheit des weiblichen Geschlechts zu steuern. Die Annahme geistlicher Aemter und Würden lehnte er für die Ordensglieder entschieden ab, weil dieselben als leichte Truppen bald hier, bald dort dienen sollten, wiewohl in späterer Zeit doch mehrere die Cardinalswürde oder Bisthümer angenommen haben. — Es dürfte für die verehrte Versammlung nicht ohne Interesse sein, hier zu erwähnen, daß auch einige vornehme Frauen um Aufnahme in den Orden baten. Da Ignatius, der sich Anfangs

geweigert, auf Befehl des Papstes nachgab, sollen ihm diese mehr Noth gemacht haben als sein ganzer Orden, bis der Papst revocirte, und weiterhin Urban VIII. einen Orden der Jesuitinnen, der sich in Italien und Deutschland eigenmächtig gebildet hatte, gänzlich aufhob. Dagegen wurde es dem eigentlichen Jesuitenorden bei seinem schnellen Wachsthum und seiner weit verbreiteten Thätigkeit im Jahre 1546 vom Papst gestattet, außer den beiden bisherigen Classen der Novizen und Professen, welche letztere schon das Gelübde abgelegt hatten, noch Coadjutoren anzunehmen, theils geistliche theils weltliche Gehülfen, sogenannte Affiliirte, welche, ohne an alle Regeln des Ordens gebunden zu sein, die Interessen desselben in den bürgerlichen Gesellschaften geltend machen sollten.

Einige Jahre später erschien unter urkundlich päpstlicher Bestätigung die berühmte Schrift Lojola's: Exercitia spiritualia oder geistliche Uebungen, als Hauptandachtsbuch allen Mitgliedern des Ordens zu strengstem Gebrauch empfohlen. Nach jesuitischer Annahme hatte Ignatius dieselbe schon früher in einer Höhle bei Manresa abgefaßt. Sie sind auf vier Wochen berechnet, für welche sie alle äußeren Thätigkeiten wie alle Gedanken genau vorschreiben, indem sie Contemplationen an bestimmte phantastische Anschauungen christlicher Ideen anknüpfen, welche vorschriftsmäßig producirt werden müssen. So soll z. B. am 4. Tage der zweiten Woche eine Meditation stattfinden über die zwei Fahnen, die eine unseres Oberfeldherrn Christi, die andere Lucifers, des Todfeindes der Menschen. Dann folgt ein vorbereitendes Gebet; als erstes Vorspiel zu demselben bilde man sich eine historische Betrachtung Christi auf der einen Seite und Lucifers auf der anderen, wie ein Jeder von ihnen alle Menschen zu sich

ruft, daß sie sich unter seiner Fahne schaaren. Als zweites Vorspiel stelle man sich einen Ort vor, ein weites Feld bei Jerusalem, auf welchem Christus steht als der Herzog aller Guten, und wiederum ein andres Feld bei Babylon, wo Lucifer als der Anführer aller Bösen erscheint. Diesen male man sich vor Augen, auf einem feurig rauchenden Stuhle sitzend, greulich an Gestalt und schaudervollen Anblicks, wie er zahllose Schaaren böser Geister aus aller Welt zusammenruft, um überallhin Verderben zu bringen, um durch ausgeworfene Fallstricke und Ketten die Menschen zu allen Sünden und Lastern zu verführen. Andrerseits erschaue man Christum an einem zwar niederen Orte, aber in schönster Gestalt und von lieblichstem, Anmuth strahlendem Aussehen, wie er als Herr der ganzen Welt sich Apostel auswählte, Jünger und andere Diener aussendete, um dem ganzen Menschengeschlechte, jedes Standes und jeder Lage, seine göttliche, heilbringende Lehre mitzutheilen. Zum Dritten höre man Christi Ermahnungsrede an alle seine zu solchen Werken bestimmten Diener und Freunde, worin er ihnen befiehlt, sich zu den drei Stufen der Vollkommenheit zu erheben, welche als Tugenden umfassen: Armuth, Selbstverachtung und Demuth. Dann folgt ein Gespräch mit der heiligen Jungfrau, um durch sie von ihrem Sohn die Gnade zu erbitten, unter seine Fahne aufgenommen zu werden und unter ihr zu bleiben. Nach einem ave Maria richtet man nun sein Gespräch an Christus selbst, daß er uns die gleiche Gnade vom Vater erbitte, und schließt mit einem anima Christi; endlich folgt ein Gespräch mit Gott dem Vater, daß er die Bitte seines Sohnes erhöre, sammt einem Pater noster. Diese ganze Uebung soll einmal um Mitternacht geschehen und zum andern Mal mit Anbruch der Mor-

genröthe, auch zweimal täglich um die Zeit der ersten Messe und der Vesper wiederholt werden.

An vier andern Stellen des Buchs der geistlichen Uebungen findet sich eine Anweisung, wie nicht sowohl die Wurzel der Sünde ausgerissen, als vielmehr die einzelnen Sünden bekämpft werden sollen. Morgens, sowie er vom Schlaf erwacht, soll der Mensch eine fleißige Selbstbeobachtung vornehmen hinsichtlich einer besonderen Sünde oder irgend eines Fehlers, wovon er frei zu werden begehrt. So oft er nun diese Art von Sünden begeht, betrübe er sich darüber, indem er an seine Brust schlägt, welches auch geschehen kann im Beisein Anderer, die es nicht beachten. Abends prüfe er sich wieder, bezeichne jede Begehung der Particularsünde mit einem Punkte und sehe darauf, daß die Zahl der Puncte jeden Tag kleiner werde.

Diesen Exercitien, die in ähnlicher Art jedesmal einen ganzen Monat in Anspruch nehmen, ertheilte Papst Julius III. nicht nur ein großes Lob, sondern empfahl sie auch allen Christen zum fleißigen Gebrauch. Zugleich aber bewilligte er dem Orden durch eine Bulle vom Jahre 1549 noch viele neue Privilegien. Unter Anderm wurde der General des Ordens ermächtigt, die Mitglieder desselben von allen Sünden und allen geistlichen und weltlichen Strafen derselben zu absolviren, außer einigen groben Verbrechen, deren Absolution sich der apostolische Stuhl noch vorbehalte. Ferner sollten die Gesellschaft und deren Güter forthin von der Gerichtsbarkeit und Aufsicht der Bischöfe gänzlich befreit sein und unter dem unmittelbaren Schutze Roms stehen. Ihre Vorsteher und Priester sollten überall Bethäuser haben, auch an sonstigen schicklichen Orten auf tragbaren Altären Messe lesen und

Sacramente verwalten dürfen; ja wer eine Kirche oder einen sonstigen geweihten Ort des Ordens einmal im Jahre andächtig besucht, soll vollkommenen Ablaß, wie im Jubeljahr, erhalten. Nicht minder wurde das Gelübde der Armuth vom Papste durch die Bestimmung beschränkt, daß zwar der Einzelne nicht, wohl aber die Jesuitencollegien Güter besitzen dürften; gleichwie der Ordensgeneral und in geeigneten Fällen auch die Professi ermächtigt sein sollten, die Ordensglieder vom Fasten, vom täglichen Lesen des Breviers und anderen Uebungen zu dispensiren, auch Ketzer von allen Strafen, welche die Kirche sonst über sie verhängte, loszusprechen.

Unter solchen Begünstigungen und durch seine große Betriebsamkeit gewann der Orden von Jahr zu Jahr neue, feste Niederlassungen oder Residenzen. In Portugal kamen die Universitäten ganz in der Jesuiten Hände. In Oesterreich, wo in Folge der Reformation kaum noch der zehnte oder gar nur der dreisigste Theil der Einwohner katholisch geblieben, und die Klöster in äußersten Verfall gerathen waren, gewannen sie ein fruchtbares Feld ihrer Thätigkeit. Baiern insbesondere wurde seit der Mitte des 16. Jahrhunderts ein Eldorado der Jesuiten. Auch in Köln erhielten sie 1556 ein Collegium, in Rom selbst aber außer dem Collegium Romanum noch ein besonderes Collegium Germanicum, in welchem deutsche Jünglinge gebildet wurden, um Deutschland als die Quelle und den Hauptsitz der Ketzerei von solchem Gifte zu reinigen.

Nur in Frankreich setzte sich der Bischof von Paris, die Sorbonne und das Parlament dem Eindringen des Ordens schlechthin entgegen. Man hob unter Andern hervor: schon der Name „Gesellschaft Jesu,“ sei verwerfliche Anmaßung.

Auch störe die Genossenschaft den Kirchenfrieden, da sie ohne Berücksichtigung der Pfarrer oder Bischöfe alle Rechte und Functionen derselben ausübten, dispensiren, excommuniciren, auch zuwider den Vorrechten der Universitäten akademische Würden und Erlaubniß zu theologischen Vorlesungen ertheilen dürften. Selbst unter Philipp II. in den Niederlanden widersetzten sich geistliche und weltliche Stände ihrer Einführung, wiewohl dieselben hier wie in Frankreich späterhin doch gelang.

Einzelne Widrigkeiten der Art abgerechnet konnte sich immerhin Ignatius eminenter Erfolge freuen, als er im Jahre 1556 zu Rom aus diesem Leben schied. Sein Bild ist sehr verschieden gezeichnet. Haben die Einen ihn mit der Glorie eines Heiligen und Vertrauten Gottes umgeben, so erblickten Andere in ihm nur einen Schwärmer, einen Fanatiker, einen Scheinheiligen, einen herrschsüchtigen Betrüger. Unterliegt es indeß wohl keinem Zweifel, daß er es mit der Religion aufrichtig gemeint, daß er ihr und seiner Kirche sammt deren Oberhaupt bis zur gänzlichen Aufopferung seiner selbst zu dienen sich ernstlich hat angelegen sein lassen, so wird man gleichwohl zugeben müssen, daß er bei mangelhafter Geistesbildung sich von seiner durch brennenden Eifer, durch übermäßige Bewunderung der Heiligen und Nachahmung ihrer Selbstpeinigungen erhitzten Phantasie in extremster Weise blenden, hinreissen und beherrschen ließ. Excentrisch, unternehmend, muthig und ausdauernd wie Wenige stürzte er sich aus dem weltlichen in den geistlichen Ritterdienst, indem er sich durch himmlische Erscheinungen, Offenbarungen und Entzückungen zum Helden der römisch-katholischen Kirche und zum Besieger aller ihrer Feinde für berufen und geweiht hielt. Daher

seine Stiftung einer Gesellschaft gleichgesinnter Streiter; daher der unbedingte Gehorsam, den er von ihnen forderte; daher sein unermüdliches Ringen nach der Ausbreitung seines Ordens, seine rastlose Thätigkeit und das erstaunenswerthe Gelingen seiner Unternehmungen. Bei seinem Tode zählte die Gesellschaft schon über 1000 Mitglieder und nahe an 100 feste Sitze, in 12 sogenannte Provinzen getheilt, zu welchen außer Italien, Frankreich, Aragonien und Kastilien, Ober- und Niederdeutschland, auch Brasilien, Aethiopien und Ostindien gehörten.

Im Jahre 1558 wurde dann wiederum ein Spanier, Jacob Lainez, General des Ordens, der den Stifter desselben wie an Geist und Gelehrsamkeit, so auch an Organisationstalent und Schlauheit übertraf. Er überarbeitete die von Lojola hinterlassenen Constitutionen und proclamirte sie mit päpstlicher Genehmigung als Verfassungsurkunde der Gesellschaft, womit diese neues Leben und eine fest geordnete, überall gleichmäßige Gestalt gewann. Darnach war die Bedingung des Eintritts in den Orden, um demselben ganz anzugehören, Losreissung von allen andern Banden. Auch die natürliche Liebe zu Blutsverwandten soll ausgezogen werden, und der Jünger Lojola's nicht mehr sagen, daß er Eltern oder Geschwister habe, sondern daß er sie hatte. Die erste Pflicht dagegen ist absoluter Gehorsam gegen die Oberen, indem man mit Verleugnung jedes eigenen Urtheils oder jeder eignen Meinung alles Befohlene für gerecht hält und es blindlings (caeca quadam obedientia) rasch und freudig ausführt. Ja, wie es im 1. Cap. der 6. Constitution buchstäblich heißt, sollen diejenigen, welche unter dem Gehorsam leben, sich durch ihre Oberen (gleich als von der göttlichen Vorsehung) hand-

haben und regieren lassen, wie wenn sie ein Leichnam wären (perinde ac si cadaver essent) oder ein Stock, den derjenige, welcher ihn in der Hand hat, gebraucht, wie er will. Die Autorität des Ordensgenerals wird vollends dem göttlichen Ansehen Christi gleichgestellt, so als ob dieser selbst gegenwärtig wäre. Die Nichtbefolgung solcher Befehle, welche über das Ordensgelübde hinausgehen, soll zwar keinem Gesellschaftsgliede zur Todsünde gerechnet werden, wobei jedoch der äußerst bedenkliche Zusatz gemacht ist: es sei denn, daß der Obere etwas im Namen Christi oder in Kraft des schuldigen Gehorsams befiehlt. — In den Ordensregeln, welche den Constitutionen noch angehängt sind, wird mit Berücksichtigung der verschiedensten Verhältnisse im Allgemeinen für den Umgang mit Andern Bescheidenheit und Demuth empfohlen, verbunden mit religiöser Festigkeit. Die Augen sollen meist gesenkt, nicht zu lebhaft hier oder dorthin gewandt, auch der Kopf nicht leicht, sondern, wo es nöthig ist, gravitätisch nach der einen oder andern Seite bewegt werden. Die Lippen sind weder fest zu schließen, noch weit zu öffnen. Im Angesicht soll sich mehr Fröhlichkeit ausdrücken als Traurigkeit oder sonst ein lebhafter Affect. Falten auf der Stirne oder gar auf der Nase sind zu vermeiden, damit als Zeichen der inneren Heiterkeit auch das Aeußere ungetrübt erscheine. Bei'm Reden, besonders mit einem Höheren, soll demselben nicht gerade in's Gesicht gesehen werden, sondern unter die Augen u. s. w. Von den Novizen, welche vor ihrer Aufnahme viele harte Prüfungen zu bestehen hatten, wird in den Constitutionen speciell verlangt, daß sie über 14 Jahre alt, von angenehmem Aeußeren, fähige Köpfe und gewandt in er Unterhaltung seien, gleichwie man es ihnen als ein Werk

der Selbstverleugnung und höheren Vollkommenheit empfahl, ihr Vermögen dem Orden zu überlassen.

Den Orden selbst und dessen verschiedene Stufen oder Classen bilden dann erstlich die sogenannten Scholastiker, welche nach Zurücklegung zweier Probejahre mit den 3 gewöhnlichen Gelübden in die Gesellschaft eintreten, ihre früheren Studien fortsetzen und nach Beendigung derselben auch zum Lehren verwendet werden können. Darauf folgen die Coadjutoren, mit denen meistens die Collegien und die Rectorstellen in denselben besetzt wurden. Eine besondere Abtheilung der Coadjutoren aber ist auf häusliche Dienste und Handarbeit beschränkt; diese brauchen weder lesen, noch schreiben zu können, sollten auch nichts lernen, sondern sich damit begnügen, in heiliger Einfalt und Demuth dem Orden zu dienen, als Christo selbst. Die oberste Classe bilden die Professen, in einer geringeren Anzahl, welche die sogenannten Profeßhäuser bewohnen, Oberaufseher über die Collegien sein und ohne alle Einkünfte sich von Almosen erhalten sollen. Sie haben außer den 3 gewöhnlichen Gelübden noch ein 4tes abzulegen, wonach sie stets bereit sein sollen, sich vom Papst, wohin es immer sei, verschicken zu lassen. Dazu kamen endlich noch die geheimen Professen, mit nur 3 Gelübden, welche nicht Priester sein mußten, sondern auch Laien sein konnten, auch nicht an eine gewisse Kleidung gebunden waren. Ueber den Zweck und die Bestimmung dieser Classe schwebt ein Dunkel. Nach dem 2. Capitel der 5. Constitution sollten sie in der Regel soweit gebildet sein, daß sie wenigstens das Amt eines Beichtvaters wohl versehen könnten, wenn sie sich nicht sonst durch irgendwelche Gaben auszeichneten.

Außer der strengen Prüfung, welche der Aufnahme

vorherging, fand eine fortgesetzte gegenseitige Beobachtung und Ueberwachung der Ordensglieder unter einander statt, so daß Keiner vor dem Andern, mit dem er umging, sicher sein konnte; wie denn auch Jeder über seine Wahrnehmungen an die Obern zu berichten hatte, und hinwiederum eine regelmäßige Correspondenz zwischen den Local- und Provinzial-Oberen stattfand, Beider aber mit dem General. An diesen konnte überdieß jeder Jesuit schreiben, und wenn auf der Adresse bemerkt war: Soli, durfte allein der General das Schreiben lesen. So bildet sich die Gesellschaft zu einem vielgegliederten, aber fest verbundenen Ganzen, in gleicher Weise äußerlich durch strenge Aufsicht und Zucht verbunden und innerlich an die Kirche und die Gesellschaft gekettet, in vielen verschiedenen Wirkungskreisen Alle nach den Winken des Generals für die gleichen Zwecke arbeitend.

Zu den Mitteln, die zerstreuten Jesuiten unter sich und mit ihrem Oberhaupt vereinigt zu halten, gehörten endlich noch die General-Congregationen, welche entweder von den 4 dem General beigegebenen Assistenten berufen wurden zu der Wahl des Generals oder auch zu Gericht über denselben, in welchem Falle die Versammlung nur aus Professen bestand, und bei welcher, so lange sie dauerte, die höchste Gewalt war; oder der General selbst berief die Congregation, welche dann aus Deputirten aller Provinzen bestand, zur Berathung wichtiger Ordensangelegenheiten.

Hat sich uns nun der Geist und das Wesen des Ordens schon mit dem bisher Gesagten einigermaßen veranschaulicht, so lassen Sie mich hier nur noch hinzufügen, daß die Gesellschaft Jesu bei aller ihrer kirchlichen Bestimmtheit doch nicht rein und ausschließlich auf kirchlichem oder geistlichem Boden stand, sondern zugleich eine Gesellschaft für die große Welt

war. Zu gehäuften Andachtsübungen, zu schweren Büßungen oder strenger Abgeschlossenheit von der Welt und dem geselligen Leben, wie die Klostergeistlichkeit, war sie durch die von Lainez aufgestellten Ordensregeln nicht verpflichtet, ebensowenig an bestimmte Orte, Aemter und Verrichtungen gebunden, wie die Weltgeistlichkeit, sondern in freiester, ausgedehntester Wirksamkeit sollten sie überall und auf jegliche Weise, je nachdem ihre Oberen über sie disponirten, für die Zwecke des Ordens thätig sein. Auch sah sich der Orden durch das Gelübde der Armuth keineswegs an Erwerbung irdischer Schätze und großer Reichthümer gehindert, da die Gesellschaft als solche Geschenke, Vermächtnisse und Stiftungen im vollsten Maße annehmen durfte und annahm, während sie sich überdieß außer um die Gunst des apostolischen Stuhls auch um die Gewogenheit der Fürsten und andrer hochgestellten Männer bemühen sollte.

Besonders fest war um die Zeit (2. Hälfte des 16. Jahrhunderts) das Ansehen der Jesuiten in Portugal gegründet, wo sie in der königlichen Familie Beichtväter, Lehrer und Erzieher wurden und zugleich auf die Staatsregierung großen Einfluß gewannen. Auch wurden in Ungarn, in den Niederlanden, in Tyrol, zu Braunsberg in Preußen neue Collegien gestiftet, und die damalige Universität Dillingen im Bisthum Augsburg ganz ihrer Leitung übergeben. Selbst in Frankreich und namentlich in Paris, wo man sich von allen Seiten der Einführung des Ordens widersetzt und demselben Ehrgeiz und Habsucht, Einschleichen in die Häuser und Familien, Verführung der Jugend durch gefährliche Grundsätze rc. vorgeworfen hatte, gelang es im Jahre 1561 der Gewandtheit und Ausdauer des Lainez, die Aufnahme der Ge-

sellschaft zu bewirken, zwar nicht unter dem Namen „Gesellschaft Jesu“, sondern als die Gesellschaft des Collegiums von Clermont, da sie ein Stift dieses Namens in Paris besaßen.

Nach Lainez' Tode im Jahre 1564 wurde ein ehemaliger spanischer Grande, Franz Borgia, Oberhaupt des Ordens. Ohne den hohen Geist seines Vorgängers zeichnete er sich durch mönchische Strenge und klösterliche Frömmigkeit aus. Sein Gebet nahm fast kein Ende, er beichtete täglich zweimal; siebenmal täglich bezeigte er der geweihten Hostie seine Adoration, ebensooft den sieben Blutvergießungen des Gekreuzigten, während er sich zu dem Allem früherhin täglich bis auf's Blut gegeißelt hatte. Borgia hätte auch gern eine wirkliche Armuth unter den Ordensgliedern eingeführt und brachte es in einer Generalcongregation wenigstens zu dem Beschluß, daß die Gesellschaft keine Art von Handel treiben, sich auch aller Erbschleicherei enthalten sollte. Auch unter ihm fand ein immer größeres Wachsthum des Ordens statt. Die Missionen in Brasilien, Ostindien, Japan rc. schienen immer erfolgreicher fortzuschreiten. Neue Collegien wurden zu Lima in Peru, zu Genua, Mailand, Lyon, zu Olmütz und Würzburg gegründet. Namhafte Gelehrte verbreiteten den Ruhm des Ordens und dienten der römischen Kirche mit Erfolg zur Bekämpfung des Protestantismus, wozu sie auch die ihnen anvertraute Jugend entflammten. So begannen in Polen die Jesuitenschüler mit Mord und Brand gegen die Evangelischen zu wüthen, gleichwie eine Schaar derselben von Ingolstadt, wo damals die Reformation viele Anhänger hatte, nach Eichstädt wallfahrtete, und wo sie ketzerischer Bücher habhaft werden konnten, dieselben verbrannten.

Unter den nächstfolgenden Generalen von den Jahren

1573 an, wo Borgia starb, bis 1615 ist der erste Nichtspanier, der Neapolitaner Claudio Aquaviva auszuzeichnen wegen der berechnenden Klugheit und der Festigkeit, mit welcher er dem Orden von Neuem nach außen hin Geltung und nach innen Kraft zu verschaffen suchte, letzteres durch planmäßige Erziehung der Ordensglieder und consequente Durchführung einer streng-einheitlichen Regierung. Außer einer Studienregel „ratio et institutio studiorum societatis Jesu“ erließ er auch eine Anweisung der Superioren zur geistlichen Behandlung der Ihrigen, ad curandos animae morbos; wobei unter Andern für den Geist der Gesellschaft überhaupt die Vorschrift charakteristisch ist, sofort jede besondere Gemeinschaft mit einem Ordensbruder abzubrechen, wenn man für denselben eine besondere Zuneigung und Sympathie empfinde. Ebenso charakteristisch wird in der Studienregel den Theologen des Ordens vorgeschrieben, durchaus nichts zu lehren, was sich mit dem Sinne der Kirche und den einmal angenommenen Traditionen nicht vertrage.

Um jene Zeit nahmen die Jesuiten in Frankreich eifrig Theil an der Ligue oder dem sogenannten heiligen Bunde zur Aufrechthaltung der römischen und gänzlichen Unterdrückung der evangelischen Kirche oder der Hugenotten, wodurch sie aber in mancherlei ihrer Gesellschaft nachtheilige Verwicklungen geriethen. König Heinrich III. war eben damals von der Ligue abgefallen, und hatte sich mit Heinrich von Navarra, nachherigem König Heinrich IV., verbunden, als ihn wohl eben um deßwillen im Jahre 1589 der Dolch eines Meuchelmörders, des Dominicaner-Mönchs Jacques Clément, tödtlich traf. Das Geheimniß der verruchten That blieb zwar unenthüllt, da der Mörder sofort von einer Wache niedergestossen wurde.

Nicht ohne Grund aber schrieb man dieselbe jesuitischem Einflusse zu. So sagt der Staatsrath und Parlamentspräsident de Thou in der Geschichte seiner Zeit, der Jesuitenpater Pigenat sei ein wüthender Prediger gewesen und in einer Predigt so weit gegangen, daß er seine Zuhörer aufgefordert, den König als einen Tyrannen zu ermorden, und die Universität von Paris berichtet: die Ligue hielt ihre Versammlungen in dem Profeßhause der Jesuiten, deren Häuser überhaupt der Aufenthalt von Tigern waren, worin die Königsmörder ihre Dolche schärften. Jedenfalls fanden sich in den Schriften der Jesuiten, als man dieselben später in ihren Collegien durchsuchte, sehr anstößige Stellen. Clément, hieß es, hat einen grausamen Nero getödtet, eine treffliche That, die ihm gleichsam der heilige Geist eingegeben. In dem darauf von Seiten der Pariser Pfarrer und der Universität gegen sie angestrengten Processe verwies der Parlamentsadvocat Arnaud auf die furchtbare Anzahl von 9—10,000 Jesuiten in mehreren 100 Collegien, im Besitz unermeßlicher Reichthümer, eine ganz spanische Gesellschaft, wie er sagt, unter meist spanischen Generalen, denen sie den unumschränktesten Gehorsam gelobt haben, selbst wenn es auf Königsmord ankommt. Doch würde dieß Alles noch nicht durchgeschlagen haben, wäre nicht 5 Jahre später auch auf Heinrich IV. von dem erst 19jährigen Jean Chatel ein Mordversuch gemacht worden. Als der auf frischer That Ergriffene bekannte, ein Schüler des Jesuiten Gueret zu sein und auch von andern Ordensgliedern wiederholt gehört zu haben, daß es nicht nur erlaubt, sondern ein verdienstlich Werk sei, den König umzubringen, da konnte man die Väter nur dadurch vor den Wuthausbrüchen des Volkes schützen, daß man sie alle gefangen nahm. Chatel wurde hingerichtet

während das Parlament als höchster Gerichtshof beschloß: Alle Priester und Zöglinge des Collegiums von Clermont sammt allen übrigen Mitgliedern des Ordens sollen als Verführer der Jugend, als Störer der öffentlichen Ruhe, als Feinde des Königs und des Reichs binnen 3 Tagen Paris und binnen 14 Tagen ganz Frankreich verlassen. Ihre Güter sollen eingezogen werden, und Niemand soll sich unterstehen, seine Kinder in ihre auswärtigen Schulen zu schicken. Der Pater Gueret wurde gefoltert und verbannt, ein Anderer, der Pater Guiguard, aber gehenkt als erwiesener Verfasser einer Schrift, in welcher es von Heinrich IV. hieß, obwohl er die katholische Religion angenommen, so geschähe ihm doch recht, wenn man ihn in ein Kloster stieße, um daselbst Buße zu thun. Könne er ohne Krieg nicht entthront werden, so müsse man ihn bekriegen, oder wenn das nicht, auf irgend eine Art aus dem Wege räumen.

Als die Jesuiten, ungeachtet des Verbannungsdecrets, nicht ganz und auf die Dauer aus Frankreich zu bannen waren, sich auch weiterhin den Umständen fügten und auf des Königs Seite traten, so stellte dieser den mächtigen Orden, um ihn ganz für sich zu haben, im Jahre 1603 wieder her. Gleichwohl unternahm und vollbrachte Franz Ravaillac, ein ehemaliger Ordensgeistlicher, im Jahre 1610 die Ermordung des Königs aus keinem anderen Grunde, als weil er in ihm den Hauptfeind der Kirche erblickte und es für ein Verdienst hielt, ihm den Dolch in's Herz zu stoßen. Nun hat freilich Ravaillac als Mitschuldige weder sonst Jemanden, noch auch die Jesuiten genannt. Dennoch ruht auf ihnen ein schwerer Verdacht der Anreizung zu dem frevelhaften Beginnen, sofern Mariana, der bedeutendste unter den spanischen Jesuiten, in

einer Schrift, die eben damals in Paris verbreitet war, den Fürstenmord befürwortet hatte, wie es denn im 7. Capitel seines Buches de rege et regis institutione von den Tyrannenmördern ausdrücklich heißt: wenn sie entkommen, werden sie ihr Leben lang wie Heroen gefeiert werden; wenn es sich anders begibt, so fallen sie als ein ihren Oberen und den Menschen wohlgefälliges Opfer, durch ihr edles Wagniß im Andenken der ganzen Nachwelt verherrlicht. — Aehnliches findet sich auch bei andern jesuitischen Schriftstellern jener Zeit, wie unter andern der Cardinal Bellarmin (dem Jesuitenorden angehörig) in seiner Schrift von der Gewalt des Papstes in weltlichen Dingen die mittelalterlichen Vorstellungen von der Gewalt der Kirche über die Fürsten dahin weiter ausbildete, daß er ganz radical-demokratisch sagt: die höchste weltliche Gewalt wurzelt im Volke und ist von diesem den Fürsten übertragen, weshalb sie auch zurückgenommen werden kann und im Falle von Ketzerei zurückgenommen werden muß.

Es führt uns dieß wie von selbst noch auf die religiös-sittlichen Anschauungen und Grundsätze der Jesuiten im Allgemeinen, welche um so mehr Beachtung verdienen, als sie durch den damals alles kirchliche Leben bestimmenden Orden weite Verbreitung und großen Einfluß gewannen.

Bekanntlich ist die jesuitische Moral bis auf diese Tage übel berufen, und allerdings läßt sich dieselbe nicht freisprechen von dem in der Praxis äußerst bedenklichen Princip, daß der Zweck die Mittel heilige. Um die zu jener Zeit an vielen Orten sehr vernachlässigte Beichte wieder emporzubringen und um sich als Beichtväter beliebt zu machen, übten die Jesuiten im Beichtstuhle große Nachgiebigkeit. Sie nahmen deshalb eine ungemein laxe Moral an, und viele namhafte

Mitglieder des Ordens beschäftigten sich mit der Ausbildung und Begründung derselben. Insbesondere faßten sie den Unterschied zwischen erläßlichen Sünden und Todsünden in solcher Art, und gaben über die Zulänglichkeit jeder auch nur augenblicklichen, vorübergehenden Reue solche Bestimmungen, daß diejenigen, welche sie zu ihren Gewissensräthen machten, dadurch in völlig moralische Sicherheit eingewiegt werden mußten. Vorzugsweise entwickelten sie die Lehre von der sog. moralischen Probabilität in dem Maße, daß sie zwar die Sünden im Allgemeinen verdammten, sie aber doch in ihren einzelnen Erscheinungen für gewisse Fälle sehr häufig entschuldigen konnten. Nach dem System dieses berüchtigten Probabilismus soll es nämlich erlaubt sein, sich bei seinen Handlungen schon durch einige schwächere Gründe bestimmen zu lassen oder einer durch die Billigung angesehener Theologen unterstützten Meinung zu folgen, indem man von der absoluten Rechtmäßigkeit seines Thuns und Lassens abstrahirt und sich nur an die Wahrscheinlichkeit hält und an das von irgend einer Autorität Gebilligte. Nicht mit Unrecht beschuldigt man daher die Jesuiten in ihrer eigenen Kirche, daß sie darauf ausgingen, die Moral zu verfälschen, und daß ihre Doctrin der Art sei, immer zugleich zu verneinen und zu bejahen. — Es traf dieß speciell die sog. Casuisten des Ordens, welche zur Instruction der Beichtväter und zur Leitung der Gewissen eine Menge von Fällen (daher der Name Casuisten), eine Menge von Fragen und Problemen aufstellten, um in allen möglichen Beziehungen über Schuld und Unschuld Erklärungen abzugeben. Unter den Händen dieser jesuitischen Casuisten wurde Alles problematisch und disputirlich, während die einfachen, bündigen, sittlich-religiösen Grundwahrheiten Christi

und seines Evangeliums meist dem Ansehen der Kirchengesetze und den unübersehbaren, oft mit einander streitenden Meinungen berühmter Lehrer weichen mußten. So schreibt der Benedictiner Mabillon, es sei ein so großes Nachgeben in moralischen Meinungen eingeführt, daß es kein Laster mehr gebe, welches nicht unter einem scheinbaren Vorwande prächtig ausgeschmückt werden könne. Eine Menge weitläufiger, aus vielen Foliobänden bestehender Werke der Art erschienen im 17. Jahrhundert, und Hunderte von Casuisten fanden für ihr ganzes Leben Arbeit genug, um Fragen auszuspinnen und Entscheidungen zu entwerfen, die wieder mit den Gründen zahlreicher Vorgänger abgewogen werden mußten. Um die geehrte Versammlung nicht zu ermüden, lassen Sie mich nur einige wenige Proben dieser unseligen Casuistik mittheilen.

Zuerst sei eine Erklärung des italienischen Jesuiten Tamburini erwähnt. Er stellt in seiner Méthode de la confession aisée die Frage auf: kann ein Sohn den Tod seines Vaters wünschen wegen der Erbschaft? oder eine Mutter den Tod ihrer Tochter, um sie nicht ernähren und ausstatten zu müssen? oder ein Priester den Tod seines Bischofs, in der Hoffnung, ihm nachzufolgen? Die Antwort heißt: Wenn ihr die Ereignisse blos wünscht und mit Freuden vernehmet, so ist's keine Sünde, weil ihr euch nicht über das Unglück Anderer freut, sondern über das Gute, was euch zu Theil wird.

Der Portugiese Stephan Fagundez wirft in seiner Abhandlung von den Befehlen der Kirche die Frage auf, ob katholische Kinder ihre Väter und Mütter der Ketzerei anklagen dürfen, wenn sie gleich wissen, daß dieselben deshalb gefoltert und verbrannt werden? worauf er die Meinung abgibt: Sie dürfen es wohl, weil die Kirche es befiehlt.

Der Pater Bauny erklärt in seiner Somme des péchés: Wenn der Bußfertige seinem Schöpfer geflucht und ihn verwünscht hat, und der Zorn ihn zu diesen abscheulichen Worten getrieben hat, so ist seine Sünde eine erläßliche, weil der Zorn ihm die Möglichkeit genommen, zu bedenken, was er sagte. Ebenderselbe äußert: Kleine Diebstähle, an verschiedenen Tagen an einem oder mehreren Menschen wiederholt, sind niemals Todsünde, wie groß auch die Summe sein mag, die man sich allmählig zueignete.

Der Jesuit und Casuist Escobar macht in seinem berühmten, fünf Foliobände umfassenden Werke über die Probleme der ganzen Moraltheologie fortwährend von dem Probabilismus und der Doppelsinnigkeit Gebrauch. So gibt er auf die Frage: ob eine unheilige, von sündlichen Begierden bewegte Stimmung mit der Pflicht, die Messe zu hören, unvereinbar sei, die Antwort: Es genügt, selbst in solcher Stimmung die Messe zu hören, um dem Gebot Folge zu leisten, wenn man sich nur äußerlich zusammennimmt und Anderen nicht anstössig wird.

Das Wort des spanischen Jesuiten Thomas Sanchez über das Sacrament der Ehe, in drei Folianten, ist voll der schlüpfrigsten Erörterungen und läßt schlechterdings nichts übrig, was sich über den Gegenstand fragen, streiten und behaupten läßt; gleichwie auch Hermann Busembaum, Rector des Jesuitencollegs in Münster, in seinem „Mark der Moraltheologie“ manche Fälle bespricht und manche Fragen aufwirft, die so obscöner Art sind, daß sie sich nicht wiederholen lassen. Doch genug hiervon. Wer mehr darüber zu erfahren verlangt, findet in den betreffenden Werken selbst sowie in den Provinzialbriefen Pascals über die Moral und Politik der

Jesuiten ebenso unwiderlegbare als in's Unglaubliche gehende Nachweisungen.

Um indeß zum Schluß des heutigen Vortrags auf alle die dunklen Schatten des Jesuitenthums einen versöhnenden, erquicklichen Lichtstrahl fallen zu lassen, wollen wir nicht nur im Allgemeinen gern annehmen, daß in der großen Gesellschaft, die sich nach unserm hochgelobten Herrn und Heiland nennt, nicht Wenige auch des Namens, den sie trugen, würdig waren, sondern erlauben Sie mir auch, nur noch mit wenigen Worten auf zwei Männer des Ordens hinzuweisen, die demselben zu besonderer Zierde gereichten.

Beide waren Deutsche, beide Rheinländer, der eine, Friedrich von Spee aus der Nähe von Kaiserswerth, der andere Jacob Balde aus Ensisheim bei Straßburg. Friedrich von Spee, eine Zeit lang Lehrer der Philosopbie und Moraltheologie am Jesuitencolleg zu Köln in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts, hat sich schon allein durch sein energisches Ankämpfen gegen die zu seiner Zeit noch häufigen schauderhaften Hexenprocesse um die Menschheit verdient gemacht. Indem er sich mit der ganzen Gewalt der Religion und der Wahrheit gegen den Glauben an Hexen und die damit zusammenhängenden Greuel erhob, wurde dieß Ungeheuer im katholischen Deutschland durch ihn, wie später durch Thomasius in den übrigen Theilen unseres Vaterlandes, gestürzt. In der von Spee hinterlassenen Sammlung geistlicher Gedichte (unter dem Titel Trutz-Nachtigall) spricht sich eine tief fromme Empfindung aus in so reiner, schöner Form, wie sie damals anderweitig bei uns noch nicht zu finden war.

Ein Zeitgenosse von ihm war Jacob Balde, der in

lateinischer Sprache dichtete, dessen Andenken Herder und Aug. Wilh. von Schlegel gefeiert haben. Auch zeugen sein Trostschreiben für Leidende sammt seinen Oden und Liedern ebensosehr von tiefer, umfassender Welt- und Menschenkenntniß, wie von edler Gesinnung, von hohem Geist und warmen, innigen Gefühlen für das Wohl seines Vaterlandes und die Menschheit.

Achtzehnte Vorlesung.

Fortsetzung.

Die Jesuiten.

Verehrte Anwesende!

In die Geschichte des Jesuitenordens als der bedeutendsten und einflußreichsten unter allen geistlichen Gesellschaften der neueren Zeit hat uns die letzte Vorlesung eingeführt und uns nach der Darstellung seiner Entstehung und Ausbreitung vorzugsweise mit seiner Moral und Casuistik bekannt gemacht. Nehmen wir nun heute den geschichtlichen Faden wieder auf, und lassen Sie mich von der Bemerkung ausgehen, wie die Jesuiten, indeß sie die Sittenlehre durch ihren Probabilismus und den Grundsatz, daß der Zweck die Mittel heilige, auf's Aeußerste entstellten, auch auf dogmatischem Gebiet die ihren Absichten entsprechende Richtung beförderten. Ueber Alles erhoben sie die päpstliche Macht, da auf derselben die ihrige beruhte. Zunächst im Geistlichen sollte der Papst mit Hintansetzung der Concilien die unfehlbare Quelle der Rechtgläubigkeit sein und gar nicht irren können; — selbst die Sünde, von ihm geboten, sollte zur Pflicht werden; wie Bellarmin im 4. Buch seiner Schrift über den Statthalter

Christi sagt: Wenn derselbe irrte, indem er Gutes untersagte und Schlechtes geböte, würde die Kirche, um nicht gegen ihr Gewissen zu sündigen, gehalten sein, zu glauben, daß das Schlechte gut und das Gute schlecht sei. „Denn in zweifelhaften Dingen — fügt er hinzu — muß die Kirche sich bei dem Urtheil des Papstes beruhigen und thun, was er befiehlt, und nicht thun, was er verbietet. Es wurde derselbe dadurch allerdings sosehr über die menschliche Sphäre erhoben, daß man ihn für einen Halbgott halten mußte; wie denn auch einer der tridentinischen Väter, Cornelio Musso, in seinem Commentar zum Römerbrief sich nicht scheut zu sagen: In dem, was Gottes ist, halten wir ihn für Gott, und was er sagt, müssen wir hören wie Gott selbst.

Mit der geistlichen sollte sich aber im Papst auch die höchste weltliche Macht vereinigen. So äußert sich darüber Juan Ozori, der Rector eines spanischen Jesuiten-Collegiums: „Die dem Petrus und seinen Nachfolgern auf dem römischen Stuhl übergebene Gewalt der Schlüssel umfaßt sehr viel, nicht nur die ganze Kirche zu regieren, sondern auch Fürsten, Könige und Kaiser einzusetzen, oder das Reich und die Herrschaft von ihnen zu nehmen, wenn sie nicht gehorchen, oder ihre Entthronung überhaupt den kirchlichen Interessen förderlich ist.“ In gleichem Sinne erklärt der Jesuit Angelo Rocca: „Bei der Krönung wird dem Papst die Tiara aufgesetzt, deren 3 goldne Kronen das regnum heißen, und welche die 3 Gewalten: die kaiserliche, die königliche und die priesterliche bedeuten, das ist die volle, allumfassende Gewalt und Herrschaft über den ganzen Erdkreis.“

Gleichwie die Lehre vom Papst, so wurden auch andre von den Protestanten angefochtene Satzungen von den Jesuiten am

meisten übertrieben. Sie stellten z. B. die Behauptung der gänzlichen Unabhängigkeit des Klerus von der weltlichen Macht auf. So ist nach der Doctrin eines namhaften Jesuiten, Sa de Miranda, die Empörung eines Geistlichen gegen den König kein Verbrechen der beleidigten Majestät, weil der Cleriker dem König nicht unterthan ist; während ein Andrer des Ordens zwar zugibt, daß an sich und der Natur der Sache nach Geistliche wie Laien, wenn sie Staatsgesetze übertreten, vom König gestraft werden könnten, zugleich aber erklärt, daß nach der Befreiung oder Ausnahme, welche Christus und die Päpste den Geistlichen zuerkannt, dieselben ausschließlich der kirchlichen Gerichtsbarkeit unterliegen. Aehnliche Uebertreibungen gestatteten sie auch hinsichtlich des Cölibats, welches mehreren Autoritäten zufolge göttlichen Rechts sein soll, wogegen Bellarmin es für das Wahrste hält, daß die Ehelosigkeit der Priester zwar nicht eigentlich und ursprünglich auf göttlicher Ordnung beruhe, wohl aber auf apostolischer, und von den Aposteln her in der Kirche lange Zeit beobachtet worden sei; das eine bekanntlich so wahrheitswidrig wie das andre.

Besonders unerschöpflich waren die Jesuiten in Erfindung neuer Andachten, und sie sorgten dafür, daß die Zahl wunderthätiger Bilder sich fortwährend vermehrte. In Mainz und der Umgegend brachten sie z. B. ein kleines hölzernes Crucifix in Aufnahme, welches geblutet haben sollte. Zu Altötting in Baiern und zu Maria Einsiedeln wurde auf ihre Empfehlung ein schwarzes Muttergottesbild abgöttisch verehrt. So wurde durch sie auch die Kapelle von Loretto zu einem allgemeinen Wallfahrtsort, indem sie zuerst der Fabel Autoriät verschafften, daß das Haus, worin einst die Jungfrau Maria gewohnt, und ihr der Engel der Ver-

kündigung erschienen, — die sogenannte casa santa, im 13. Jahrhundert aus Nazareth über Land und Meere geflogen und, von den Engeln getragen, nach Italien gekommen, dort zuerst in einen Lorbeerhain (laureto) niedergesetzt und endlich an die jetzige Stelle gebracht worden sei; gleichwie im Zusammenhang damit die sogenannte lauretanische Litanei in allen Kirchen und Schulen der Jesuiten ein Hauptstück des Gottesdienstes wurde.

Sehen wir nun hiervon ab, so hat man andrerseits viel Rühmens gemacht von den zahlreichen Jesuiten-Missionen unter den Heiden, und eine Zeit lang konnte es fast scheinen, als ob durch dieselben die römische Kirche den bedeutenden Verlust, welchen sie durch die Reformation in Europa erlitten, in den übrigen Welttheilen ersetzt erhalten solle.

Schon bald nach der Stiftung des Ordens ging im Jahre 1541 auf den Wunsch des Königs Johann III. von Portugal mit päpstlicher Bewilligung Franz Xaver und Simon Rodriguez mit 2 andern Ordensbrüdern nach Goa, der Hauptstadt der damaligen portugiesischen Besitzungen in Ostindien, wo zur Zeit noch wenig zur Verbreitung des Christenthums geschehen war. Xaver nahm seine Wohnung in einem Spital, wartete der Kranken und leistete ihnen geistlichen Beistand, besuchte die Gefangenen und predigte auf den Straßen. Der große Erfolg, womit er, von der Regierung unterstützt, in Goa und der Umgegend wirkte, soll nach jesuitischen Berichten besonders dadurch erzielt worden sein, daß er Kranke gesund machte, böse Geister austrieb und sogar mehrere Todte auferweckte. Viel Tausende von Ungläubigen soll er getauft haben, sodaß er, wie sein Biograph erzählt, Gott mehrmals gebeten, ihn nicht mit so großer Freude

in diesem Leben zu überschütten, oder ihn lieber gleich in die Wohnung der Seligen aufzunehmen. Sein Bekehrungseifer führte ihn weiter nach Malakka, dem südlichen Theil der indischen Halbinsel, jenseits des Ganges, wo er zwar schon Christen, aber in äußerster Verwilderung antraf. In kurzer Zeit soll er daselbst eine große Verbesserung der Sitten bewirkt haben, indem er auch hier durch Auflegen der Hände Kranke heilte und einen Todten in's Leben zurückbrachte. Täglich bei Einbruch der Nacht ging er mit einer Schelle umher, um hier oder da eine größere oder kleinere Schaar zu versammeln, die ihn anhörte, und die er aufforderte, für die Seelen im Fegfeuer und für die noch in Todsünden dahin lebenden zu beten; wo dann sein klägliches Geschrei und seine Beschreibung der Höllenqualen nicht geringe Wirkung hatten. Mit mehreren Ordensbrüdern setzte er ähnliche Bemühungen in andern Gegenden fort, und auf Amboina und Ternate, einer Inselgruppe der Molukken, soll eine ganze barbarische Völkerschaft durch ihn bekehrt worden sein. Seit dem Jahr 1547 richtete Xaver sein Unternehmen auf das Kaiserthum Japan, welches die Portugiesen vor kurzem zuerst betreten hatten. Sobald er die Anfangsgründe der Landessprache erlernt, fing er an, zu predigen. Auch hier sollen ihm Wunder zu Hülfe gekommen sein, die er an denen verrichtete, die Christen werden wollten. Jedenfalls scheinen seine Erfolge nicht unbedeutend gewesen zu sein, bis die Herrscher des Landes von den heidnischen Priestern, den Bonzen, aufgeregt, die Ausbreitung des Christenthums bei Todesstrafe verboten, weiterhin aber im 17. Jahrhundert Japan allen Ausländern verschlossen, und das ganze dortige römische Kirchenwesen mit Strömen vergossenen Bluts und unerhörten Greueln vertilgt wurde. Xaver

selbst war schon im Jahre 1552 auf einer Missionsreise nach China gestorben.

Als erster Missionar in China trat später, im Jahre 1584, der Jesuit Matthäus Ricci auf, der sich durch seine mathematischen Kenntnisse den dortigen Gelehrten empfahl, und der die Abgeschlossenheit der Chinesen gegen alles Ausländische dadurch überwand, daß er auf ihre Sitten und Eigenthümlichkeiten einging, sich wie ein Mandarin kleidete und das Christenthum als eine Vollendung der Lehre des Confucius verkündigte. Es gelang ihm auch, zum Kaiser nach Peking zu kommen, welchem er Bilder von Christus, von Maria und Johannes dem Täufer überreichte, desgleichen eine Landcharte, ein musikalisches Instrument und 2 Uhren, mit deren Inganghaltung man ihn beauftragte; während er seine hohen Verbindungen benutzte, das chinesisch umkleidete und positiv nur in katholischen Ceremonien hervortretende Christenthum unter dem Volk zu verbreiten. Viele andere Jesuiten kamen nach und genossen als Mathematiker und Mechaniker großes Ansehen, unter andern der Pater Adam Scholl aus Cöln, der zur Würde eines Mandarins vom ersten Rang und zum Präsidenten der obersten Abtheilung der Mathematik erhoben wurde, nicht minder der niederländische Jesuit Verbieß, welcher dem Kaiser Kanonen gießen mußte. Später zog sich jedoch ein Gewitter über die chinesische Mission zusammen, und ging der Urtheilsspruch des sog. Tribunals der Gebräuche dahin, daß die Hofjesuiten als Kalendermacher und Mathematiker geduldet, diejenigen aber, welche sich in den Provinzen aufhielten, Kirchen bauten und das unwissende Volk verführten, als Aufrührer verbannt würden.

Auch nach Brasilien gingen um die Mitte des 16.

Jahrhunderts von Portugal aus mehrere Jesuiten ab, um unter den dortigen Kannibalen als Missionare zu wirken. Ihres Eifers wegen berief man bald Andre ihres Ordens nach dem benachbarten spanischen Paraguay, wo die Eingebornen seither in ihren Wäldern gleich wilden Thieren von den Spaniern verfolgt waren. Die spanische Regierung genehmigte den ihnen vorgelegten Plan und stellte den Jesuiten alle Indianer, die sie bekehren würden, zur Verfügung, um unter denselben ein in sich abgeschlossenes, von den Gouverneuren und Bischöfen fast ganz unabhängiges christliches Gemeinwesen zu gründen. Durch anfängliche Sanftmuth und Milde gelang es ihnen, Schaaren von Eingebornen an sich zu ziehen, welche sie in sog. Reductionen oder Pfarreien vertheilten, wo man dieselben zwar in Ackerbau und Handwerken unterrichtete und unter steter, strenger Aufsicht zu einer gewissen Stufe äußerer Cultur erhob, sie übrigens aber in gänzlicher geistiger Unmündigkeit erhielt. Eignes Denken und Handeln wurde planmäßig niedergehalten und erstickt und das ganze Land wie zu einem großen Kloster gestaltet, wo sich Alles freudlos und in dumpfem Schweigen vor dem Willen der Oberen beugte. Nur den nothdürftigsten Unterhalt ließ man den armen Geknechteten von dem Schweisse ihres Angesichts zukommen, während die ungemeine Fruchtbarkeit des Bodens bei der unaufhörlichen Beschäftigung von mehreren Hunderttausenden von Händen für den allgemeinen Schatz der Republik, mithin für den Handel und die Einkünfte des Ordens mehr und mehr den reichsten Ertrag lieferte. Gab es ja außer den Reductionen noch andere Landstriche unter dem Namen „Besitzungen Gottes,“ wovon den Indianern nichts zu gut kam, und deren Einkünfte durch den Verkauf von

Häuten, von Paraguay-Thee, von Baumwolle, Honig, Wachs und anderen Producten lediglich für Ordenszwecke verwandt wurden. Zur Sicherung gegen alle fremden Eingriffe legten die frommen Väter, ihres geistlichen Charakters schier vergessend, Festungen an, versahen sich mit Artillerie und agirten als Commandeure der Kriegsmacht, die sie aus den Eingebornen bildeten.

Lange Zeit hindurch blieb der Zustand dieses Jesuitenreichs für die Welt ein Geheimniß, bis nach und nach Klagen laut wurden, daß man die Missionare andrer Orden gewaltsam verdränge, die Indianer auf's Aeußerste tyrannisire und verdumme und Alles nur darauf berechne, sich durch Handelsgeschäfte zu bereichern. Gleiche Klagen kamen bald aus Brasilien, wo die Jesuiten ebenfalls allen Handel mit den Erzeugnissen des Landes an sich gerissen, und als sie sich dann im Jahre 1750 dem zwischen Spanien und Portugal geschlossenen Vertrage wegen Ueberweisung eines Theils von Paraguay an die portugiesische Krone widersetzten, da entschloß sich auch die spanische Regierung zu ernsten Maßregeln, nachdem der portugiesische Staatsminister von Pombal schon den Kampf mit ihnen aufgenommen hatte. Beiden Mächten leisteten die Jesuiten mehrere Jahre lang bewaffneten Widerstand, unterlagen aber endlich den gegen sie gesandten Heeren und wurden im Jahre 1758 in allen spanisch-amerikanischen Besitzungen an einem und demselben Tage verhaftet und des Landes verwiesen. Andere Orden: Capuziner und Franziskaner traten nun als Missionare an ihre Stelle; den Indianern war indeß in mindestens 3 auf einander folgenden Generationen unter der Herrschaft der Jesuiten so wenig ein innerer Halt gegeben, daß dieselben, nachdem der Zwang

aufgehört, großentheils wieder in die Wälder eilten und das umherschweifende Leben ihrer Vorfahren von Neuem begannen.

Wenden wir nun von den Missionen der Jesuiten den Blick auf den weiteren Verlauf der Geschichte des Ordens im Ganzen, so befand sich derselbe um die Mitte des 17. Jahrhunderts in einem äußerst blühenden Zustande, hatte überall Niederlassungen, zum Theil sehr ansehnliches Vermögen und in manchen Ländern einen unermeßlichen Einfluß. In den meisten katholischen Reichen war die Erziehung der Jugend fast ausschließlich in ihren Händen; viele Universitäten, unter andern Wien und Prag, wurden von ihnen allein mit Lehrern besetzt, und wußten sie an jeder Stelle, zumal als Beichtväter der Könige und der vornehmsten Großen, das Interesse Roms und ihres Ordens mit der feinsten Berechnung zu fördern, ihre Gegner aber und vor allen den Protestantismus im Geheimen und Offenbaren zu bekämpfen und theilweise zu vernichten. Nicht minder zogen sie sich jedoch durch ihre Anmaßung und Herrschsucht in ihrer eignen Kirche viele Feinde zu. Die älteren geistlichen Orden, die Benedictiner namentlich, hatten die entschiedenste Abneigung gegen sie, wie der Jesuit Reiffenberg selbst erzählt, daß ein Benedictiner-Abt in Cöln, so oft er der Jesuiten gedacht, seufzend ausgerufen: a Jesuitis et Calvinistis libera nos, Domine! Einen Hauptstoß in der öffentlichen Meinung gaben ihnen die vorhin erwähnten Vorgänge in Paraguay, in deren Folge sie auch in Portugal eine gänzliche Niederlage erlitten. Der schon genannte portugiesische Minister, Marquis von Pombal, den sie mit unversöhnlichem Hasse verfolgten, weil er ihre Politik enthüllt und den Orden aus Paraguay vertrieben hatte, unternahm es, sie ganz von der

Person des Königs Joseph Emanuel zu entfernen; sie verloren ihre Beichtvaterstellen und mußten sich in ihre Collegien zurückziehen, bis im Jahre 1758 eine Verschwörung gegen das Leben des Königs sie vollends zu Fall brachte. Es traf sie nämlich ein schwerer Verdacht, im Bunde mit einigen vom hohen Adel den Plan des Königsmords geleitet zu haben. Als der Papst es nicht zugeben wollte, die Verhafteten vor den weltlichen Richter zu stellen, ließ der Minister mehrere derselben im Gefängnisse hinrichten. Am schwersten litt der Pater Malagrida, dessen Verbrechen nur das gewesen zu sein scheint, daß er den Tod des Königs prophezeit hatte. Der Mitschuld am Mordversuche angeklagt wurde er zugleich wegen ketzerischer Meinungen dem Inquisitionsgericht übergeben, welches ihn nach mehrjähriger Kerkerstrafe zum Feuertode verurtheilte und im Jahre 1761 das Auto-da-fé vollziehen ließ. Schon 2 Jahre früher waren sämmtliche Jesuiten als Rebellen und Feinde des Königs auf höchsten Befehl aus dem Reich verwiesen; als sie jedoch zögerten, ließ Pombal sie durch Soldaten auf Schiffe bringen und nach dem Kirchenstaate abführen.

Was sodann Frankreich betrifft, so hörten wir schon neulich, wie auch dort seit dem Jahre 1561 trotz alles Widerstandes der Orden unter dem Namen „die Gesellschaft des Collegiums von Clermont“ festen Fuß gefaßt hatte. Nur zu bekannt ist ihre eifrige Theilnahme an der Ligue, dem sog. heiligen Bund zur Vertilgung der Hugenotten; gleichwie man es mit Grund jesuitischem Einfluß zuschrieb, wenn im Jahre 1589 König Heinrich III. durch den Dominikaner Jacques Clément ermordet und Heinrich IV. nach dem frühern Mordversuch eines Jesuitenzöglings, Jean Chatel, im Jahre

1610 von einem ehemaligen Ordensgeistlichen, Franz Ravaillac, erdolcht wurde. Ungeachtet aber bereits nach der Ermordung Heinrichs III. das Pariser Parlament als höchster Gerichtshof decretirt hatte: Alle Priester und Zöglinge des Collegiums von Clermont sammt allen übrigen Mitgliedern des Ordens sollen als Verführer der Jugend, als Störer der öffentlichen Ruhe, als Feinde des Königs und des Reichs in bestimmter Frist Paris und ganz Frankreich verlassen, — so waren sie doch nicht zu bannen und gelangten namentlich unter Ludwig XIV. von Neuem zur höchsten Macht. Die jesuitischen Beichtväter la Chaise und le Tellier im Bunde mit der Montespan und der Frau von Maintenon hatten den König fast ganz in ihrer Gewalt, und mit den verruchten militärischen Zwangsmitteln, den Dragonaden unter Louvois und seinen Henkersknechten gingen die jesuitischen Missionen zur Convertirung der Protestanten im ganzen südlichen Frankreich Hand in Hand.

Wie indeß alle Dinge ihr Maß haben, so sank nach Ludwig XIV. das Ansehen des Ordens in Frankreich mehr und mehr. Durch seine verderbte Moral hatte er seinen Feinden die größten Blößen gegeben. Die mit meisterhafter Satyre gegen die Jesuiten gerichteten lettres provinciales Paskals sammt der Schrift Perrault's, eines Doctors der Sorbonne, der alle ihre verderblichen Lehren urkundlich zusammenstellte, machten so großes Aufsehen, daß selbst einige Päpste mehrere unsittliche Grundsätze des Ordens verdammten. — Ueberdieß hatten sie unter Ludwig XV. die einflußreichsten Personen: die Marquise von Pompadour und den Staatsminister Herzog von Choiseul, zu Feinden; — während man auch in Frankreich schon längst darüber geklagt hatte, wie sie mit ihren Missionen in andern Welttheilen Handelsgeschäfte

dermaßen verbänden, daß aller andere Handel darüber zu Grunde ginge. Am großartigsten betrieben sie dieß auf den französisch-westindischen Inseln Martinique und Domingo. Der schlaue Pater la Valette, General-Procurator der dortigen Missionen, hatte auf Martinique eine ganze Straße von Fabriken und Magazinen gebaut und machte nach allen europäischen Seeplätzen die enormsten Geschäfte. Auf Wechsel bezog er von europäischen Handlungshäusern bedeutende Summen, welche er dann mit Colonialwaaren deckte. So z. B. hatte er auf Marseiller Häuser für mehrere Millionen Livres Wechsel ausgestellt. Als aber die dagegen abgesandte Schiffsladung von den Engländern im Krieg mit Frankreich genommen war, kam die Sache der Marseiller Kaufherren wegen Schadenersatzes vor das Pariser Parlament, welches sich bei der Gelegenheit die Satzungen des Ordens vorlegen ließ und von den Werken ihrer namhaftesten Schriftsteller Einsicht nahm. Die Folge davon war, daß der Gerichtshof die unumschränkte Gewalt des Generals dem Ansehen der Kirche und des Staats für nachtheilig erklärte und eine große Zahl jesuitischer Schriften wegen unmoralischer Lehren verurtheilte, durch den Scharfrichter verbrannt zu werden. — Es wurde darnach die Aufnahme neuer Mitglieder des Ordens in ganz Frankreich verboten, bis demselben im Jahr 1764 in Frankreich völlig ein Ende gemacht, und alle jesuitischen Anstalten aufgehoben wurden. Diese Demüthigung des Ordens veranlaßte im folgenden Jahre Papst Clemens XIII zu einer Bulle, in welcher er die Gesellschaft Jesu in ausschweifendster Art lobte, sie gegen alle Anschuldigungen in Schutz nahm und ihre Institutionen feierlich bestätigte. Die groben Unwahrheiten in der Bulle erregten jedoch nur Unwillen und

machten den Papst wie die Jesuiten in Frankreich nur noch verächtlicher, als sie es schon waren. Dem Beispiel Frankreichs und Portugals folgte bald auch Spanien, wo im Jahr 1767 der Orden plötzlich für aufgelöst erklärt, alle Jesuiten, 5000 an der Zahl, gefänglich eingezogen und auf Schiffen nach ihrer Metropole: Rom und dem Kirchenstaate, transportirt wurden. Zu gleicher Zeit geschah dasselbe in Neapel und auf der Insel Malta; gleichwie sie 1768 auch aus dem Herzogthum Parma verbannt wurden.

In den **Niederlanden** hatten sich geistliche und weltliche Stände vergebens dem Eindringen der Jesuiten widersetzt. Da es uns hier zu weit führt, so lassen Sie mich jetzt nur hervorheben, wie der Orden vornemlich durch seinen Antheil an der Verschwörung wider das Leben der Oranischen Prinzen den Niederländern verhaßt wurde. Nachdem schon im Jahr 1582 auf den Gründer der niederländischen Freiheit, Wilhelm I., Prinzen von Oranien, Grafen von Nassau, ein Mordversuch stattgefunden, wurde derselbe 1584 im Schlosse zu Delft von einem fanatischen Katholiken, dem Burgunder Balthasar Gerard, meuchelmörderisch erschossen. Gerard, ein Jüngling von 22 Jahren, legte im Verhöre das Bekenntniß ab, daß außer einem Franziskaner aus Tournay ein Jesuit aus Trier ihn durch das Versprechen der ewigen Seligkeit zu der Frevelthat bewogen habe. Auch noch mit drei andern Jesuiten und einem Barfüßermönch sei er zu Rath gegangen, welche ihm sämmtlich ihren Beifall und ihren Segen gegeben, und falls er mit seinem Leben büße müsse, ihm die Märtyrerkrone im Himmel versprochen hätten. Auch des großen Oraniers Sohn, Graf Moriz von Nassau, der es auf sich nahm, die

errungene Freiheit vor ihren Feinden zu retten, wäre fast dem gleichen Verhängniß erlegen. Im Jahre 1595 wurde zu Leyden ein Mann aus dem Volke über dem Vorhaben, den Grafen zu ermorden, ergriffen und verhaftet. Nach den gerichtlichen Acten über das freiwillige Bekenntniß des Verbrechers hatten ihm die Jesuiten in Düvay, an die er sich gewandt, die Beichte gehört und das Abendmahl gereicht, ihm einen vierschneidigen Dolch gegeben und, falls er sein verdienstlich heiliges Werk ausführe, eine jährliche Pension und außerdem die ewige Freude im Himmel versprochen. Darauf vertrieben in demselbigen Jahre die vereinigten Staaten der Republik durch ein öffentliches Placat den ganzen Orden als dem Leben der Fürsten und der Ruhe der Staaten gefährlich aus allen ihren Provinzen und verboten es bei schwerer Strafe, auswärtige Jesuitenschulen zu besuchen.

Ein besonderes Augenmerk hatte der Orden auf England gerichtet, um dasselbe der römisch-katholischen Kirche zurückzuerobern. Jesuitische Sendlinge mußten unter den dortigen Katholiken Unzufriedenheit erregen, Verschwörungen anzetteln und einzelne Verwegene zu verbrecherischen Thaten aufstacheln. Daher die wiederholten Mordanschläge auf die Königin Elisabeth, wozu sich William Parry, Babington und Andere mit italienischen, französischen und flandrischen Jesuiten verschworen, und obgleich Elisabeths Nachfolger, Jacob I., den Katholiken Religionsfreiheit gewährte, so hatte doch die jesuitische Lehre von der Gerechtigkeit des Fürstenmords tief genug Wurzel geschlagen, um unter Mitwissenschaft und Gutheißen des Jesuiten-Provincials Garnet, den die englischen Katholiken wie einen Gott verehrten, das unerhörte Verbrechen der Pulververschwörung auszusinnen, durch welche der König

und die königliche Familie sammt dem ganzen Parlament mit Einem grauenvollen Schlage vernichtet werden sollte.

Doch wo möchten wir ein Ende finden, wollten wir den Jesuiten als den Erbfeinden der Reformation auf allen ihren dunklen Wegen folgen? und nur im Vorübergehen werde es hier noch erwähnt, wie sich dieselben auch in das gegen alles Eindringen katholischer Elemente fast hermetisch verschlossene Schweden einzuschleichen wußten, bei der Königin Christine Eingang fanden und es vermittelten, daß dieselbe, wie zum Hohne der Manen ihres Vaters, Gustav Adolfs, des königlichen Helden und Retters des deutschen Protestantismus, zur römisch-katholischen Kirche übertrat; während es außerdem bekannt genug ist, daß der Haupturheber der blutigen Verfolgungen und jedes menschliche Gefühl empörenden Bedrückungen gegen die Evangelischen in Böhmen unter Ferdinand II. kein anderer war als der Jesuit Lamormain, des Kaisers Beichtvater, dem es auch gelang, das verheerende Feuer des dreisigjährigen Kriegs immer von Neuem anzuschüren und durch den Eifer seiner Ordensbrüder das großentheils protestantisch gewordene Oesterreich fast ganz wieder an den römischen Stuhl zu ketten.

Nachdem indeß, wie vorhin bemerkt, in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts der Orden bereits aus mehreren Staaten, aus Portugal, Spanien, Frankreich rc. verbannt war, ließ sich der völlige Sturz desselben nicht lang mehr aufhalten. Nach dem Tode Clemens XIII., der die Jesuiten als die rechten Säulen der Kirche gegen alle Anklagen in Schutz genommen, kam Alles auf die Wahl des neuen Papstes an. Es fiel dieselbe, der jesuitischen Partei im Conclave zuwider, nach langem Kampf auf den Cardinal Ganganelli, der

unter dem Namen Clemens XIV. im Jahr 1769 den päpstlichen Thron bestieg. Einer der edelsten Päpste, die je gewesen, ausgezeichnet durch Gelehrsamkeit, Staatsklugheit, Freisinnigkeit und milden Charakter, war er kein Freund der Jesuiten. Doch trug er großes Bedenken, trotz des Drängens der bourbonischen Höfe, die seine Wahl durchgesetzt, eine noch immer äußerst mächtige Gesellschaft mit einem Male zu stürzen. Lieber wollte er dieselbe reformiren, welches jedoch der damalige Ordensgeneral Ricci kurz zurückwies mit den bekannten Worten: »Sint, ut sunt, aut non sint!« (Sie seien, wie sie sind, oder sie seien nicht.) Mittlerweile ließ der Papst schon im Jahre 1772 mehrere Jesuiten-Seminarien und Collegien: zu Rom und Frascati, zu Bologna und Ferrara schließen, bis er endlich im Jahr 1773 nach genauer Prüfung in einer geheimen Congregation von Cardinälen und Theologen die berühmte Bulle mit den Anfangsworten Dominus ac redemtor noster (unser Herr und Erlöser) unterzeichnete, kraft welcher er aus der Fülle seiner päpstlichen Macht nach reiflicher Ueberlegung die Gesellschaft Jesu gänzlich aufhob, und zwar ausdrücklich für alle Zeiten, aus Rücksicht für den Frieden der Kirche, damit sich die christliche Nation nicht im Schooße der Kirche selbst zerfleische. Zugleich sollten alle ihre Aemter, Häuser, Schulen, Collegien und Hospitien eingehen, ihre Statuten und Gebräuche nicht mehr gelten, die Macht ihres Generals und anderer Vorgesetzten den Bischöfen jedes Sprengels übertragen, kein Novize mehr angenommen und die angenommenen entlassen, das Ordenskleid und der bisherige Name der Gesellschaft abgelegt werden. — Dagegen ward es den bisherigen Mitgliedern der Gesellschaft unter den nöthigen Einschränkungen erlaubt, in andere Orden

zu treten oder als Weltgeistliche gottesdienstliche Handlungen zu verrichten, sich auch dem Unterricht der Jugend zu widmen, wenn sie unnützen Streitigkeiten und sittenverderblichen Lehren absagten. Sobald am Abend des 16. Augusts 1773 die Bulle publicirt war, wurden in Rom alle Häuser der Jesuiten mit Wachen besetzt und den Zusammengerufenen von päpstlichen Abgeordneten ihr Urtheil vorgelesen, der Ordensgeneral aber und dessen Assistenten in die Engelsburg gebracht, wo man ihnen einen Eid abnahm, ihre Güter getreulich anzugeben, welche sie freilich noch zu rechter Zeit in Sicherheit gebracht, auch viele Schriften aus ihren Archiven verbrannt hatten. — Clemens XIV. fühlte wohl, welcher Gefahr er sich ausgesetzt, und soll bei Unterzeichnung der Bulle geäußert haben, er unterschreibe sein Todesurtheil. Ein unheimlicher Schatten folgte von dem Augenblicke an jedem seiner Schritte; bald fingen seine Kräfte an, zu schwinden, und schon im nächsten Jahre 1774 erfolgte sein Tod, wie man vermuthete an Gift, welches ihm von Jesuiten beigebracht worden.

Allerdings war es eine bedeutende, in die kirchlichen und politischen Verhältnisse tief eingreifende geistliche Macht, die zwar schon seit längerer Zeit erschüttert, sich doch immer von Neuem erhoben hatte, nun aber mit einem Male dem gegen sie geführten Schlage erliegen sollte. Nach genauer Berechnung belief sich zur Zeit ihres Sturzes die Zahl der Ordensglieder auf 22,589, darunter 11,293 geweihte Priester, das Ganze eingetheilt in 5 Nationen und 39 Provinzen mit 669 Collegien, 176 Seminarien, 61 Novizial- und 24 Professhäusern, 335 Residenzen und 273 Missionen, letztere theils unter den Heiden, theils in evangelischen, von Rom abgefallenen Ländern. Es begreift sich leicht, daß die päpstliche

Bulle einem so weit ausgebreiteten Orden keineswegs sofort überall ein Ende machte. Aeußerlich war dieß im katholischen Deutschland, in den Niederlanden, in Böhmen, Ungarn und Polen allerdings der Fall; wogegen man nicht ohne Grund annahm, daß die Jesuiten, besonders in Deutschland und Italien, als geheimer Bund fortbeständen und sich unter fremdem Namen auszubreiten suchten. Nur ein deutscher Reichsfürst, Friedrich der Große von Preußen, behielt sie in seinen clevischen und schlesischen Ländern noch mehrere Jahre bei, indem er sie nicht fürchtete und überdieß spöttisch äußerte, er habe im Breslauer Frieden versprochen, den kirchlichen Zustand unverändert zu lassen, und da er Ketzer sei, könne ihn der Papst von der Verbindlichkeit, sein Wort zu halten, und von den Pflichten eines ehrlichen Mannes nicht dispensiren. Unter Friedrich Wilhelm II. dagegen wurde der Orden in Preußen gänzlich aufgehoben, seine Güter eingezogen und der Ertrag derselben den Universitäten Halle und Frankfurt an der Oder überwiesen. In Rußland hatten die Jesuiten unter Katharina II. und Paul I. Schutz gefunden, und erst im J. 1815 wurden sie aus Petersburg, 1821 aber aus dem ganzen Reich wegen Proselytenmacherei verbannt.

Inzwischen war nach dem Sturz Napoleons I. Papst Pius VII. wieder in Rom eingezogen und nahm mit dem Besitz des Kirchenstaats auch alle Rechte wieder in Anspruch, die der päpstliche Stuhl seit längerer Zeit verloren. In dem Wahne, daß durch den Jesuitenorden Thron und Altar am festesten gegen alle revolutionären Versuche gestützt würde, stellte er denselben sofort im Jahr 1814 durch eine eigene Bulle wieder her. Schon der Name Jesuiten erweckte jedoch von Neuem das alte Mißtrauen sowohl der Weltgeistlichen

und der übrigen Orden, als das der Völker, in denen das Streben nach Freiheit zum Durchbruch gekommen, und welche die Jesuiten als Unterdrücker alles geistigen und politischen Aufschwungs betrachteten. Ja allgemein faßte man die Wiedererweckung des Ordens so auf, daß sich in demselben der Papst nur Werkzeuge für eine völlige Repristination der untergegangenen mittelalterlichen Zustände habe schaffen wollen. Eben dieß betrachteten die neuen Jesuiten selbst als ihre Aufgabe. Schroff und fanatisch traten sie allem Neuen entgegen und stellten sich damit in offene, entschiedene Opposition zu den Ideen und Forderungen einer fortgeschrittenen Zeit. Zwar gaben sie sich den Anschein, als ob sie in ihren Unterrichtsanstalten die Jugend zu den Höhen der Geistesbildung hinanführten; allein die Täuschung wurde bald offenbar genug. In ihren Lehrbüchern erschien wieder die alte jesuitische Moral mit allen unsittlichen Lehren; wie z. B. in einem Compendium der Moraltheologie von Moullet, welche 1834 zu Freiburg in der Schweiz erschien, die alte Lehre von der moralischen Probabilität unverändert wieder auftrat. Wer nur zum Schein einen Eid geleistet, heißt es darin, ist vermöge der Religion zu nichts verpflichtet, weil er keinen wahren Eid geschworen. Oder: wenn ein Gläubiger von den Gütern seines Schuldners heimlich soviel nimmt, als dieser ihm schuldig ist, so hat er keinen Diebstahl begangen.

In Spanien, in Sardinien und Piemont fanden die Jesuiten bald wieder Aufnahme, auch in den Kantonen Wallis und Freiburg. In andern Staaten blieben sie vorläufig noch verbannt. Aus Spanien und aus Portugal, wo Don Miguel sie aufgenommen, mußten sie wieder weichen, sobald die

liberale Partei zur Herrschaft gelangte. In Frankreich konnten sie anfangs nur unter dem angenommenen Namen pères de la foi wieder Eingang finden, spielten dann aber unter Ludwig XVIII. und noch mehr unter Carl X. eine bedeutende Rolle. Nur Einiges davon lassen Sie mich anführen.

Schon unter Ludwig XIV. hatten die Jesuiten auf die Visionen einer hysterischen Nonne die Andacht zum geheiligten Herzen Jesu erfunden und Brüderschaften für dieselbe gestiftet. Während der Aufhebung des Ordens war diese association de sacré coeur das Band der geheimen Vereinigung der Jesuiten und ihrer Anhänger. Jetzt unter Ludwig XVIII. verbreiteten sich diese Brüderschaften über ganz Frankreich, sie errichteten Collegien und Seminare zu Paris, Montrouge, St. Acheul 2c., in denen die Jugend systematisch zu ultramontan-kirchlichen und absolutistisch-reactionären Grundsätzen erzogen wurde. Auch erhoben sich auf Betrieb dieser Association wieder Klöster, besonders Frauenklöster in großer Menge; obgleich das Gesetz, durch welches alle geistlichen Orden aufgehoben waren, noch immer bestand. Außerdem wurde im Jahre 1822 mit päpstlicher Genehmigung die s. g. Congregation gegründet, eine Gesellschaft zur Verbreitung der römisch-katholischen Kirche, unter fortwährender Leitung der Jesuiten. Bald zählte dieselbe in ganz Frankreich eine zahllose Menge Mitglieder aus allen Ständen. Alle, welche sich der Regierung empfehlen wollten, traten ihr bei, und da sie vom Papst mit reichlichen Ablässen versehen war, wurde die Theilnahme an derselben um so anziehender. Auch nach dem Sturz der Bourbonen hat die Brüderschaft nicht nur in ganz Frankreich fortgedauert, sondern sich über alle katholischen

Länder in Europa und Amerika verbreitet. Der Beitrag zur Bundescasse war auf einen Sou fixirt. Gleichwohl belief sich seit dem Jahre 1850 die regelmäßige jährliche Einnahme auf 3 Millionen Francs, wovon theils die Missionare in fremden Welttheilen unterhalten, theils aber auch für die Bekehrung der Protestanten, namentlich in Großbritannien, im Norden von Europa und in der Schweiz große Summen verwendet wurden.

Als der Graf von Artois, der sich bisher als das Haupt der absolutistischen Hofpartei und zugleich als äußerst bigott gezeigt hatte, im Jahre 1824 unter dem Namen Carl X. seinem Bruder auf dem Thron folgte, traten unter seiner Regierung die Jesuiten immer offenbarer aus ihrem Dunkel hervor. Mit Hülfe der Bischöfe bemächtigten sie sich eines großen Theils der sog. petits séminaires, Vorschulen für solche, die Geistliche werden wollten. Es gelang ihnen, dieselben weit über das eigentliche Bedürfniß zu vermehren, und nahmen sie darin eine Menge junger Leute auf, die gar nicht beabsichtigten, in den geistlichen Stand zu treten, damit sie allmählig den ganzen Gymnasial-Unterricht an sich rissen und die Jugend der gebildeten Stände für das Joch der Hierarchie und des Absolutismus erzögen. Mehr und mehr wurde dann aber auch dem Volke die Absicht der Regierung klar, nicht sowohl Religiosität zu befördern, als vielmehr die Religion zum Werkzeug unbedingter Gewaltherrschaft zu machen. Selbst ein alter Royalist und frommer Katholik, der Graf von Montlosier, durch den Unfug der Jesuitenpartei empört, trat vor den Kammern als Ankläger der Jesuiten auf; während der immer steigende und lauter werdende Unwille den König nöthigte, an die Stelle des

früheren Ministeriums Villèle das gemäßigt liberale Ministerium Martignac treten zu lassen. Dieses schlug sowohl in kirchlicher als politischer Beziehung eine ganz andere Richtung ein und gab der öffentlichen Meinung über die Jesuiten und den Klagen der Universität über die kleinen Seminarien ihr Recht. Auch wurden die Stiftungen neuer, ungesetzlicher Congregationen verhindert, die vorhandene aber unter strengere Aufsicht gestellt, bis durch jesuitische Intriguen im Jahre 1829 das völlig absolutistische Ministerium Polignac, aus lauter Mitgliedern der Congregation gebildet, an die Spitze der Regierung trat. Ein allgemeiner Schrei des Unwillens erhob sich wider dasselbe, und unter den Schrecken der Julirevolution, die Carl X. nöthigte, abzudanken und Frankreich zu verlassen, vernahm man unter den Tumulten, welche die Straßen von Paris durchtobten, unaufhörlich den Ruf: à bas les Jésuites!

Unter dem Bürgerkönig Louis Philipp folgte dann die Regierung ganz der liberalen Richtung. Den Jesuiten hatte nicht nur Eugène Sué's juif errant einen neuen Stoß gegeben, sondern es wurde auch officiell der Graf Rossi nach Rom gesandt, wo er bewirkte, daß der Papst durch den Ordensgeneral die französischen Jesuiten auffordern ließ, ihre Ordensverbindung aufzugeben, worauf die meisten derselben Frankreich verließen und sich nach Belgien und nach der Schweiz wandten.

In dem katholischen Theile der Schweiz hatte man schon Jahre lang eifrig daran gearbeitet, die Jesuiten überall wieder einzuführen. Es gelang dieß anfangs nur in Wallis und Freiburg, wodurch beide Cantone ganz unter die Herrschaft der Priesterpartei kamen. Von hier aus wurde dann

in der ganzen katholischen Schweiz die Intoleranz und der Haß gegen die Reformirten von den Jesuiten neu angefacht, durch abergläubische Schriften, durch Processionen, Wallfahrten, Missionen, Wunder und Wunderbilder das Volk verdummt, insbesondere auch den vorgeblichen Irrlehren des edlen Freiherrn von Wessenberg, Generalvicars des Bisthums Constanz, mit Ingrimm entgegengewirkt. Bald kamen auch die Urcantone ganz in die Hände der Jesuiten, und wurde durch ihren mächtigen Einfluß Luzern in den Jahren 1840 und 1841 der Centralpunct der ultramontanen Partei, bis im Jahr 1846 die 7 katholischen Cantone den Sonderbund stifteten zur völligen Losreissung von der übrigen Eidgenossenschaft. Im folgenden Jahre faßte jedoch die Tagsatzung den Beschluß, daß der Sonderbund sich aufzulösen habe. Es kam zum Krieg; der Bund der 12 Cantone siegte; die Jesuiten sollten auf ewige Zeiten aus schweizerischem Gebiete verbannt sein, mit ihnen zugleich die Redemtoristen, die Marianisten, die Schulbrüder, die Schulschwestern und die Damen vom heiligen Herzen Jesu.

In Oesterreich endlich hatte der den Jesuiten ganz ähnliche Orden der Redemtoristen oder Liguorianer willige Aufnahme und große Begünstigung gefunden. In Wien namentlich eröffneten sie Unterrichtsanstalten und zeigten sich sehr eifrig im Predigen und Beichte-Hören, mischten sich aber auch recht jesuitisch in Familienverhältnisse, beunruhigten die Protestanten durch Proselytenmacherei und suchten auf jede Weise für ihren Orden Ansehen und Einfluß zu gewinnen. Nicht lange darnach siedelten sich dann auch die Jesuiten selbst in Oestreich wieder an. Nicht nur in Galizien, wohin sie nach ihrer Vertreibung aus Rußland kamen, sondern späterhin

auch in der Lombardei und Venetien, in Ober-Oestreich, Steiermark und Tyrol wurden ihnen Collegien eingeräumt, und setzten sie sich besonders zu Innsbruck fest, bis sie unter den Stürmen der Revolution von 1848 aus Oestreich vertrieben wurden, weiterhin aber ihre alten Positionen wieder einnahmen.

Lassen Sie mich hier schließen und damit einen an sich zwar interessanten, aber wenig erquicklichen Gegenstand verlassen.

Wie bewundernswürdig auch nach allem Mitgetheilten die Betriebsamkeit des Ordens erscheint, welche seltene Ausdauer und Standhaftigkeit derselbe auch unter allen Märtyrern, an welchen es ihm nicht fehlte, bewiesen hat, so läßt sich doch bei aller Unbefangenheit und historischen Unparteilichkeit schwerlich behaupten, daß die Gesellschaft des Namens, nach welchem sie sich nannte, würdig gewesen. Zwar klug wie die Schlangen, fehlte es den Jesuiten im Ganzen doch zu sehr an der Taubeneinfalt, welche der Christ mit der Schlangenklugheit verbinden soll; gleichwie sich in ihrer ganzen Tactik und in ihrem eigenthümlichen Geist und Wesen von dem Geiste wahrer Humanität, tiefen, sittlichen Ernstes, christlicher Liebe und religiöser Duldung wenig finden läßt. Auch möchte es mindestens sehr zweifelhaft sein, ob sie ungeachtet des gewaltigen Anlaufes, den sie nahmen, für die höchsten Güter und Zwecke der Menschheit, für die Kirche Christi und die Zukunft des Reiches Gottes auf Erden Anerkennenswerthes und Ruhmvolles geleistet und bewirkt haben, da ihnen im letzten Grunde Rom und ihr Orden mehr galt als Alles. Gedenken wir aber mit Schmerz und Unwillen daran, wie sie unleugbar nachtheilig gewirkt und den Fortschritt zum Bessern

gehemmt, sowie den Frieden der Völker gestört haben, so mögen wir uns dabei des Glaubens trösten, daß sie niemals wieder zu ihrer früheren Macht gelangen werden; wie sie uns schon jetzt fast nur noch als Schreckgebilde erscheinen ohne Herz, ohne Blut und Leben, die bei dem ersten Morgenstrahl schwinden. Helfen wir nur, Jeder an seinem Theile, der Wahrheit, der Geistesfreiheit und Klarheit zum Siege, so werden mehr und mehr die Geister der Finsterniß weichen vor dem immer reineren, volleren Sonnenaufgang in Ihm, dessen Fest*) wir in nächster Zeit als den Anbruch eines großen Tages der Menschheit, als ein Fest der Freude und des Friedens feiern.

*) Die Vorlesung wurde kurz vor Weihnachten gehalten.

Gebet am Sarge
und
Rede am Grabe
des
weiland Herrn Generalsuperintendenten Althaus,
gestorben zu Wiesbaden den 9., beerdigt den 12. Januar 1863,
von

F. W. Dietz,
Kirchenrath in Wiesbaden.

Am Sarge.

Gnade sey mit Euch von Gott, unserem Vater, der uns berufen hat zum herrlichen Erbtheile der Kinder des Lichts, — und Friede von Christo Jesu, unserem HErrn, dem Fürsten des Lebens, der den Tod überwunden und unvergängliches Wesen an's Licht gebracht hat, — und reicher Trost durch die Kraft des h. Geistes, der die zerschlagenen Herzen erquicket und die Gedemüthigten aufrichtet, — ja Gnade, Friede und Trost vom dreieinigen Gotte sei mit uns Allen! Amen.

Herr, Herr, treuer und barmherziger Gott! Du bist unsere Kraft, unser Trost und unsere Zuflucht für und für, darum suchen wir dich an dieser Stätte des Todes und in

dieser Kammer der Thränen. O Herr, Herr, laß dich finden! Du weißt es, was unsere Seele bewegt, und was wir von dir begehren. Du hast uns den Vielgeliebten genommen, an dem unser Herz hing, darum ist unser Herz voll Trauerns und unser Mund voll Klagens geworden. Wir fragen nicht: warum hast du Solches gethan? denn wir wissen's, auch dieses ist geschehen durch dich, der du allezeit Gedanken des Friedens über uns hast und nimmer des Leids; aber noch will unsere Seele nicht stille werden, weil wir die Stätte leer sehen, da wir vordem des Heimgegangenen sind froh gewesen. So mache denn du, der du Wunden schlägst und Wunden heilest, unsere Seele stille in dir, denn die du stille machst, die werden recht stille, und die du tröstest, die sind recht getröstet. Laß es uns erkennen und bedenken, was du Großes an diesem deinem Knechte gethan hast all die 73 Jahre lang, da er ein Pilgrim und Gast unter uns gewesen ist, auf daß wir dir danken lernen, deine Treue und Barmherzigkeit rühmen und deine Wohlthaten verkündigen. Du hast deine Vateraugen über ihm offen stehen lassen von der ersten Stunde an bis zur letzten; als ein guter Hirte hast du seine Seele geweidet auf grüner Aue, daß ihm nie etwas mangelte bei dir; du hast ihn geleitet auf rechter Straße um deines Namens willen, denn du heißest Erbarmer von Ewigkeit her; du hast ihn getragen in seinem Alter und als seine Haare grau waren, du hast ihn dahinfahren lassen im Frieden, als seine Stunde gekommen war. Darum danken wir dir, der du sein Herr und sein Gott gewesen bist im Leben und im Tode. Wir danken dir insonderheit, daß du ihn gewürdigt hast, dein Arbeiter zu sein in deinem Weinberge, und hast ihm den Stab in seine Hand gegeben, zu

weiden deine Gemeinde 45 Jahre lang. Haben auch die Menschen nicht immerdar seine Verdienste erkannt, du, der du alle Dinge weißt, du weißt auch, wie er dir treu war in deinem Dienste. Wir danken dir, daß du bei seinem Werke ihm Kraft und Hülfe, Trost und Beistand gewesen bist; wir danken dir, daß du seine Arbeit nicht hast vergeblich sein lassen, sondern viel Segen und Frucht geschafft, die da bleibet immerdar.

Und wie hast du in ihm uns geliebet! Wo ist solch ein Gatten-, Vater-, Bruder- und Freundesherz gewesen, wie das seine, das nicht aufgehört hat, zu lieben, bis es aufgehört hat, zu schlagen. Nun ist dieses Herz gebrochen. Aber die Liebe stirbt nicht, und der Segen, der von der Liebe ausgehet, höret nicht auf. So laß denn des Vaters Segen ruhen auf Kindern und Kindeskindern, daß ihnen die Erfahrung dieses Segens ein reicher Trost werde und bleibe. Richte auf die, welche in der Ferne um diesen Todten weinen, und denen es nicht mehr vergönnt war, das theure Angesicht zu schauen, richte auf die, welche hier tiefgebeugt vor dir stehen, und die den letzten Dienst treuer Pflege an ihm gethan haben; laß sie gewiß werden, du lebest, und wir sollen auch leben, daß sie den Todten nicht in den Gräbern suchen, sondern bei dir, dem er gelebet hat und gestorben ist; laß sie halten an der Hoffnung, zu der auch wir wiedergeboren sind durch die Auferstehung deines Sohnes, daß wer an ihn glaubet, lebet, ob er auch stürbe. Gib nun der Seele, die nach dir sich gesehnet und gedürstet hat, den Frieden, der über alle Vernunft ist; gib diesem gebrochenen Leibe, diesen müden Gliedern, zu ruhen in der stillen Kammer, da wir Staub zum Staube betten, bis auch dieses Verwesliche das Unverwesliche

anziehen wird. Ja Friede sei mit ihm, Friede und Trost sei mit uns Allen! Amen.

Vater Unser ꝛc.

Segen.

Am Grabe.

Selig sind die Todten, die in dem HErrn sterben; der Geist spricht: sie ruhen von ihrer Arbeit, und ihre Werke folgen ihnen nach! Amen.

„Christus ist mein Leben, Sterben ist mein Gewinn, ich habe Lust, abzuscheiden und bei Christo zu sein!“ Dieses Wort des großen Apostels hat der theure Todte, an dessen Grab wir stehen, vor wenigen Monaten der treuen Freundin und Verwandten, welche seines Alters Pflegerin war, in ihr Gedenkbuch geschrieben, um sie in sinniger Weise daran zu erinnern, er fühle, die Zeit seines Abschiedes sei nahe; — „Christus ist mein Leben, Sterben mein Gewinn,“ das war das letzte Gebet, mit welchem der Entschlafene sich selbst zum seligen Heimgange vorbereitete, und wie dieses selbige Wort als Grabgesang eben über diese Todtenhügel dahingegangen ist, so soll es nun auch der Anknüpfungspunkt für den Nachruf werden, mit welchem ich sein Gedächtniß noch einmal an dieser Stätte zu ehren mich verpflichtet fühle. Kann doch sein innerstes Wesen und seine ganze Art, zu sein, kaum kürzer und zugleich treffender bezeichnet werden als mit diesem Einen: „Christus war sein Leben und Sterben sein Gewinn!“

Denn dem HErrn anzugehören, ihn zu gewinnen, ganz sein eigen zu sein, — das war das Streben unseres Freundes sein Leben lang — all die 73 Jahre her, die seine Wallfahrt unter uns währte; dem HErrn zu dienen, sein Werk zu thun, seine Gemeinde zu weiden, das ist der Beruf des Vollendeten gewesen, so lange er das Amt eines evangel. Predigers in seiner Heimath begleitete. Und will es mir auch nicht ziemen, hier die Verdienste des Mannes, der nie eitler Ehre geizig war, aufzuzählen, welche sich derselbe um seine vaterländische Kirche erworben hat, — das wenigstens darf nicht verschwiegen werden, daß er stets bemüht war, dieselbe nur zu erbauen auf dem Grunde der Apostel und der Propheten, da Jesus Christus der Eckstein ist, und Er, der Erzhirte und Bischof unserer Seelen, der es wohl wußte, wie lieb dieser ihn hatte, und der ihm um seiner Liebe willen zu Ihm 45 Jahre lang den Hirtenstab in die Hand gelegt hat, wird es dereinstens offenbar werden lassen, daß seine Arbeit in seinem Weinberge nicht vergeblich war.

Aber auch wir haben dessen ein Zeugniß, daß „Christus sein Leben war," denn wir haben es ja gesehen, von welcher Innigkeit sein Glaube, von welcher Wärme seine Liebe, von welcher Lauterkeit sein Wandel war. Wie er nämlich noch auf seinem Sterbebette äußerte: „nicht darauf komme es an, welchem Sonderbekenntnisse Jemand angehöre, sondern darauf, daß er seine Zugehörigkeit zu Christo durch Wort und That bezeuge," so ist er auch ein Bekenner des Herrn gewesen durch sein Leben und Verhalten. Darum aber war er auch in seiner Liebe so weitherzig, in Jedem einen Bruder in Christo zu erkennen, ob er auch sonst nicht in allen Stücken dessen Ansichten theilte, von dem er sah und

wußte, daß es ihm mit seinem Christenthume ernst war; darum war er endlich auch unbefangen genug, in Allem, was groß, wahr, schön und edel genannt werden kann, noch eine Beziehung zum Christlichen zu finden und sich dafür zu begeistern. Und gerade diese Weitherzigkeit und Unbefangenheit, diese Milde im Urtheile über Andere, diese Fähigkeit, auf fremde Ueberzeugungen und in fremde Naturen einzugehen, dieses „Wahrheitsuchen in Liebe“ hat uns den Entschlafenen so liebenswürdig erscheinen lassen und wird uns seine ehrwürdige Gestalt und Persönlichkeit unvergeßlich machen. Ihr wißt es, als ein Fremder und Unbekannter ist er in unsere Mitte getreten, aber in Christo ist er uns bald ein Bekannter und Vertrauter geworden, denn er blieb keinem Werke fremd, das unter uns in Christi Namen und zu Christi Ehre getrieben wurde. Wie eifrig hat er sich bei den Versammlungen betheiligt, in denen wir über die Kirche des HErrn Berathungen pflogen, und wie oft uns dabei durch seinen reichen Schatz von Erfahrung mit allerlei Weisheit unterstützt! Wie willig hat er sich uns als einen Gehülfen an die Seite gestellt und in so mancher befreundeten Familie still und ohne Aufsehen, aber nicht ohne manchen Segen für das Reich Gottes gewirkt! Wie gern hat er die Stunden seiner Muße geopfert, um durch Vorträge voll Geist und Leben die Zwecke des Frauenvereins der Gustav-Adolf-Stiftung, des Zionsvereins und anderer Vereine zu fördern! Wahrlich, wo solcher Eifer für den HErrn und seine Sache ist, da ist Liebe zu dem HErrn, da ist Leben in dem HErrn.

Um aber zu wissen, wie er sich auch in dem engsten Kreise, in seiner Familie, als einen Solchen erwiesen hat, in welchem Christus wohnte, lebte und wirkte, — müßte ich

Euch sagen, — was diese hier, seine Kinder, was seine Verwandten, was seine Vertrauten von der Liebe erzählen, mit der er an den Seinigen gehangen hat; — müßte ich Euch sagen, wie er die Stunden sehnsüchtig zählte, bis es ihm vergönnt war, seine Söhne und Töchter und Enkel aufzusuchen und in deren Mitte zu verweilen; müßte ich Euch sagen von der Aufopferung, von der Hingebung und Ausdauer, mit welcher die Selbstverleugnung zärtlicher Verwandtenliebe ihn auf seinem Krankenlager gepflegt hat; denn dann würdet Ihr zugeben: wo solche Liebe waltet, wo solche Liebe gesäet und geerndtet wird, da muß Liebe zum HErrn das Band der Gemeinschaft sein; wo aber die Liebe des HErrn ist, da ist sein Geist, da ist sein Leben. Weil nun Christus sein Leben war, darum ist Sterben ihm Gewinn geworden! Das Wort, welches über seinem Todtenbette geschrieben stand: „Ich habe dich je und je geliebet und aus lauter Güte zu mir gezogen", beweist uns, wie er den Tod anzusehen gewohnt war, nämlich als einen seligen Heimgang zum HErrn, als ein Emporgetragenwerden von den Armen treuer Gottes- und Heilandsliebe aus diesem endlichen und unvollkommenen Wesen zu dem, was ewig und unvergänglich ist.

Und so ist er denn nun bei dir, HErr, unser Heiland, den er gesucht und geliebt hat sein Leben lang; so laß ihn denn nun in dem sein und bleiben, was dein und deines Vaters ist. Gib ihm nach seinem Glauben, seiner Liebe, seinen Werken den Lohn der Gerechten. Gedenke nicht seiner Sünden und seiner Uebertretungen, sondern gedenke seiner nach deiner großen Barmherzigkeit und laß vor dir sein, was er gewollt, erstrebt und gewirket hat. Kröne ihn mit der un-

vergänglichen Krone, die der Treue verheißen ist. Der du gesaget hast: „die Lehrer sollen leuchten wie des Himmels Glanz und die, welche Viele zur Gerechtigkeit weisen, wie die Sterne immer und ewiglich," laß sein Gedächtniß bleiben im Segen bei denen, denen er ein Lehrer und Führer zur Gerechtigkeit war. — Erleuchte dein Angesicht über denen, die du mit seinem Abschiede betrübet hast, daß sie deines Trostes froh werden, und ihre Seele stille sei in dir!

Uns aber lehre bedenken, daß wir dir leben und dir sterben müssen, auf daß auch wir dein sein mögen im Leben und im Tode! Amen.

Vater Unser 2c.

Einsegnung der Leiche.

Segen.



Geschichte
der Entstehung, der Kämpfe und des Unterganges evangelischer Gemeinden in Deutschland.

Von

Professor Dr. Heppe in Marburg.

1. Heft: Hammelburg und Fulda.

Preis: 12 Ngr.

Dem Central-Vorstand des Gustav-Adolph-Vereins gewidmet.

Wenn wir im Allgemeinen annehmen, daß die Geschichte der Reformation in ihren siegenden Fortschritten in Deutschland dem protestantischen Volke bekannt ist, so ist das eine Thatsache, bei der freilich wohl weniger das Einzelne in Betracht kommt, als die allgemeinen Umrisse. Wenn wir aber darnach fragen, wie es hier und da stand, als die eiserne Hand der Gewalt in Verbindung mit den Schlangenwindungen der List und Arglist den Protestantismus erdrückte, das Licht des lauteren Evangeliums wieder unter den Scheffel brachte, das Joch päpstlicher Satzungen dem evangelischen Volke wieder auf den Nacken legte; wenn wir nach den Wegen und Mitteln fragen oder nach den Personen, die das gewaltsam bewirkten, wie es namentlich in der Mitte des 16. Jahrhunderts geschah, so finden wir, daß das ein mit sieben Siegeln verschlossenes Buch ist. In einzelnen Gegenden ist Manches aus diesen oft so blutigen Tagen unauslöschlich in die Seelen derer gegraben, die von denen abstammen, welche irgendwie das Kleinod ihres Glaubens retteten, aber bei weitem nicht in dem Maße, wie

es sein sollte. So wird der evangelische Schlesier wohl mit bebendem Herzen die Namen: Liechtensteiner und Jesuiten aussprechen, der Pfälzer von Spinola und seinen „spanischen Molchen“ zu erzählen wissen, was die Haare emporsträubt, und anderswo mehr.

Was geschichtliche Mittheilungen in frischer, anschaulicher Weise vermögen, das zeigt uns die Bekanntschaft unseres Volkes mit den schweren Geschicken der Salzburger „Exulanten“ unter Firmians eiserner Faust; allein das haben nicht neuere Schriften gethan, am wenigsten Panse's Buch, sondern des frommen Bergknappen Schilderungen, dessen Lied: „Ich bin ein armer Exulant“ noch im Munde des Volkes, selbst am fernen Rheine lebt. Das sind Ueberlieferungen einerseits, andrerseits die Gewalt des einfach wahren, darum mächtigen Wortes. Aber wenn wir fragen: wie sind die Hunderttausende evangelischer Gemeinden ausgerottet oder wieder in die katholische Kirche zurückgebracht worden? was ist in Trier, Köln, Münster und so vielen, vielen Städten und Ländern geschehen, den Protestantismus auszurotten mit Stumpf und Stiel? wie ist es geschehen, daß ganze Ländergebiete unter das Joch Römischer Satzungen zurückgebracht worden? — dann stehet unser evangelisches Volk vor dem ihm verschlossenen Buch mit sieben Siegeln.

Den Lesern der fliegenden Blätter des Centralvereins der evangelischen Gustav-Adolph-Stiftung ist es bekannt, daß diese es sich angelegen sein lassen, die dunkle Zeit, von der wir reden, je und dann aufzuklären, und auf die Thränen- und Blutströme hinzudeuten, welche jene Zeit der Ausrottung des evangelischen Bekenntnisses bezeichnen. Das Büchlein, welches unter dem Titel: Johannes Tonfor, von W. O. von Horn 2c., im Verlage von Julius Niedner erschienen ist, thut es auch im Gebiete der Unterpfalz; aber das sind doch nur einzelne Streif-, wohl auch Schlaglichter, welche auf dieses dunkle Gebiet der Verkümmerung und Unterdrückung des Evangeliums fallen, kein Ganzes. Darum hat es sich der Verfasser zur Aufgabe gestellt, in einer Reihe von Einzeldarstellungen nach und nach ein Ganzes dem evangelischen Volke zu bieten. Es soll dieß Werk die Geschicke einzelner evangelisch gewesener und von der katholischen Kirche wieder zurückeroberter Ländergebiete und Gemeinden ausführlich dem Leser vorführen. Jedes einzelne Heft wird die Geschichte irgend einer in sich abgeschlossenen evangelischen Gemeinde oder Gemeinschaft, welche gewaltsam um ihr Glaubenskleinod gebracht wurde, einschließen. Es wird bis in's Einzelnste nachweisen, wie in diesem Gebiete oder in den Mauern einer Stadt der evangelische Glaube Wurzel geschlagen hat und den Sieg über das Papstthum errang, wie dann, als die Jesuiten im Bunde mit der äußerlichen Macht und Gewalt, oft mit Feuer und Schwert, daran gingen, die Art an die Wurzel evangelischen Bekenntnisses zu legen, die Bekenner des Evangeliums gelitten und gekämpft haben.

Aus diesen Sonderdarstellungen wird ein Ganzes erwachsen, welches die sieben Siegel jenes verschlossenen Buches löst, „eine evangelische Volksbibliothek“, welche dem evangelischen Volke zeigt, wie mächtig einst seine theure Kirche war, welche Mittel man anwandte, für diese Macht, diesen

Umfang zu entreissen, welcher Glaubensmuth die Väter beseelte, welche Leiden über sie kamen, und welcher grause Jammer die Wege der Sieger bezeichnete.

Der Verfasser wird für die Darstellungen in dieser „evangelischen Volksbibliothek" nur die Ergebnisse genauer, sorgfältiger, geschichtlicher Quellenforschung benutzen, Ergebnisse, die er selbst errungen hat durch lange gewissenhafte Anstrengung. Die Darstellung wird einfach, gemeinverständlich sein. Er wird die Thatsachen geben, ja sie vor dem Blick des Lesers sich entwickeln lassen in aller Folgerichtigkeit und Wahrheit.

Sein Zweck ist Aufklärung dieser meist dunkeln Begebenheiten und dadurch nicht nur Vermehrung und Förderung evangelischer Erkenntniß, sondern auch Stärkung des evangelischen Bewußtseins und Befestigung in der Treue evangelischen Bekenntnisses.

VADEMECUM PASTORALE.

Das ist

Hand- und Taschen-Agende

für

evangelische Geistliche.

Aus den besten älteren und neueren Agenden und Gebetbüchern

zusammengestellt von

Emil Ohly,

Evangelischem Pfarrer zu Kriegsheim bei Worms.

Elegant und dauerhaft gebunden. Taschenformat.

Preis nur 25 Ngr.

Das Vademecum pastorale, dessen Inhalt der durch die Redaction der „Homiletischen Vierteljahrsschrift: „Mancherlei Gaben und Ein Geist" dem theologischen Publikum bereits bekannte Herr Herausgeber aus den besten und bewährtesten älteren und neueren Agenden und Gebetbüchern sowohl mit großem Fleiße, als feinem Takte gesammelt und zu einem Ganzen zusammengestellt hat, hat im Entferntesten den Zweck nicht, officielle landeskirchliche Agenden zu verdrängen. Es will nur der evangelischen Geistlichkeit die nothwendigsten Formulare und Gebete für den

kirchlichen Dienst in der handlichsten Form zum Gebrauche in Noth- oder solchen Fällen bieten, wo das Mitnehmen der gewöhnlich in unbequemen, großen Formaten erschienenen officiellen Agenden im höchsten Grade lästig erscheint.

Die Hand-Agende erschien darum in Taschenformat, aber doch mit scharfem, deutlichem Druck, der selbst dem schwächsten Auge noch deutlich genug ist, und in einer äußeren Ausstattung, die an Eleganz nichts zu wünschen übrig lassen dürfte.

Ein schöner, kernhafter seelsorgerlicher Theil, vornehmlich für das Kranken- und Sterbebett, Eidesbelehrung u. s. w. berechnet, und andere auch recht praktische Anhänge und Zugaben lassen das Büchlein ein Vademecum pastorale im eigentlichsten Sinne des Wortes, — praktisch in jeder Hinsicht sein. Es eignet sich auch für jedes Christenhaus, vornehmlich am Kranken- und Sterbebett, und besonders auch für Lehrer, die an solchen Orten, an denen kein Geistlicher sich befindet, den Samariterdienst des Krankenbesuches übernehmen.

DIARIUM PASTORALE.

Das ist

Notizbuch für evangelische Geistliche.

Zusammengestellt und herausgegeben

von

Emil Ohly,

Evangelischem Pfarrer in Kriegsheim bei Worms.

fl. 8. Gebunden. Preis: 20 Sgr.

Das Buch enthält Tabellen und Schemate zu allen im amtlichen Leben des Geistlichen vorkommenden Anzeigen und Handlungen.

„Mancherlei Gaben und Ein Geist.“

Eine homiletische Vierteljahrsschrift für das evangelische Deutschland.

Herausgegeben von

Emil Ohly,

evangelischem Pfarrer in Kriegsheim bei Worms.

Unter Mitwirkung von: **Karl Gerok**, Amtsdecan in Stuttgart, Dr. **Hoffmann**, Generalsuperintendent in Berlin, Dr. **Beyschlag**, Professor in Halle, **Müller**, Oberconsistorialrath in Stuttgart, Dr. **Cosack**, Pro-

fessor an der Universität in Königsberg, **J. Sturm,** Pfarrer in Köstritz, **Deichert,** Pfarrer in Grüningen, **Müllensiefen,** Prediger an der Kirche zu St. Mariae in Berlin, **Nesselmann,** Pfarrer in Elbing, **Dr F. Arndt,** Prediger an der Parochialkirche in Berlin, **Dr. Steinmeyer,** Professor an der Universität in Berlin, **Dr. van Oosterzee,** Pfarrer in Rotterdam, **Schapper,** Superintendent, Director des Prediger-Seminars in Wittenberg, **Ball,** Consistorialrath in Coblenz, **Dr. Plitt,** Professor in Bonn, **Heintzeler,** Decan in Welzheim &c. **und einer noch großen Anzahl namhafter Prediger.**

Groß Octav. **Erster Jahrgang, zweite Auflage.** Rthlr. 2. 20 Ngr.

Groß Octav. **Zweiter Jahrgang.** Rthlr. 2. 20 Ngr.

Es dürfte für jeden Geistlichen anziehend und anregend sein, zu sehen, auf welche Weise tüchtige Amtsgenossen ihre Aufgabe zu lösen streben. Die oben genannte „Homiletische Vierteljahrsschrift“ möchte hier ein treu helfender und fördernder Freund sein, und darum bieten wir in derselben ein „Homiletisches Hilfsbuch“ dar, das eben zur geistig freien Bearbeitung der sonn- und festtäglichen Evangelien und Episteln, sowie einer reichen Anzahl freier, jedoch der Ordnung des christlichen Kirchenjahres angepaßter Texte anregen soll und außerdem den reichhaltigsten und gediegensten Stoff zur Bearbeitung casueller Predigten darbietet.

Um nun diesen Zweck möglichst allgemein zu erreichen, geben wir jeden Sonn- und Festtag weiter ausgeführte Dispositionen, nämlich für Evangelium, für Epistel und für freie Texte; außerdem noch eine große Auswahl zu casuellen Predigten und Reden und zum Schlusse eine ausführliche theologische Bibliographie.

Wir wollen dazu helfen, daß mancher Schatz, der verborgen daliegt, gehoben, und damit manche lebendige und kräftige Predigt, welche nur in der Gemeinde, in der sie gehalten wurde, bekannt ist, für weitere Kreise nutz- und fruchtbar gemacht werde, wobei ohne Zweifel jedem Prediger, als einem Manne vom Fache, Dispositionen, in unserer Weise geboten, weit angenehmer sein dürften, als ganze Predigten. Die Zeitschrift bringt also nicht ganze Predigten, sondern ausgeführte Dispositionen.

Die „Homiletische Zeitschrift“ hat sowohl durch die Reichhaltigkeit und Mannigfaltigkeit ihres Stoffes, als auch durch die lebendige Form, in welcher die Dispositionen geboten werden, bei allen praktischen Geistlichen einem allgemein gefühlten Bedürfniß abgeholfen und somit sehr großen Anklang gefunden, zumal durch Gewinnung der tüchtigsten Arbeitskräfte im evangelischen Deutschland es der Redaction möglich wurde, nur Ausgezeichnetes zu liefern.

Das hier gebotene erste Heft des dritten Jahrganges

enthält, ohne daß der bisherige Plan geändert, oder weniger geliefert wurde:

1) Homiletische und pastoral-theologische Abhandlungen;
2) Exegetische Bearbeitung des Textes mit daran angeknüpften Winken für die homiletische Behandlung desselben und angehängten kürzeren Thematen;
3) Als Anhang: Geistliche Lieder. — Das Neueste von Karl Gerok, Julius Sturm, Albert Knapp.

---

wissenschaften hat er sich auch umgesehen, man freut sich über seinen Reichthum an Kenntnissen, über das Sinnige in seinem Beobachten und Forschen; und daß er sein Wissen an den Mann zu bringen versteht, und nebenbei auch die Hausfrau einen guten Rath drein bekommt, weiß Jeder, der seine Art kennt. Die größte Meisterschaft aber bekundet er im Zeichnen der Charactere und in der Schilderung interessanter Situationen, und wie ein geistlicher Vater erscheint er vor dem Publikum seiner großen und kleinen Leser, wenn er Blicke eröffnet in die wunderbaren, heiligen Führungen Gottes aus Nacht zum Licht, aus Sünde in Buße, wie sie dem ernstlich Ringenden zum erstrebten Wohlsein verhilft, die Unverbesserlichen aber straft mit verdientem Elend. Allen seinen Erzählungen spürt man die wahre, lautere Herzensfrömmigkeit, die gläubige Innigkeit, den sittlichen Ernst ab, mag er nun den ernsten Ton anschlagen, oder seinen Humor walten lassen.

Vergebens haben es Andere versucht, es dem Spinnstubenschreiber nachzumachen; Keiner hat ihn erreicht, in seiner Art ist er unübertroffen.

So zeigt sich Horn in seinen in gleichem Verlag erschienenen kleinen Schriften für das Volk und die Jugend, die darum in immer neuen Auflagen erscheinen müssen, weil sich fortwährend ihr Leserkreis erweitert, so tritt er auch auf, nur noch kräftiger und weit mehr Unterhaltung und anziehende Belehrung bietend, in seiner größeren Volksschrift, der Maje, zu der er mit die bedeutendsten Schriftsteller Deutschlands als Mitarbeiter gewonnen hat, und die ohne Zweifel einst in der Literaturgeschichte unserer Zeit als Werk ächter Popularität, deutscher Gründlichkeit, sittlicher Lauterkeit und feinen Geschmacks der Masse sittenverderblicher Literatur gegenüber gerühmt werden wird.

Nehmen wir die 6 Hefte des diesjährigen (VI.) Jahrgangs zur Hand. In der Zeichnung des Titelblatts meint man den Herausgeber selbst zu erkennen, die Maje in der Hand, und gern gesellt man sich zur Zuhörerschaft des freundlichen Mannes. Schlagen wir das Titelblatt herum, sogleich fällt ein schöner Holzschnitt oder Stahlstich in's Auge. Da präsentiren sich, alle wohlgetroffen, die Hühner- und Laufvögel, vom Vogel Strauß an bis zum Rebhuhn; dort die gewaltigen Dickhäuter, vom Elephanten herab bis zum Esel und Klippschliefer, und F. H. Snell hat sie alle näher beschrieben, ein Mann, der die Bibel auch als Zoologe studirt hat. Dort die Rheinstädte und Burgen: Braubach mit der Marxburg, Sonneck, Lahneck, deren Geschichte und Sagen Horn mitgetheilt hat, und im ersten Hefte: „Der Wittwe Heimkehr", ein einziges Bild, das man immer wieder betrachtet, und erst recht versteht man es, wenn man Horns schöne Erzählung dazu liest.

Damit sind schon einige Arbeiten in der Maje genannt. Zu denen von Horn kommt noch ein „schauerliches Räthsel", das er den Gerichtsacten und mündlichen Ueberlieferungen nacherzählt hat, und das Leben zweier Dichter. Von den Mitarbeitern beschreibt P. Stein eine Königskrönung im 15. Jahrhundert, E. Ohly das Leben der edlen Dagmar Hardenberg, C. H. Otto gibt eine köstliche Dorfgeschichte „das Fräulein und seine Nachbarn",

M. S—r. führt zurück in die dunkeln Zeiten aus dem Leben einer kleinen Stadt, H. Hensler führt einen Sonderling des vorigen Jahrhunderts vor, Dr. Oppel giebt im Gewand einer originellen Erzählung ein durchschlagendes Mittel gegen Langeweile, W. Raabe erzählt in unnachahmlicher Weise die Geschichte der Hämel'schen Kinder. Historische Arbeiten hat H. W. Stoll geliefert über den rheinischen Städtebund und über den politischen Aufschwung der deutschen Städte unter Heinrich IV., und E. Heusinger gibt aus den deutschen Freiheitskriegen das Lebensbild des edlen Teimer, Freiherrn von Wiltau. Als Geograph tritt nichts weniger als trocken, vielmehr seine Beschreibungen mit interessanten Reiseerlebnissen und culturhistorischen Notizen durchwebend, Dr. G. Hartwig auf in Aufsätzen über das Feuerland, die Magalhaensstraße, die Patagonier. Besonders nennenswerth sind desselben Verfassers naturgeschichtliche Arbeiten: „Gott in der Natur", in denen er bald hinauf zu den Sternen, bald hinab in die Tiefen des Meeres zu den Fischen, bald zu den Spinnen sich wendet und die Größe Gottes und die Harmonie in seiner Schöpfung an diesen Werken seiner Allmacht und Weisheit überzeugend, wohlthuend nachweist. Dr. Meier-Merian beschreibt in gleich ansprechender Weise auf Grund gelehrter Forschungen „das organische Leben an seinen Grenzen", Dr. Dippel die Chinabäume und deren Verpflanzung nach Ostindien, sowie zwei winzig kleine und doch gewaltige Landeroberer. Von Dr. A. Vogel ist eine Arbeit geboten über das Bewohnen neuer Häuser, und zum Schlusse jeden Heftes gibt der Herausgeber unter dem Titel „Dies und Das" zweckmäßige, belehrende, zum Theil humoristische kleine Aufsätze.

Diese kurze Inhaltsanzeige möge genügen, um auf die Maje als eine vorzügliche unterhaltende und wahrhaft bildende Volksschrift von Neuem aufmerksam zu machen.

Die Bände I. bis V. der Maje, die, weil sie Zeitereignisse nicht besprechen, nicht veraltet sind, sind noch in wenig Exemplaren vorräthig.

Der VI. Band ist soeben vollendet worden.

Volks- und Jugendschriften

von

W. O. von Horn,

dem Spinnstubenschreiber.

Die Silberflotte oder der Herr verläßt die Seinen nicht.
Zwei Ausbrüche des Vesuv's.
Während und nach der Zerstörung von Magdeburg. Nach den Mittheilungen eines Augenzeugen.

Franz Drake, der Mann, der uns die Kartoffeln gebracht hat.
Benjamin Franklin. Lebensbild eines Ehrenmannes in Amerika.
Der Admiral de Ruiter. Leben eines Seehelden.
Hans Conrad Escher von der Linth. Leben eines braven Schweizers.
Das Schloß-Nobbele. Eine Geschichte aus den Zeiten Friedrichs des V. von der Pfalz.
Olaf Thorlacksen. Eine Isländische Geschichte.
Hualma. Die Peruanerin. Eine Geschichte von der Auffindung der Fieberrinde.
Der Orkan auf Cuba.
Das Erdbeben von Lissabon.
Der Brand von Moskau.
Das Leben des Feldmarschalls Derfflinger.
Das Leben des Prinzen Eugenius.
Der Ostindienfahrer.
Der Herr ist mein Schild. Geschichte einer nach Sibirien verbannten Familie.
Von den zwei Savoyarden-Büblein.
Ein Kongo-Neger. Eine Geschichte aus dem Sclavenleben St. Domingo's.
Das Büchlein vom Feldmarschall Blücher.
Von dem Neffen, der seinen Onkel sucht.
Die Boorenfamilie von Klaarfontein.
Gottfried Pollmann. Eine Geschichte aus dem siebenjährigen Krieg.
Der Strandläufer. Eine Geschichte aus den Dünen der Nordsee.
Von dem Manne, der uns den Weg nach Amerika gewiesen hat.
Die Gemsjäger. Eine Geschichte aus den Alpen der Schweiz.
Die Vergeltung.
Die Korsarenjagd im indischen Inselmeer.
Die Biberfänger. Eine amerikanische Geschichte.
Leben der Kurfürstin Dorothea und der Landgräfin Elisabeth.
Die Eroberung von Algier.
Wie Einer ein Walfischfänger wurde, und was er dabei erfuhr und erlebte.
Hans Joachim von Zieten's Leben und Thaten.
Simon. Lebensgeschichte eines Negersclaven in Brasilien.
Vormund und Mündel. Eine Geschichte aus der Vorzeit.
Von Einem, der das Glück gesucht. Eine wahre Geschichte.
Blücher's Schützling. Eine Geschichte aus den Jahren 1813 und 1814.
Die Belagerung von Wien. Eine Geschichte aus dem Jahre 1683.
Der Lohn einer guten That. Eine Geschichte aus Indiens neuesten Ereignissen.
Christian Fürchtegott Gellert. Ein Lebensbild.
Der alte Vincke. Ein Lebensbild.
Von dem frischen und muthigen Seydlitz. Ein Lebensbild.
Der Mulatte. Eine Geschichte aus dem Pflanzerleben von Florida.
Auf dem Mississippi. Mittheilungen eines Deutschen in Amerika.
Carl Friederici's Kriegsfahrten anno 1813 und 1814. Eine Geschichte nach den mündlichen Erzählungen dessen, der die Kriegsfahrten gemacht.
Johann Jacob Astor. Ein Lebensbild.
Elisabeth Fry. Der Engel der Gefangenen.
Der Schiffsjunge und sein Lebensgang.
Diamantina. Eine Geschichte.
Das Pathengeschenk. Eine Geschichte.
James Watt, der Erfinder.
Georg Stephenson, der Mann der Eisenbahnen.
Der Gaucho. Eine Geschichte.
Der Weißkopf. Eine Geschichte.
Der Domrabe. Eine Geschichte.

55 Bändchen, elegant cartonnirt mit illustrirtem Umschlag. — Preis eines jeden Bändchens mit je 4 Stahlstichen 7½ Ngr. = 24 kr. rh.

Ein wahrer, ächter, durch und durch deutscher Volks- und Jugend-

schriftsteller im edelsten Sinne des Wortes, — das ist unser W. O. von Horn.

Wodurch fesselt er so mächtig seine Leser? Wie kommt es, daß Alt und Jung so vertrauensvoll an ihm hängen, daß sein Name beliebt und verehrt ist, soweit die deutsche Zunge klingt? Es ist nicht nur, weil er so meisterhaft zu erzählen weiß, weil Belehrung und Humor, Ernst und Scherz, Früchte und Blüthen sich so anmuthig in seinen Schriften verflechten, sondern vorzüglich auch, weil bei ihm Alles so lebendig und frisch aus dem warmen Herzen quillt, weil das wohlwollendste Gemüth seine Feder beseelt, weil er die Menschen so gerne glücklich sehen möchte, und es ihn drängt, sie auf den einzig richtigen Weg zu leiten, der zum Glücke führt — den der sittlichen Vervollkommnung. Mit einem Wort, seine Leser lieben ihn, weil er sie liebt, weil sie es auf jeder Seite fühlen, daß ein treuer, väterlicher, erfahrener Freund und Rathgeber mit ihnen spricht.

In den „Volks- und Jugendschriften" des trefflichen Spinnstubenschreibers finden sich alle Vorzüge desselben vereinigt, und die Wahl seiner Stoffe ist nicht minder glücklich zu nennen, als die Art und Weise, wie er sie vorträgt. Bald sind es gewaltige Naturerscheinungen, die er uns schildert: — Der Orkan auf Cuba, Das Erdbeben von Lissabon, Zwei Ausbrüche des Vesuvs —, bald großartige geschichtliche Begebenheiten: — Der Brand von Moskau, Die Eroberung von Algier. — Hier führt er uns in die glühende Pracht der Tropenwelt: — Diamantina, Der Ostindienfahrer —, dort in den hohen Norden: — Der Herr ist mein Schild —; nun an's Meer: — Der Strandläufer —, und dann in's Hochgebirge: — Von den zwei Savoyarden-Büblein. — Er folgt den Spuren des Gemsjägers in die Alpen, und des Biberfängers an die amerikanischen Seeen, sowie des Walfischfahrers in die Einöden des Oceans. Doch wohl wissend, wie anregend und aufmunternd das gute Beispiel wirkt, läßt er es in dieser kleinen, aber reichhaltigen Volksbibliothek an anziehenden Lebensschilderungen bedeutender Männer nicht fehlen und erzählt so herzlich und anmuthig von Zieten und Blücher, von Astor und Elisabeth Fry, von Derfflinger und Prinz Eugenius, von Stephenson, dem Mann der Eisenbahnen, und James Watt, dem Erfinder, von Gellert und vom alten Vincke, von Franz Drake und Benjamin Franklin, daß eine solche Lectüre durchaus nicht verfehlen kann, den besten Einfluß auf den Geist der heranwachsenden Jugend auszuüben.

Kein Wunder also, daß die „Volks- und Jugendschriften" von W. O. von Horn — auf so mannigfache Weise belehrend, unterhaltend und fördernd — überall so rühmlich anerkannt und so weit verbreitet sind, denn wer das Eine liest, wünscht auch das Andere zu lesen, und der Familienvater, der ihn einmal hat kennen lernen, weiß, daß er keinen zuverlässigeren Rathgeber und treueren Freund in den Kreis der Seinigen einführen kann.





